



Günter Schaaf

Als Zwangsarbeiter in Frankreich

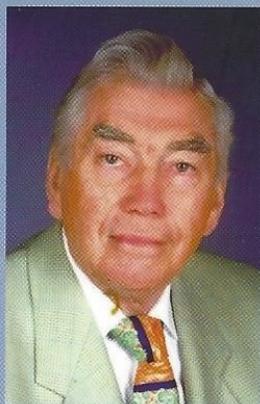
1945 bis zur Flucht 1948



Vor 60 Jahren

Im Frühjahr 1948 gelang dem damals 22jährigen Günter Schaaf die Flucht aus französischer Gefangenschaft. Es war sein dritter Versuch zu fliehen, nachdem er 1945 aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft auf den berüchtigten Rheinwiesen an die Franzosen überstellt wurde. Von da an fühlte er sich als Zwangsarbeiter in Frankreich.

Günter Schaaf hat nicht nur ein spannendes und wichtiges Zeitdokument über das kleinbäuerliche Frankreich in der Nachkriegszeit geschrieben. Er hat sich auch mit der Schuld am Tod von vermutlich 700.000 deutschen Soldaten befasst, die in amerikanischen und französischen Lagern nach dem Ende des Krieges zu Tode gekommen sind. Er klagt an, weil er überzeugt davon ist, dass ihr Tod hätte vermieden werden können.



Günter Schaaf, geb. 1925 in Braunschweig. Humanistisches Gymnasium, Abgang April 1943 mit Reifevermerk. Zur Luftwaffe eingezogen, Ausbildung als Flugzeugführer, Besuch der Luftkriegsschule 4 in Fürstenfeldbruck bis Juli 1944. Danach Ausbildung zum Jagdflieger und Einsatz. Französische Kriegsgefangenschaft vom 20. April 1945 bis 1. Mai 1948. Danach Abitur an der früheren Schule, Ausbildung zum Rechtspfleger, mehrere Jahre Tätigkeit im niedersächsischen Justizdienst. Von 1960 bis zum Ruhestand am 1. Januar 1987 im Deutschen Patentamt in München tätig. Günter Schaaf ist verheiratet.

www.zeitgut.com



ISBN: 978-3-86614-130-8

12,90 Euro

Vae victis! Wehe den Besiegten!

Das dieser altrömischen Erkenntnis zugrunde liegende Verhalten der Alliierten brach 1945 alle humanitären Regeln und trat das internationale Recht der Genfer Konvention mit Füßen. Bis zum heutigen Tage werden diese Tatsachen vom offiziellen Deutschland totgeschwiegen.

Günter Schaaf, geb. 1925 in Braunschweig. Humanistisches Gymnasium, Abgang April 1943 mit Reifevermerk. Zur Luftwaffe eingezogen, Ausbildung als Flugzeugführer, Besuch der Luftkriegsschule 4 in Fürstentum bis Juli 1944. Danach Ausbildung zum Jagdflieger und Einsatz. Französische Kriegsgefangenschaft vom 20. April 1945 bis 1. Mai 1948. Danach Abitur an der früheren Schule, Ausbildung zum Rechtspfleger, mehrere Jahre Tätigkeit im niedersächsischen Justizdienst. Von 1960 bis zum Ruhestand am 1. Januar 1987 im Deutschen Patentamt in München tätig. Günter Schaaf ist verheiratet.

Sammlung

Zeitzeugen

Günter Schaaf

Als Zwangsarbeiter in Frankreich

Persönliche Erlebnisse 1945-1948 mit
einer Vorbemerkung

Herausgegeben von Jürgen Kleindienst

Zeitgut Verlag

Die im Buch veröffentlichten Abbildungen und Dokumente stammen – sofern nicht anders vermerkt – aus dem Privatbesitz des Verfassers. Umschlag Vorderseite: Französische Flagge, Ausschnitt, Foto Wladyslaw Sojka, GNU-Lizenz für freie Dokumentation; Auto Citroen, Ausschnitt, Foto pixelio.de.

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 2008 by Zeitgut Verlag GmbH, Berlin
Sammlung der Zeitzeugen, Band 64
Verlag: Zeitgut Verlag GmbH, Berlin
Klausenpass 14, 12107 Berlin
Telefon 030 – 70 20 93 0, Telefax 030 – 70 20 93 22
E-Mail: info@zeitgut.com
www.zeitgut.com
Herausgeber: Jürgen Kleindienst
Lektorat: Tanya Wegberg, Neuruppin
Printed in Germany
ISBN 978-3-86614-130-8

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

Inhalt

Vorwort 7

Sachbuchteil

Die deutschen Kriegsgefangenen in amerikanischer und französischer Hand 9

- Unter der Knute der Franzosen 28*
- Verstorbene Kriegsgefangene (Todesfälle) 38*
- Die Fluchtfälle 43*
- Die Seegrenzen 47*
- Belgische und luxemburgische Grenze 48*
- Deutsche Grenze (einschliesslich Saarland) 48*
- Schweizer Grenze 49*
- Italienische Grenze 49*
- Spanische Grenze 49*
- Die Repatriierung 51*
- Die freien Arbeiter 52*
- Die Entlassungskategorien 56*

Erlebnisbericht

Meine Gefangenschaft

- Die Todeslager 61***
- Rückblick 61*
- Unter Gangstern 66*
- The American Way Of Life 69*
- Den Tod vor Augen im Lager Rennes 80*
- Schikanöse Verhältnisse im Lager Quimper-Lanniron 87*
- Minenräumen im Atlantikwall (Déminage)***
- 1945-1946 96***
- Keine Unterkunft und kein Baumaterial 97*
- Unzureichende Bekleidung und Ernährung 98*

Selbsthilfe gegen den Hunger 101
Strandleben in Lestrevet 114
Leichtere Arbeit beim Minensuchen 123
Die Verpflegung in Lestrevet 125
Wirklich nette Franzosen 127
Essen wie Gott in Frankreich 131
Flucht zu Fuss durch Finistère 134

Arbeitseinsatz in der Landwirtschaft

1946-1947 143

Französischkurs in Penvern 147

Tréanna 150

Erlebnisse in Mézaler 151

Erneute Fluchtvorbereitungen 172

Die Flucht geht los 179

Wir landen im Gefängnis 182

Dépôt 114 und die letzte Flucht

1947-1948 189

Bessere Lebensbedingungen 192

Vorbereitungen zur letzten Flucht 196

Vom Atlantik bis an die belgische Grenze 206

Zurück nach Frankreich 214

Auf nächtlichen Pfaden durch Belgien 226

Wieder in der Heimat 235

Literatur- und Quellenhinweise 242

Vorwort

In den ersten Jahren nach meiner Heimkehr aus der französischen Gefangenschaft hatte ich mehrfach den Gedanken, meine Erlebnisse aufzuschreiben und eventuell zu veröffentlichen. Von Freunden und Bekannten wurde ich hierin bestärkt. Ich habe dann aber doch davon Abstand genommen, weil es Hunderttausende gab, die Ähnliches erlebt hatten. Für sie wäre es in erster Linie interessant gewesen, die Geschehnisse in Frankreich zu dokumentieren. Aber gerade diese Kameraden wollten damals am liebsten nichts mehr davon hören. Hinzu kam, dass in diesen Jahrzehnten etliche Bücher von Verfassern erschienen, die als professionelle Schreiber geeigneter waren als ich.

Eines der letzten Bücher dieser Art war *Die Baskenmütze* von dem inzwischen verstorbenen Sportjournalisten Hans Blickensdörfer, der in sachlicher und trotzdem engagierter Weise seine Erlebnisse in Frankreich schilderte. Ein ganz ausgezeichnetes Buch, das auch für das Fernsehen verfilmt worden ist, aber dabei leider – wie so oft – zu reisserisch aufgemacht wurde und wichtige Zusammenhänge ausser Acht liess.

Inzwischen haben sich die Verhältnisse grundlegend verändert. Die damals erschienen Bücher sind vergessen und die letzten Zeitzeugen fast ausgestorben. Schon gehen die ersten einer Generation in Rente, die den Krieg nicht mehr selbst erlebt hat. Ein unbefangenes Interesse an der Vergangenheit setzt sich durch, jetzt auch eingebunden in den europäischen Kontext. Die nachgewachsenen Generationen wollen objektiv und ohne Ehrfurcht wissen, wie die Urgrosseltern «denn so gelebt haben», im Krieg und danach. Und tatsächlich – es gibt nach Jahren des Weghörens, des Anders-Hören-Wollens und der Political Correctness noch einiges zurechtzurücken. Die drei grossen deutschen Opfergruppen – die Bombenopfer, die Kriegsgefangenen und die Vertriebenen – stehen auch darum in letzter Zeit vermehrt im Licht der Öffentlichkeit.

Im Zuge der veränderten Sichtweisen über die auch an Deutschen begangenen Verbrechen wuchs mein Bewusstsein, dass wir

Gefangenen im Nachkriegs-Frankreich unter dem Präsidenten Charles de Gaulle eigentlich nichts als gewöhnliche, deportierte Zwangsarbeiter waren. Diese Erkenntnis und das Bestreben, das Vergessen zu verhindern, haben mich schliesslich bewogen, meine Erlebnisse aufzuzeichnen. Doch ich habe nicht nur meine eigenen Beobachtungen und Erlebnisse verarbeitet, sondern verknüpfe sie im ersten Teil auch mit Auswertungen der Forschungsliteratur zu diesem Thema. Ich denke, dass das Zusammenspiel von historischer Forschung und Zeitzeugen-Erinnerung für den interessierten Leser besonders ergiebig und auch spannend sein kann.

Ich habe dieses Buches ausschliesslich auf das Verhalten der USA und Frankreichs gegenüber uns Gefangenen beschränkt. Nur das habe ich am eigenen Leib erdulden müssen, kann ich schildern und beurteilen. Die Kriegsverbrechen anderer Alliierten und die deutschen Kriegsverbrechen stehen hier also nicht zur Debatte. Ich habe sie aufgrund meiner persönlichen Biographie nicht erlebt. Ich wurde als Flugzeugführer und Jagdflieger ausgebildet und eingesetzt und kam nach dem Sprengen unserer eigenen Jagdmaschinen noch zu einem heftigen Infanterieeinsatz im Raum Nürnberg gegen amerikanische Truppen. Dabei geriet ich im April 1945 in zunächst amerikanische Gefangenschaft.

Im zweiten Teil schildere ich viele persönliche Erlebnisse in der Gefangenschaft, die mit der Zwangsarbeit mittelbar zu tun hatten. Und ich schildere letztlich meine Versuche zu fliehen, die ich als 20 bis 22jähriger junger Mann in der Überzeugung vornahm, mir würde meine persönliche Zukunft und damit mein Leben gestohlen, wenn ich keine angemessene Ausbildung erhielt. Neben meiner 1943 eilig abgeschlossenen Gymnasial-Ausbildung mit Reifevermerk hatte ich kein Studium und keine berufliche, sondern nur eine militärische Ausbildung. Tatsächlich habe ich dann nach meiner Heimkehr in Deutschland als erstes auf meinem alten Gymnasium noch das Abitur nachgeholt. Da war ich fast 25 Jahre alt.

*Günter Schaaf
Bad Feilnbach, April 2008*

Die deutschen Kriegsgefangenen in amerikanischer und französischer Hand

Das Schicksal und die Leiden der hier beschriebenen deutschen Kriegsgefangenen wurden weitgehend geprägt von den an ihnen begangenen Verbrechen, die bis heute von den Gewahrsamsmächten und vor allem auch von der Bundesrepublik Deutschland gedeckt werden.

Nachdem die letzte Reichsregierung auf Grund der Kapitulationsbedingungen den deutschen Truppen befohlen hatte, die Waffen niederzulegen, und die deutschen Soldaten in die Gefangenschaft gegangen waren, hatten die Amerikaner in Europa 5,2 Millionen und die Franzosen in Nordafrika und Europa 220'000 Kriegsgefangene in ihrem Gewahrsam.

Am südlichen Flügel der alliierten Truppen, die im Frühjahr 1945 in Deutschland vorrückten, befand sich ein Kontingent französischer De Gaulle-Truppen, das in amerikanischen Uniformen, mit amerikanischen Waffen und amerikanischer Ausrüstung unter amerikanischem Befehl stand. Der einzige Bericht, den ich damals über den Einsatz dieser Truppen hörte, schilderte die Besetzung des Städtchens Freudenstadt im Schwarzwald durch nordafrikanische Kolonialtruppen. Gleich nach der Einnahme des Ortes wurde dieser durch Befehl des kommandierenden weissen französischen Offiziers Christian Marie de Castries zur Plünderung freigegeben. Mehrere hundert Frauen wurden vergewaltigt (Archive der dortigen Krankenhäuser, wo Abtreibungen vorgenommen werden mussten).

Vorher und während der Vormärsche in Deutschland machten die Franzosen nur wenige deutsche Kriegsgefangene. Erst anlässlich der Kapitulation ergaben sich grössere deutsche Einheiten den Franzosen, denen sie zufällig gegenüber standen. Etwas später kamen dann noch die Besatzungen der Festungen St. Nazaire und Lorient, zwei U-Bootstützpunkte am Atlantik, hinzu. So kam es im Wesentlichen zur Gesamtzahl der 220'000 Kriegsgefangenen.

Ich war einer der Gefangenen der Amerikaner, der etwa sieben Wochen später von diesen zur Zwangsarbeit nach Frankreich deportiert wurde. Auf diese nach der Genfer Konvention unzulässige Behandlung komme ich später noch ausführlich zurück.

Als ich mich entschloss, ein Buch über die Gefangenschaft zu schreiben, wollte ich nicht nur die unsäglichen Leiden der deutschen Soldaten an den Pranger stellen, sondern vor allem die Ursachen und Hintergründe darstellen, die zu den Kriegsverbrechen der Gewahrsamsmächte an uns Kriegsgefangenen geführt hatten. Allein mit Erlebnisberichten war das nicht zu vermitteln. Vielmehr hätte ich durch Quellenforschung in den Militärarchiven und durch Recherchen bei Gemeinden und anderen Behörden Beweismaterial zusammentragen müssen, zu denen mir als deutscher Privatperson vor allem im Ausland nie Zugang gestattet worden wäre. Ich musste also auf bereits vorhandene, ausführliche Dokumentationen zurückgreifen. Die nachfolgend beschriebenen zwei Bücher habe ich für meine Arbeit ausgewählt und benutzt.

1957 wurde auf Veranlassung der Bundesregierung die «Wissenschaftliche Kommission für deutsche Kriegsgefangenengeschichte» gegründet und beauftragt, das Schicksal aller Kriegsgefangenen zu erforschen und zu dokumentieren. Band XIII der umfangreichen Dokumentationsreihe trägt den Titel «Die deutschen Kriegsgefangenen in französischer Hand» von Kurt W. Böhme. Ich benutze diese Dokumentation im Sinne der beiden vorhergehenden Absätze in diesem Buch. Soweit Böhmes Band im Folgenden zitiert wird, geschieht dies durch den kurzen Hinweis «Böhme».

Nach meinen persönlichen Erfahrungen als einer der Kriegsgefangenen von 1945 bis 1948 in Frankreich ist vieles in Böhmes Buch einseitig frankophil oder sogar unzutreffend dargestellt. Das ist kein Wunder, heisst es doch schon im Vorwort von Prof. Dr. Erich Maschke, dem Leiter der «Wissenschaftlichen Kommission für deutsche Kriegsgefangenengeschichte» wörtlich: «Die Forschungsergebnisse durften niemals den Charakter einer deutschen Gegenrechnung ... enthalten.» Mit anderen Worten: Mit Rücksicht auf die politische Situation Ende der fünfziger und An-

fang der sechziger Jahre durften offenkundige Verbrechen an Deutschen nicht als solche bezeichnet werden. Doch wir wissen, das Recht ist unteilbar. Unrecht bleibt Unrecht, gleich von wem, an wem und wann es begangen wurde. Auf der Strecke blieben bei dieser Voraussetzung natürlich Objektivität und Wissenschaftlichkeit. So wird zum Beispiel das in seinen Auswirkungen schlimmste Kriegsverbrechen, die DEF-Umbenennung der Kriegsgefangenen durch Eisenhower, nicht einmal erwähnt (Näheres dazu siehe Eisenhowers Anordnungen auf Seite 15).

Gleichwohl findet man in Böhmes Buch neben erschütternden Erlebnisberichten von Kriegsgefangenen über die Zustände in den französischen Lagern wesentliche Angaben über Anordnungen der französischen Militärbehörden und Ursachen und Hintergründe von Ereignissen.

Die zweite Dokumentation, die ich benutzte, ist das 1989 erschienene Buch «Der geplante Tod» von James Bacque. Wenn ich dieses Buch im Folgenden zitiere, geschieht dies durch den kurzen Hinweis «Bacque».

Das Buch ist auf fast allen Gebieten umfangreicher, kritischer, genauer und mehr in die Tiefe gehend als Böhmes Publikation. Vor allem aber ist die Sprache Bacques freier. Er nennt die Dinge beim Namen ohne Rücksicht auf patriotische Gefühle der Amerikaner und Franzosen. Die von ihm geschätzten Opferzahlen werden trotz ihrer Brisanz auf den Tisch gelegt.

Das Buch löste besonders in den USA und in Frankreich einen Entrüstungssturm aus, wobei die Gutmenschen sofort mit der Keule des Verbots von Gegenrechnungen zuschlugen, ohne zu bedenken, dass jedes Verbrechen nach den Grundsätzen der Rechtsstaatlichkeit für sich zu betrachten ist.

Ich greife bewusst zwei Angriffe heraus, die häufig gegen die Wahrheit benutzt werden:

«Eisenhower und die deutschen Kriegsgefangenen» von Brigitte Bailer-Galanda aus: Jahrbuch 1997. Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands, Wien, 1997, S. 111/ 117) und

«Eisenhower and the German POWs, Facts against Falsehood» von Günter Bischof, Stephen E. Ambrose (ed.), Louisiana University Press, 1992.

Im folgenden Text nenne ich die Verfasser der Einfachheit halber die «Historiker».

Günter Bischof und Stephen E. Ambrose haben mit ihrer Arbeit die Ergebnisse einer wissenschaftlichen Tagung von 1990 am Eisenhower Center an der University of New Orleans publiziert. Das gerade am Eisenhower Center die Grundlagen für eine kritische Betrachtung des Hauptverantwortlichen für den Tod der Kriegsgefangenen entstehen, ist natürlich kaum zu erwarten, sondern eher, dass gerade von diesen Leuten der Glorienschein des «Kriegshelden» mit allen Mitteln gegen die Zweifel verteidigt wird. Stephen E. Ambrose ist zudem der massgebliche Biograph Eisenhowers (Bacque, Seite 33).

Die österreichische Verfasserin Bailer-Galanda arbeitet offensichtlich für einen Verband «Österreichischer Widerstand». Es ist unklar, wie sie einzuordnen ist. Österreichischer Widerstand gegen das NS-Regime hat nichts zu tun mit toten deutschen oder österreichischen Kriegsgefangenen und diese haben nichts mit dem NS-Regime zu tun. Es sei denn, man sieht – wie viele Amerikaner und Franzosen damals – ihren Tod als gerechte Strafe dafür an, dass sie im Zweiten Weltkrieg Soldat waren.

Alle Historiker haben eins gemeinsam: Sie greifen James Bacque persönlich an und bezeichnen ihn als Revisionisten, ein Stigma, das ihn quasi als «Nazi» diffamieren soll. Dafür, dass er das gewiss nicht ist, mag folgendes Beispiel dienen: Auf Seite 13 seines Buches schildert er, wie er persönlich an den Orten der französischen Kriegsgefangenenlager nach Spuren von Verbrechen an diesen gesucht habe. Als er Beweise dafür in seinen Händen hatte, stellte er tief betroffen fest: «Immer mehr Bruchstücke tauchten auf, bis wir uns in einer seltsamen Verfassung wieder fanden, überzeugt durch eine grosse Masse an Beweisen, das unsere Gesellschaft ein furchtbares Verbrechen gegen die Menschlichkeit begangen hatte, an das wir nicht glauben mochten. Jeden Tag hatten wir aufs Neue zu wählen zwischen der furchtbaren Wahrheit und der hübschen Legende, die man uns über unsere Geschichte erzählt hatte».

Ein Mensch, der solche Regungen schildert, ist wohl eher an der Wahrheit interessiert, nicht aber an der Erhaltung eines ver-

logenen Heldentums. Offenbar aus diesem Grund hat James Bacque auch sein Buch dem Abbé Franz Stock und Victor Gollancz gewidmet.

Soweit die Historiker Behauptungen aufgestellt haben, die auch meine persönlichen Erlebnisse und Erkenntnisse in Frage stellen, werde ich in meinem Buch später auf jede ihrer wesentlichen Behauptungen zurückkommen.

Zunächst seien aber noch ein paar Worte zum Wesen der Genfer Konvention von 1929 gesagt, die nach ihrem Text allen Kriegsgefangenen ausreichend Schutz gewährt gegen Übergriffe aller Art. Dem Vertragswerk traten seinerzeit eine ganze Reihe von Staaten bei. Träger und Wächter der Einhaltung seiner Vorschriften ist das «Internationale Rote Kreuz» (IRK) in Genf. Seinen Repräsentanten – Schweizer Bürgern – ist das Betreten und Überprüfen der Lebensverhältnisse der Gefangenen in den Lagern und Arbeitskommandos zu gestatten. Politische oder gar militärische Macht hat das IRK nicht. Daher ist die Genfer Konvention ein höchst fragiles Gebilde. Zumal dessen Einhaltung von den Vertragspartnern unter Umständen sogar die Aufgabe von Souveränität verlangt. Einzelpersonen, die gegen die Genfer Konvention verstossen, können als Kriegsverbrecher belangt werden.

Dem Vertragswerk konnte jeder Staat der Welt beitreten, was bis 1945 auch jedes zivilisierte Land tat. Die Sowjetunion trat erst 1949 bei. Bis Februar/März 1945 hielten sich Amerikaner und Franzosen im Wesentlichen an die Genfer Konvention. Das lag aber vermutlich nicht allein am Respekt vor dem Vertrag, sondern an der Tatsache, dass Deutschland zu diesem Zeitpunkt noch knapp eine Million westalliierte Kriegsgefangene in Gewahrsam hatte. Übergriffe gegen deutsche Kriegsgefangene hätten entsprechende Sanktionen gegen alliierte Gefangene zur Folge gehabt. Das Verhalten von Franzosen und Amerikanern änderte sich schlagartig, als im April 1945 die alliierten Kriegsgefangenen freikamen. Als erstes wurden die Lebensmittelrationen in den französischen und amerikanischen Lagern rigoros gekürzt – sogar in den USA. Danach folgten planmässig alle anderen Drangsalierungen bis zum Tod. Die Genfer Konvention war nur noch Makulatur. Bis heute sind die Beweggründe dieses Umschwungs nicht ge-

klärt. Nur wir Gefangenen kannten den Grund, denn wir mussten die Folgen jeden Tag ertragen. Es war grenzenloser Hass gegen uns. Ein Hass, der zum Teil der Angst vor uns Deutschen entsprang, die in den ersten beiden Kriegsjahren jeden Feldzug zum siegreichen Ende führten. Dieser Hass setzte sich aber auch in den Köpfen der alliierten Regierungen und deren Armeeführern fest und äusserte sich in entsprechenden Verlautbarungen und geradezu abstrusen Plänen, wie man nach dem Sieg die Deutschen behandeln sollte. Nur eine kleine Auswahl dieser mörderischen Äusserungen mag genügen.

Konferenz von Teheran 1943 (UdSSR, USA, Grossbritannien):

Stalin sagte nach dem Abendessen, dass er nach dem Krieg 50'000 deutsche Offiziere auf einen Schlag erschliessen lassen möchte. Nun, er sagte das nicht im Scherz. Schliesslich besass er Erfahrung mit solchen Aktionen. Hatte er doch im April/ Mai 1940 im Wald von Katyn 5'000 polnische Offiziere, die sich 1939 den Russen kampflos ergeben hatten, tatsächlich erschliessen lassen. Brigadegeneral Elliot Roosevelt (Sohn des amerikanischen Präsidenten) erwiderte in einem Trinkspruch auf den Tod der Offiziere: «ebenso vieler Hunderttausender weiterer Nazis» und «dass die US-Army das unterstützen wird» (Bacque, Seite 18).

Im Mai 1943 schreibt Eisenhower an den Stabschef Marshall: «Zu schade, dass wir nicht mehr Deutsche umgebracht haben.» (Bacque, Seite 184)

Konferenz von Quebec (Kanada), September 1944:

Roosevelt sagte: «Wir müssen hart mit Deutschland umgehen, und ich meine das deutsche Volk, nicht nur die Nazis», «... müssen wir das deutsche Volk kastrieren ...». Was zu diesem Zeitpunkt offensichtlich als eine neue Art von Völkermord gedacht ist.

Auch der amerikanische Finanzminister Morgenthau war mit von der Partie. Er legte seinen inzwischen legendären Plan für die Behandlung Deutschlands nach dem Krieg vor. Kurz gesagt bedeutete der die Umwandlung Deutschlands in einen Kartoffelacker ohne jede Industrie.

Der damalige amerikanische Aussenminister Cordell Hull stellte bald darauf fest, dieser Plan würde den Tod von 20 Millio-

nen Deutschen bedeuten. Der anwesende Churchill sah dies sofort ähnlich, unterschrieb aber etwas später dennoch mit Roosevelt die Einführung des Morgenthau-Plans (Bacque, Seiten 21-24). Damals fand man auch gleich einen friedfertigen Begriff für den Plan: Pastoralisierung. Frei übersetzt bedeutet dieses Wort aber nicht etwa eine christliche Massnahme, also die Ansiedlung von evangelischen Pfarrern, sondern die Umwandlung der Deutschen in Viehhirten.

Im August 1944 sagte Eisenhower in Washington, dass alle 3 500 Offiziere des deutschen Generalstabs «ausgerottet werden müssten». Dasselbe solle mit allen Führern der Nazi-Partei vom Bürgermeister aufwärts, sowie allen Gestapo-Mitgliedern geschehen (Bacque, Seite 38).

Der Hass wurde öffentlich noch angefacht durch alliierte Gräuelpropaganda. Er war so mächtig, dass die Alliierten keine Gewissensbisse hatten, die Genfer Konvention bezüglich der deutschen Kriegsgefangenen einfach ausser Kraft zu setzen. Nach internationaler Rechtsauffassung ist aber keine Macht der Welt, keine Konferenz und kein Sieger dazu berechtigt. Es sei denn, der betreffende Staat erklärt vorher seinen Austritt aus diesem Vertrag. Von einer solchen Erklärung auch nur eines der Alliierten ist aber nichts bekannt. So begannen mit diesem Verstoss die Kriegsverbrechen der US-Regierung und des Oberbefehlshabers der Alliierten, Eisenhower. Folgende Anordnungen und Massnahmen wurden getroffen:

Am 10. März 1945 schlug Eisenhower den vereinigten Stabschefs (CCS, seiner vorgesetzten Behörde) vor, nach dem Tag des Sieges in Europa die deutschen Kriegsgefangenen als Mitglieder einer «Disarmed Enemy Forces (DEF)» umzubenennen, also als Teil einer «entwaffneten feindlichen Truppe» zu betrachten. Er meinte wohl, er könne sich durch diesen juristischen Trick der Verantwortung aus der Genfer Konvention entziehen (Bacque, Seite 41).

Die Genehmigung der CCS hatte allerdings zu diesem Zeitpunkt nur noch wenig praktische Bedeutung, weil Eisenhower schon Wochen vorher – also ohnehin illegal – mit den Restriktionen gegenüber den Gefangenen begonnen hatte (Bacque, Seite 191). Natürlich setzt er diese Massnahmen jetzt erst richtig fort,

obwohl die US-Lagerbestände ergänzt durch gewaltige eroberte deutsche Vorräte zu diesem Zeitpunkt voll sind (Bacque, Seite 44).

Am 26. April 1945 bekam Eisenhower von der CCS dazu grünes Licht. In dem Antwortschreiben wird so getan, als läge es in Eisenhowers Ermessen, einem gefangenen Soldaten den Titel «Kriegsgefangener» quasi als Belohnung für Wohlverhalten zuzuerkennen. Eine völlige Verkenntung der Rechtslage. Nach der Genfer Konvention, ist ein Soldat, der sich ergibt, in diesem Augenblick ein «Kriegsgefangener», ein Status, der nicht aberkannt werden darf. Wer es trotzdem tut, ist ein Kriegsverbrecher (Bacque, Seiten 42, 43).

Die alsbald durchgeführte Umbenennung in DEF hatte allerdings einen Schönheitsfehler. Sie galt nur für die Kriegsgefangenen in amerikanischer Hand, Grossbritannien hatte die amerikanische Umbenennung für seine Gefangenen abgelehnt. Sie wurden deshalb auch wesentlich besser behandelt (Bacque, Seite 43).

Alliierte Kriegsgefangene, denen Repressalien hätten drohen können, befanden sich zu diesem Zeitpunkt nicht mehr in deutschem Gewahrsam. Damit hatten die US-Regierung und Eisenhower freie Hand, ihre zuvor geschilderten Hassgefühle in die Tat umzusetzen. Sie begingen jetzt weitere Kriegsverbrechen in Form von Anordnungen, die das Leben der Kriegsgefangenen zunächst bedrohten, dann aber zunehmend wirklich auslöschten.

Schon am 21. April 1945 hatte Eisenhower angeordnet, dass die neu eingerichteten «Lager», die aus Stacheldrahtzäunen auf Wiesen oder Feldern bestanden, kein Obdach für die Gefangenen haben dürften. Zelte, Baumaterial, Lebensmittel und Medikamente in diesen Lagern waren tatsächlich so gut wie nicht vorhanden. Nachlieferungen wurden von den zuständigen Offizieren verhindert (Bacque, Seiten 47-52).

Trotz mehr als ausreichenden Lebensmitteln in den US-Depots wurden nur geringe Rationen an die Gefangenen ausgegeben und am 23. April 1945 noch weiter gekürzt (Bacque, Seite 49).

Die Gesamtmenge der für die Gefangenen anzuliefernden Lebensmittel hatte sich eigentlich nach deren Kopffzahl zu richten.

Am 27. August 1945, also erst nach vier Monaten, stellte der für die Versorgung zuständige amerikanische General Littlejohn fest, dass die untergeordneten Offiziere bisher diese Kopffzahl viel zu gering nach oben gemeldet hatten. Statt der tatsächlich vorhandenen 5'250'000 Gefangenen hatten sie nur 3'700'000 angegeben. Um ihnen absichtlich noch geringere Rationen zukommen zu lassen? (Bacque, Seite 75).

Um zu erreichen, dass die Gefangenen tatsächlich nur die offiziell zugeteilten Lebensmittel in die Hände bekamen, wurden alle Schlupflöcher geschlossen. Rote-Kreuz-Pakete mit Lebensmitteln, die ursprünglich für die alliierten Kriegsgefangenen in deutscher Hand bestimmt waren, hatten sich in erheblicher Menge in deren Lagern angesammelt. Sie wurden vom amerikanischen Oberkommando (SHAEF) konfisziert (Bacque, Seite 77). Dem IRK wurde im August 1945 vom amerikanischen Kriegsministerium verboten, Pakete an deutsche Kriegsgefangene zu schicken (Bacque, Seite 76). Dieses Verbot wurde auf Lebensmittelspenden von deutschen Kriegsgefangenen in den USA ausgedehnt. Und allen in den USA lebenden Deutschen wurde zudem vom Finanzministerium verboten zu verfügen, dass ihre Spenden an das IRK in die europäischen Gefangenenlager geleitet werden sollen (Bacque, Seite 76). Zugleich wurde der gesamten deutschen Zivilbevölkerung verboten, den deutschen Kriegsgefangenen Lebensmittel an die Stacheldrahtzäune zu bringen. Zur Durchsetzung erhielten die Lagerwachen Schiessbefehl. Ich habe den Schusswaffengebrauch der Lagerwachen im Lager Böhl-Iggelheim selbst erlebt.

Eine letzte Lücke schloss Eisenhower am 4. August 1945 mit seiner Anordnung, wonach ab sofort alle amerikanischen Gefangenen den DEF-Status erhielten, also auch die früheren Gefangenen, die von der Umbenennung des 26. April 1945 noch nicht betroffen waren (Bacque, Seite 77). Damit hatten die USA nach ihrer Version keine deutschen Kriegsgefangenen mehr in ihrem Gewahrsam, sondern nur noch schutzlose DEFs.

Insbesondere zwei dieser Massnahmen, die fehlende Ausstattung der Lager mit Obdach sowie sanitären Anlagen und die völlig unzureichende Versorgung mit Lebensmitteln mussten zwangs-

läufig zu katastrophalen Verhältnissen in den Lagern führen, und nach einer gewissen Anlaufzeit die Gefangenen wie die Fliegen sterben lassen. Die Amerikaner hatten das voraussehen können, es war Teil ihres von Hass geprägten Planes. In dieser Situation hätte das IRK, dem man nach der Genfer Konvention eine Kontrolle der Lager nicht verwehren durfte, eigentlich die Lager besichtigen und danach intervenieren müssen. Doch die amerikanische Regierung verbot kurzerhand am 8. Mai 1945 den Zutritt zu ihren Lagern. Zu diesem Zeitpunkt begann die verheerende Katastrophe an den Gefangenen deutlich sichtbar zu werden (Bacque, Seite 83). Als Begründung für das Zutrittsverbot wurden fadenscheinige Formalitäten angegeben. Tatsächlich kann das Verbot nur als Beweis dafür angesehen werden, dass die Hungerkatastrophe geplant und ihre Aufdeckung durch das IRK zu befürchten war. Ein einfach aus unklaren Gründen ausgesprochenes Besichtigungsverbot hätte keinen Sinn gehabt.

Nachdem der Hungerplan der Amerikaner schon so kaum zu bezweifeln ist, ergaben sich bei den Recherchen von James Bacque dafür zusätzliche Beweise. Die ersten waren die amerikanischen Anordnungen selbst. Die weiteren ergaben sich aus seinen Ermittlungen, wonach mehr als ausreichende Ausstattung für die Lager der Kriegsgefangenen wie auch reichlich Lebensmittel in den US-Depots lagerten (Bacque, Seiten 15, 48-50, 73-76, 194). Zu den Beweisen gehört auch die Anordnung Eisenhowers vom 21. April 1945, den Kriegsgefangenen kein Obdach zu gewähren (Bacque, Seiten 47-52). Dieses Verbot wäre völlig überflüssig gewesen, wenn ohnehin keine Ausrüstungen vorhanden gewesen wären, wie manche Leute behaupten.

Ferner beweist der folgende Vorfall die Absicht der Amerikaner: Trotz seiner Aussperrung von den Kriegsgefangenenlagern erfuhr das IRK von dem inzwischen eingesetzten Massensterben der deutschen Kriegsgefangenen. Die braven Schweizer, für die die Humanität immer an erster Stelle rangierte, beluden zwei Güterzüge voll mit Lebensmitteln für die Kriegsgefangenen und schickten je einen nach Mannheim sowie nach Augsburg. Doch

amerikanische Offiziere erklärten dort den Schweizern, ihre Depots seien voll und schickten die Züge zurück (Bacque, Seite 90).

Es wird heute kaum zu klären sein, warum die amerikanischen Offiziere die Annahme der Lieferungen wirklich abgelehnt haben. Wahrscheinlich ist wohl das Verhalten nur damit zu erklären, dass die Lager damals tatsächlich gut gefüllt waren und keinen Platz für weitere Lieferungen boten. Die oben genannten «Historiker» treten den logischen Überlegungen mit einem Schwall von Behauptungen entgegen, die den alten sattem bekannten Phrasen vom Mangel an Lagerausrüstung und Lebensmitteln entsprechen. Den Beweis dafür, dass die reichen Amerikaner tatsächlich keine Vorräte zur Verfügung hatten, treten sie nicht an. Eisenhower selbst schreibt in seinem Buch «Crusade in Europe»: Wir hatten zu dieser Zeit (Frühjahr 1945) eine logistische und administrative Organisation, die in der Lage war, derartige Zahlen von Gefangenen zu bewältigen (Bacque, Seiten 198-199).

Im Gegensatz dazu behaupten die «Historiker», Eisenhower sei nicht verantwortlich. Dieser sei von der grossen Anzahl der deutschen Kriegsgefangenen überrascht worden und habe keine ausreichenden Mittel zur Versorgung der Kriegsgefangenen zur Verfügung gehabt. Warum unter diesen Umständen die IRK-Züge in die Schweiz zurückgeschickt wurden, können auch die «Historiker» nicht erklären. Zudem argumentieren sie, Eisenhower sei durch die Konferenz von Casablanca beeinflusst worden, auch wäre er an die Entscheidungen anderer europäischer Staaten gebunden gewesen. Sogar Grossbritannien hätte bei seinen Anordnungen mitgewirkt. Dieser «historische Kontext» – was immer damit gemeint sein mag, sei übersehen worden.

Nach meiner Kenntnis sind die Teilnehmer der Konferenz von Casablanca über die Vorbereitungen zur Durchführung der DEF-Umbenennung nicht informiert worden. Ebenso wenig sind beim Verbot des Obdachs oder der Herabsetzung der Kriegsgefangenenrationen europäische Staaten konsultiert worden. Im Falle der angeblichen Mitwirkung Grossbritanniens war es eher umgekehrt. Eisenhower wollte den Briten die amerikanische Version der DEF-Umbenennung aufzwingen. Bacque hat in seinem Buch auf Seite 195 die Frage der Verantwortung souverän betrachtet

und die einzig zutreffende, nämlich die militärische Antwort gefunden. Eisenhower war verantwortlich. Nur die Army war zuständig dafür, die deutsche Wehrmacht gefangen zu halten, sie zu ernähren, sie zu entlassen oder zu verlegen. Eisenhower war ihr Oberbefehlshaber. Die Initialen «DE» (Dwight Eisenhower) in den SHAEF-Kabelverzeichnissen beweisen, dass er die DEF-Politik von Anfang an gekannt und durchgeführt hat. Abgesehen von diesen formellen Beweisen war er auch der geistige Urheber dieses Verbrechens, denn er hatte am 10. März 1945 den von ihm ausgeheckten Plan dafür vorgelegt (Bacque, Seite 41).

Hier hätte ein verantwortungsvoller Historiker eingehakt und nach dem Motiv Eisenhowers gefragt. Die hier agierenden «Historiker» taten es nicht, sie erschöpften sich in Äusserlichkeiten. Sie hätten dazu Zeitzeugen, nämlich die ehemaligen deutschen Kriegsgefangenen, befragen müssen. Jeder von ihnen hätte sofort den Hass erwähnt, den ich bereits beschrieben habe und den Eisenhower persönlich häufig geäußert hatte. Zur Beurteilung der damaligen Verhältnisse ist dieser Hass wichtig. Nach landläufiger Auffassung gehört Hass zu den niedrigen Beweggründen eines Menschen. Bei einem Mord – und hier geht es um hunderttausende Morde – gehört ein niedriger Beweggrund schliesslich zum Tatbestand der Straftat.

Doch es gibt noch weitere Darstellungen der «Historiker», die deren Unkenntnis der Situation damals zeigen. Uns Gefangenen hatten die Amerikaner damals erzählt, sie könnten unsere Lager nicht besser ausstatten und uns keine ausreichenden Lebensmittel geben, weil sie dafür keine Vorräte hätten. Wir haben uns damals immer wieder gefragt, warum zum Teufel schicken sie uns dann nicht einfach nach Hause? Wir wären zu Fuss und notfalls «auf dem Zahnfleisch» zu unseren Familien zurückgekehrt. Die offenbar ernst gemeinten Antworten der «Historiker» auf diese Frage zeugen von Unkenntnis und Naivität. Sie sagen, eine rasche Entlassung sei von der Notwendigkeit der Entnazifizierung verhindert worden. Ausserdem hätte man «unzählige» deutsche Kriegsverbrecher ausfiltern müssen. Die «Historiker» beweisen damit nur, dass sie von beiden Themen keine Ahnung haben.

Erstens konnte die Entnazifizierung gar nicht in den Kriegsgefangenenlagern durchgeführt werden und fand deshalb dort auch nie statt, weil dafür allein die Wohn- oder Aufenthaltsorte in der Heimat geeignet waren. Dort befanden sich die Zeugen und die Dokumente, die zur Beurteilung erforderlich waren. Und deshalb wurden nur dort die Spruchkammern gebildet, vor denen sich alle Deutschen zu verantworten hatten.

Die Suche nach Kriegsverbrechern war eine verhältnismässig einfache Sache. Bei Kriegsende befand sich bei jeder alliierten Militärdienststelle eine Art Fahndungsbuch in englischer Sprache. Dieses einfach gebundene Buch – etwa im DIN A 4 Format – enthielt zirka 50 000 Namen (nicht «unzählige»!) von Deutschen, die eines Kriegsverbrechens verdächtigt wurden, doch keine Nationalsozialisten oder überführte Kriegsverbrecher. Die Namen waren alphabetisch geordnet und konnten deshalb in kürzester Zeit mit den Namen der Kriegsgefangenen verglichen werden. Einer besonderen Befragung bedurfte es gar nicht. Die vorstehend geschilderten Umstände hätten eine rasche Entlassung der Kriegsgefangenen überhaupt nicht behindert. Die Verantwortung Eisenhower bleibt daher bestehen.

Was meine Person angeht, fiel ich wegen meines jugendlichen Alters sowieso nicht unter die Entnazifizierung, da für bestimmte Jahrgänge eine Art Generalamnestie bestand. Weder ich noch einer der vielen Kameraden, mit denen ich in den drei Jahren Gefangenschaft zusammen war, ist jemals von einem alliierten Soldaten oder von Zivilisten nach Kriegsverbrechen befragt worden. Im Januar 1948 liess ich mir im Lager Lorient das oben beschriebene «Fahndungsbuch» zur Durchsicht geben. Meinen Namen fand ich nicht.

Die «Historiker» behaupten, die Verminderung der deutschen Bevölkerung von 1939 bis 1945 um vier Prozent sei unrichtig. Als Beweis führen sie an, tatsächlich seien 1945 10 bis 13 Millionen Flüchtlinge aus dem Osten Deutschland zusätzlich ins Reich geströmt. Die «Historiker» brauchen solche Zahlenmanipulationen, um damit ihre eigenen Berechnungen zu erklären. Tatsächlich gehörten die deutschen Flüchtlinge aus dem Osten natürlich schon

1939 zu den damals gezählten Deutschen – Denkfehler also.

Die «Historiker» behaupten ferner, die für 1945 geforderte Mindestration von 2'000 Kalorien sei unberechtigt, da sie schon vor Kriegsende in Deutschland nicht erreicht worden wäre. Das kann nur jemand behaupten, der vielleicht die alliierte Propaganda über eine Hungersnot in Deutschland während des Krieges kennt, nicht aber die Wirklichkeit. Bis Kriegsende brauchte die deutsche Bevölkerung nicht zu hungern, wenn es auch keine Schlagsahne oder Bananen gab und Rind- und Schweinefleisch auf geringe Rationen beschränkt war. Natürlich gab es auch Einbussen durch Kampfhandlungen, wenn zum Beispiel gegen Ende des Krieges Transportwege durch Luftangriffe unterbrochen waren. Diese Verluste schlugen aber selten bis zur Versorgung der Familien durch, da sogar Ersatz-Lebensmittelmarken für fehlende Lebensmittel ausgegeben wurden.

Es befanden sich im ganzen Deutschen Reich riesige Vorratslager, deren Ausmasse erst bekannt wurden, als sie kurz vor dem Eintreffen alliierter Truppen offiziell für die Zivilbevölkerung zum Ausräumen freigegeben wurden. Zentnerweise holten sich die Leute zum Beispiel Mehl oder Zucker ab. Ich selbst habe das 1945 erlebt. Allein diese Lager hätten noch für ziemlich lange Zeit zur Versorgung der Bevölkerung ausgereicht. Die als «Verbrannte Erde» bezeichneten Aktionen betrafen nur Industrieanlagen, militärische Einrichtungen und Verkehrswege (Brücken, Eisenbahnen, Strassen), aber niemals Lebensmitteldepots.

Bacque stiess bei seinen Ermittlungen über die Führung der amerikanischen Lager auf den militärischen Begriff «other losses» (übersetzt: sonstige Verluste). Da er als Zivilist nicht genau wusste, welchen Personenkreis dieser Ausdruck umfasste, ging er mit seinen Unterlagen (Statistiken usw.) zu dem kompetenten kanadischen Oberst Lauben. Auf Seite 15 seines Buches schildert er den Verlauf dieses Gesprächs:

«Lauben und ich gingen eine Rubrik nach der anderen durch, bis wir zu «sonstige Verluste» (englisch: other losses) kamen. Lauben sagte: «Das bedeutet Todesfälle und Fälle von Flucht (letztere machten weniger als 0,1 % aus und waren daher unbeachtlich).»

Lauben sagte das von sich aus, ohne ausdrücklich von Bacque danach gefragt worden zu sein. Diese klare, nicht verschnörkelte oder verklausulierte Aussage wird von den «Historikern» als «Missinterpretation» oder «In-den-Mund-legen» bezeichnet. Ein Kommentar dazu erübrigt sich. Jahre später widerrief Lauben in einer BBC-Sendung diese Aussage. Ich kann mir lebhaft vorstellen, in welcher infamer Weise die beteiligten Journalisten vorher den hilflosen 90jährigen Greis traktiert und mit Sprüchen wie «er dürfe die Ehre der Army nicht verletzen» zugesetzt haben müssen. Eine wahrhaft reife Leistung der Wahrheitsfindung. Über den Beweiswert dieses Widerrufs braucht man wohl nicht zu streiten.

Bei seinen Recherchen in amerikanischen und französischen Militärarchiven stiess Bacque auf zahlreiche Ungereimtheiten, Falschmeldungen, inplausible Angaben und Lücken. Zum Teil wurden ihm auch Einsichten in Unterlagen verwehrt, weil sie noch für Jahrzehnte als «Geheim» eingestuft bleiben. Die Fülle dieser Hindernisse ist so gross, dass sie hier nicht wiedergegeben werden können. Nur ein weiteres Beispiel soll hier herausgegriffen werden. Auf Seite 13 seines Buches schildert Bacque, wie er in einem französischen Rathaus Aktenkartons fand, die Totenlisten aus Gefangenenlagern enthalten sollten, aber leer waren, obwohl französische Gesetze die Aufbewahrung vorschreiben.

Zusammengefasst lassen seine Erkenntnisse und Erlebnisse den Schluss zu, dass das Kriegsgefangenenproblem, insbesondere die Verluste an Toten, verschleiert werden sollten. Das Ziel wurde erreicht. Weder Bacque noch irgendein anderer Mensch ist in der Lage, auch nur halbwegs genaue Zahlen über die umgekommenen deutschen Kriegsgefangenen zu ermitteln. Die vorhandenen schriftlichen Unterlagen lassen nur ungefähre Schätzungen zu. Es gibt aber noch eine Quelle, die die Verschleierung der Alliierten nicht verstopfen konnte: Die Wahrnehmungen der Zeitzeugen.

Um ihren Asichten mehr Gewicht zu geben, haben die «Historiker» trotz der behördlichen Verschleierung plötzlich eine scheinbar genaue Zahl der in den amerikanischen Lagern verstorbenen Kriegsgefangenen zur Hand: 56'285 sollen es gewesen sein. Schon die auf einen Mann genaue Angabe schliesst deren Wahrheitsge-

halt von vorneherein aus. Zum Beispiel war bis zu meinem Abtransport aus dem amerikanischen Lager Heilbronn Ende Juni 1945 weder dort noch im ersten Lager Böhl-Iggelheim auch nur ein einziger Kriegsgefangener registriert worden.

Die von den «Historikern» aufgestellte Berechnung stützt sich nach ihren Angaben auf Zahlen des Roten Kreuzes und «offizielle amerikanische Berichte». Deren Unzuverlässigkeit habe ich gerade genannt. Dabei fehlen aber bei den Angaben der «Historiker» jegliche Detailzahlen, so dass die 56'285 Toden nicht einmal rechnerisch nachgeprüft werden können. Zu guter Letzt vermischen die Historiker diese Zahl auch noch mit den Toten aus den letzten Kampfhandlungen. Eine Verschleierung ganz im bisherigen Stil der alliierten Militärbehörden. Beweiswert hätte diese Opferzahl nur, wenn ihr Totenlisten mit persönlichen Daten zu Grunde lägen. Doch die sind offenbar nicht vorhanden.

Ich kann diesem Schwindel nur meine eigenen Wahrnehmungen entgegensetzen, die Hochrechnungen zulassen, also ungefähre Schätzungen. Es ist meiner Ansicht nach die einzige Methode, nach so langer Zeit überhaupt noch etwas über die Opferzahlen zu erfahren.

Ich befand mich im Mai 1945 in einem Cage des **Rheinwiesenslagers Böhl-Iggelheim** mit etwa 5'000 Kriegsgefangenen. Ich sah in diesem Monat jeden Tag, dass innerhalb meines Gesichtskreises hier und da Kameraden plötzlich tot umfielen, anfangs besonders die Ältesten und die Jüngsten. Andere öffneten morgens nicht mehr die Augen. Sie waren in der Nacht an Entkräftung gestorben. Dasselbe Schicksal ereilte etliche Leute, die in ihren als Regenschutz selbst gegrabenen Höhlen erstickten, weil diese durch starken Regen einbrachen. Den gesamten «Käfig» konnte ich dabei nicht überblicken, sondern höchstens ein Viertel der Gesamtfläche, auf der sich die Elendsgestalten der Kriegsgefangenen dicht gedrängt befanden. Es ist daher sehr wahrscheinlich, dass sogar die vierfache Menge der von mir nachstehend angegebene Kriegsgefangenen ihr Leben verlor. Genau gezählt, zum Beispiel mit einer Strichliste, habe ich diese Toten nicht. Dazu waren das Elend und die eigene Erschöpfung zu gross. Aber ich

habe zunächst in meinem Gedächtnis, zum Beispiel für Wochenabschnitte, die entsprechenden Zahlen gespeichert. Ende Mai ergab das zirka 100 Tote, eine Zahl, die sich bei mir im Kopf eingebraunt hat und die ich wirklich mit meinen eigenen Augen gesehen habe, nämlich auf einem Viertel der Gesamtfläche des «Käfigs». Um diese Summe zu erreichen, mussten allein in meinem Gesichtsfeld des «Käfigs» durchschnittlich nur etwas mehr als drei Tote täglich anfallen. Eine Schätzung, die plausibel ist und jeder Kritik standhält. Das sind etwa 2% der Cage-Insassen.

Von den 5,2 Millionen (Höchstzahl) deutschen Kriegsgefangenen der Amerikaner befanden sich bei Kriegsende schätzungsweise 300'000 in den Lagern Frankreichs und Belgiens. Man kann wohl unterstellen, dass diese Lager noch unter Beachtung der Genfer Konvention gebaut worden waren und deshalb zumindest anfangs noch bessere Lebensbedingungen boten. Diese Gefangenen sollen daher bei den nachfolgenden Berechnungen ausgeklammert bleiben. **Übrig sind 4,9 Millionen Gefangene, die sich in den 20 Rheinwiesenzlagern und den anderen 12 Lagern des amerikanisch besetzten Gebietes (also auch in Thüringen) befunden haben.** Letztere sind mit Sicherheit nach den restriktiven Anordnungen Eisenhowers errichtet worden, so dass die Lebensbedingungen denen der Rheinwiesenzlager glichen und entsprechende Verluste auftraten. Zutreffend ist das jedenfalls für das von meinem Wohnort nicht weit entfernt liegende Lager «Bad Aibling», in dem nach Berichten älterer Leute katastrophale Zustände geherrscht haben müssen. Bei bestimmten Anlässen erschienen dazu sogar in der örtlichen Presse entsprechende Berichte von Zeitzeugen. Man kann also ohne Bedenken die 2% Verluste des **Lagers Böhl-Iggelheim** auf 4,9 Millionen Gefangene hochrechnen.

Das ergibt ca. 100'000 Tote nur im Monat Mai 1945. Auch diese Schätzung ist zulässig, denn die äusseren Umstände (sanitäre Verhältnisse, keine Unterkunft, gleich niedrige Lebensmittelrationen und Personenstruktur der Gefangenen) waren in allen genannten Lagern ähnlich. Da sich diese Lebensbedingungen bis zu meinem Abtransport Ende Juni 1945 nicht änderten, müssen allein bis dahin ca. 200'000 Gefangene umgekommen sein. Wie ich

später von Kameraden erfuhr, die dort zurückgeblieben waren und erst später nach Frankreich deportiert wurden, blieb die geschilderte Beschaffenheit der amerikanischen Lager noch lange Zeit bestehen. Über konkrete Opferzahlen kann ich aber nichts aussagen. Gleichwohl ist anzunehmen, dass mindestens sechs Monate länger noch sehr viele Gefangene dort sterben mussten. [200'000 Tote auf diesem langen Zeitraum bezogen, sind sicher nicht zu hoch gegriffen.](#)

Ich habe mich im ersten Teil dieses Buches im Kapitel «Verstorbene Kriegsgefangene (Todesfälle)» mit den noch schlimmeren Verhältnissen in den französischen Lagern auseinandergesetzt und nur für die nächsten beiden Monate, nämlich Juli und August 1945, eine Opferzahl von 200'000 bis 300'000 Toten in ganz Frankreich errechnet.

[Zählt man die von Amerikanern und Franzosen durch katastrophale Lagerhaltung verursachten Todesfälle zusammen, ergibt das leicht 700'000 Opfer, eine Zahl, die der von Bacque geschätzten Zahl ziemlich nahekommt.](#)

Bacque errechnet für die amerikanischen und französischen Lager zusammen auf Seite 15 seines Buches 800'000 bis eine Million Tote. Er sagt nicht, dass es sich hierbei nur um Schätzungen handelt, aber er macht deutlich, dass der absichtlich herbeigeführte katastrophale Zustand der schriftlichen Unterlagen ihm keine andere Wahl liess. Im Übrigen lässt schon die Bandbreite von 200'000 Opfern keine andere Deutung zu, als dass es sich nur um wirklich ganz grobe Schätzungen handeln kann.

Doch die «Historiker» erwecken den Eindruck, als ob Bacque seine Zahlen als genaue Berechnungen darstellte, und sie behaupten, in den Lagern wären Statistiken über die Zahl der Gefangenen geführt worden. Doch wie sollte das möglich gewesen sein, wenn die Gefangenen überhaupt nicht registriert waren? Welches Chaos stattgefunden hat und welche Manipulationen möglich waren, lässt sich aus dem Eingreifen des amerikanischen Versorgungsgenerals Littlejohn am 27. August 1945 herleiten, der aufdeckte, dass untergeordnete Offiziere 3,7 Millionen Gefangene statt 5,2 Millionen gemeldet hatten (Bacque, Seite 75). Der Zeit-

punkt dieser Falschmeldungen ist nicht angegeben. Es muss aber der Zeitpunkt gewesen sein, als die Höchstzahl erreicht wurde, also Ende Mai 1945.

Weiter wird unterstellt, es seien nur die schlechtesten ersten Wochen den Schätzungen zu Grunde gelegt. Hierzu muss ich als dabei gewesener Zeitzeuge klarstellen, dass es «schlechte erste Wochen» gar nicht gab, sondern nur «schlechte erste Monate», wobei «die zweiten Monate» im Lager Rennes, die Monate Juli und August 1945, die schlimmste Zeit waren. Hier wurden nämlich die schon an der unteren Grenze liegenden amerikanischen Lebensmittelrationen noch auf einen Bruchteil dieser reduziert. Die «Historiker» erfinden noch dazu, im Herbst 1945 hätte es Hilfslieferungen für die Gefangenen zur Verbesserung ihrer Lage gegeben. Sie widersprechen damit ihrer eigenen These, nur die ersten Wochen seien schlecht gewesen, denn im Herbst lag der Beginn der Hungerkatastrophe schon fünf Monate zurück. Ausserdem lügen sie, denn in den französischen Lagern gab es nicht die geringste Verbesserung der Lebensmittelrationen. Die setzte erst knapp ein Jahr später, also im Spätsommer 1946 ein.

Bacque hatte daher korrekt gerechnet, wenn er den Zeitraum mit sehr hohen Sterbezahlen auf fünf bis sechs Monate, mit immer noch hohen Sterbezahlen bis weit in das Jahr 1946 ausdehnt. Er wird im Prinzip von «Böhme» auf den Seiten 18 ff. bestätigt, der von einem heftigen Streit Anfang Oktober 1945 zwischen Franzosen und Amerikanern berichtet. Durch diesen Streit wurde bekannt, dass sich zu diesem Zeitpunkt 200'000 Gefangene in französischen Händen befunden haben mussten, die vermutlich die nächsten Monate nicht würden überleben können. Von diesen waren allein 7'000 schon dem Tod geweiht.

Diese Zahlen spiegeln nicht nur die Zustände in den französischen Lagern von Ende September 1945 wieder, sondern sie bestätigen auch die Lebensmittelversorgung, wie ich sie seit dem 26. Juni 1945 mit der Übernahme durch die Franzosen im Lager Rennes erlebt hatte. Das lag aber schon drei Monate zurück. Also muss man davon ausgehen, dass mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit in diesen Monaten schon eine ähnlich hohe Zahl von Gefangenen gestorben sein musste. Das wiederum deckt

sich mit meinen Berechnungen über die Toten in meinem Cage «Sommerfeld-Lager» in Rennes.

Nach der von Böhme auf Seite 21 veröffentlichten französischen Statistik hatten die Franzosen im Oktober 1945 ca. 870'000 Gefangene, eine irreführende Zahl. Zutreffend ist vermutlich, dass es sich tatsächlich um die eigenen französischen Gefangenen und die Summe der inzwischen für den Wiederaufbau übergebenen Arbeitskräfte handelt. [Von diesen lebten aber im Oktober schon 200'000 bis 300'000 nicht mehr.](#) Die Zahl 870'000 diente also offenbar nur dazu, diese Toten zu verschleiern.

Die «Historiker» behaupten weiter, die deutschen Soldaten seien schon vor der Gefangenschaft unterernährt («geschwächt») gewesen. Belege haben sie dafür nicht. Nach meinen Beobachtungen jedenfalls befanden sich alle in den ersten Tagen der Gefangenschaft noch in gutem Ernährungszustand. Dieser wurde jedoch bei der Gefangennahme durch eine eigenartige amerikanische Behandlung schlagartig gestört, indem den Gefangenen sofort ihre «Eiserne Ration» weggenommen und ihre Kommissbrote auf die Erde geworfen und mit den Stiefeln zertreten wurden.

Jeder deutsche Soldat im Einsatz erhielt vorher die «Eiserne Ration». Sie bestand aus einer oder mehreren 250-Gramm-Dosen mit Schweinefleisch und aus Schiffszwieback. Ein mehr oder weniger grosses Stück Kommissbrot hatte sowieso jeder im Brotbeutel. Ich habe nicht ohne Grund einem der Kapitel im Buchteil «Meine Gefangenschaft» die Überschrift «Unter Gangstern» gegeben.

Unter der Knute der Franzosen

Es geschah am 26. Juni 1945 im amerikanischen Kriegsgefangenenlager Rennes. Zwei Tage vorher war ich dort mit einem amerikanischen Zwangsarbeitertransport aus Deutschland angekommen. Wir waren in aller Frühe zum Zählappell angetreten und ich stand in der ersten Reihe neben zwei – für meine damaligen jugendlichen Ansichten – uralten Kameraden, die tatsächlich etwas über 50 Jahre alt gewesen sein mochten. Vor unserer Front befanden sich ein paar Amerikaner und französische Offiziere, kenntlich

an ihren typischen steifen Schirmmützen, den Képis, mit viel Goldlametta.

Unser deutscher Lagerführer kommandierte «Stillgestanden» und begann eine kurze Ansprache. Er sagte sinngemäss: «Kameraden, ab heute hat der Franzose unser Lager übernommen.» Als er dann fortsetzte, uns stünde die besondere Aufgabe bevor, die von uns in Frankreich angerichteten Schäden zu beseitigen, hörte ich gar nicht mehr hin. Denn ich wusste, dass es die Amerikaner gewesen waren, die mit ihren Bombenteppichen auf französische Städte die Hauptschäden verursacht hatten. Gleichzeitig wurde mir dabei klar, dass der Lagerführer einer dieser Speichellecker war, der von den Amerikanern auf seinen Posten eingesetzt worden war – wie es bei ihnen häufig geschah.

Dann sah ich in die Gesichter der älteren Kameraden. Sie hatten sich erschreckend verändert, sie waren leichenblass mit tief eingefallenen Gesichtszügen und es sah so aus, als könnten die Kameraden jeden Moment umkippen. Einer von ihnen sagte mit tonloser Stimme: «Jetzt müssen wir ganz fest zusammenhalten.» Dann sah er mich voll an und setzte mit normaler Stimme fort: «Ich kenne die Franzosen aus dem ersten Weltkrieg.» Was er nicht wissen und keiner von uns sich vorstellen konnte: Es wurde viel, viel schlimmer, hervorgerufen von dem abgrundtiefen Hass, der bei einem Teil der Franzosen noch ausgeprägter war, als ich ihn bei den Amerikanern gespürt hatte.

Die Franzosen führten den härteren Stil sofort ein, indem sie die Lebensmittelrationen auf einen Bruchteil der Kalorienmenge herabsetzten, die wir von den Amerikanern erhalten hatten. Wie niedrig die neuen Rationen waren, habe ich im ersten Teil dieses Buches im Kapitel «Verstorbene Kriegsgefangene (Todesfälle)» ausgeführt. Die Folge war, dass die Gefangenen noch etwas schneller starben als vorher in den amerikanischen Lagern.

Der politische Wille der französischen Regierung und sein Anteil an den Massenmorden ist nicht geringer zu bewerten als der der Amerikaner. Dieser französische Wille äusserte sich aber nicht in vielen Stimmen und Diskussionsbeiträgen, sondern drückt sich nur in der Person Charles de Gaulle aus. Als Staats-

oberhaupt besass er im Anfang diktatorische Vollmachten und als Oberbefehlshaber der Armee unterstanden ihm auch die Kriegsgefangenenlager. Mit dieser Allmacht ausgestattet benötigte er auch kein Forum, dem er seine wahren politischen Ziele offenbaren musste. Sie standen fest und beruhten auf der französischen Geschichte. Der Ruhm, la Gloire, nahm die erste Stelle ein. Dieser aber war nach nicht eingestandener Ansicht jedes nationalbewussten Franzosen durch die katastrophale Niederlage von 1940 ausgelöscht. Schuld daran waren die Deutschen. Eingedenk der Maxime Clemenceaus «es gibt 20 Millionen Deutsche zuviel auf der Welt» musste man Rache nehmen. Da waren die von überall zusammen geschnorrten wehrlosen Kriegsgefangenen das geeignete Objekt. Die Franzosen mit dieser hasserfüllten Ansicht hatten 1945/46 das Sagen. Sie rührten keinen Finger, wenn im Lager nebenan Tausende an Hunger oder Seuchen starben. So ist es zu erklären, dass viele massive Aufforderungen des IRK und später sogar der Amerikaner, die katastrophalen Verhältnisse in den Lagern zu ändern, ignoriert wurden (Bacque, Seiten 134-139).

Ich sprach später – noch in der Gefangenschaft – mit vielen Franzosen darüber. Ich fand keinen, der diesem schändlichen Verhalten zugestimmt hätte. Allerdings protestierte auch keiner, denn das hätte ihn der Kollaboration verdächtig gemacht, und das war im Frankreich der Jahre 1944/45 lebensgefährlich.

Dass es Absicht war, uns damals verhungern zu lassen, steht für mich nach den Erfahrungen im Lager Rennes fest. War es doch zum Beispiel zur Zeit des grössten Hungers im Juli und August 1945 in ganz Frankreich möglich, Weissbrot in unbeschränkter Menge zu kaufen. Ausserdem besaßen die Franzosen am 13. Juni 1945 etwa 1'600'000 Lebensmittelpakete des IRK (Bacque, Seite 73). Trotzdem begann keine zwei Wochen später das grosse Hungern und dann Sterben im Lager Rennes sowie in allen anderen Lagern.

Bacque hat versucht, die Opferzahlen für ganz Frankreich herauszufinden. Er kommt auf nicht mehr als 314'241 und nicht weniger als 167'000 Tote von 1945 bis 1948 (Bacque, Seiten 153-155), Zahlen, die ich mehr als eine grobe Schätzung ansehen muss, weil

einige Punkte wegen zweifelhafter Dokumente unklar bleiben müssen. Buisson, General für die Kriegsgefangenen in Frankreich behauptet dagegen, es habe insgesamt nur 24'178 Tote gegeben (Böhme, Seite 88 ff.). Diese Zahl ist vollkommen unglaubwürdig. Meine Antwort darauf findet sich im ersten Teil dieses Buches im Kapitel «Verstorbene Kriegsgefangene (Todesfälle)».

De Gaulle ist der Hauptverantwortliche für diese Toten schon auf Grund seiner politischen und militärischen Machtfülle. Die lässt es nicht glaubhaft erscheinen, dass er nicht von den Zuständen in den Lagern von Anfang an Bescheid wusste. Ausserdem wurde er von Aussenstehenden davon unterrichtet. So schrieb ihm der Delegierte des IRK, Jean-Pierre Pradervand, am 26. September 1945 einen sehr ausführlichen Brief mit Lösungsvorschlägen für die Missstände (Bacque, Seiten 117-119) und rief ihn sogar an (Bacque, Seite 201). Mit einem Federstrich hätte de Gaulle damals die Lagerverhältnisse ändern können. Vermutlich, weil das seine Rachepläne gestört hätte, tat er nichts. Das könnte auch ein Indiz dafür sein, dass er selbst sogar die Reduzierung der Lebensmittel angeordnet hatte. Auch Bacque hält de Gaulle für den Hauptverantwortlichen (Seiten 201 ff.).

[Die Beweise liegen auf dem Tisch: Eisenhower und de Gaulle sind verantwortlich für den langsamen, qualvollen Hunger- und Seuchentod mehrerer hunderttausend deutscher Kriegsgefangener nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges.](#) Sei es durch vorsätzliches Handeln oder durch Unterlassen.

Wenn die beiden auch nicht vor einem Kriegsverbrechertribunal dafür belangt werden konnten, so verloren sie doch mindestens mit dem Tod der wehrlosen Kriegsgefangenen ihre Soldatenehre, zumal der Krieg zur Tatzeit längst vorüber war.

Der Beginn der Entschädigungszahlungen Mitte 2001 an ausländische «Zwangsarbeiter» in Deutschland rief schlagartig die Erinnerung wach an das schlimme Schicksal der deutschen Soldaten im amerikanischen und französischen Gewahrsam von 1945 bis 1948, denen eine adäquate Entschädigung verweigert wird. Besonders schlimm und ausserordentlich beschämend ist dabei die Einstellung aller massgebenden deutschen Politiker, von denen seit 1945 nicht ein Einziger für seine Landsleute ent-

sprechende Forderungen gestellt hat, obwohl der Rechtsgrund dafür noch triftiger ist als bei manchen ausländischen «Zwangsarbeitern», die in Deutschland gearbeitet haben.

Zunächst sollte der Begriff «Zwangsarbeiter» für diese Menschen korrigiert werden. Er suggeriert der heutigen Generation, die über die tatsächlichen Vorgänge während des Krieges nichts mehr weiss, weil bisher die Wahrheit absichtlich unterdrückt wurde, dass diese Menschen mit Waffengewalt zusammengetrieben, in Viehwaggons gepfercht und zur Arbeit nach Deutschland deportiert worden sind. Das ist aber nur für einen geringen Teil von ihnen zutreffend. Die meisten wurden angeworben, um freiwillig in Deutschland zu arbeiten – sehr oft bei gleicher Arbeitszeit und gleichem Arbeitslohn wie die deutschen Arbeiter. Ihre offizielle – und zutreffende – Bezeichnung war «Fremdarbeiter». Allgemein wurden Fremdarbeiter aus Osteuropa schlechter behandelt, als Fremdarbeiter aus den übrigen europäischen Ländern.

Allerdings standen diese Ausländer vorher in ihrer Heimat meist unter erheblichem wirtschaftlichem Druck, keine Arbeit zu finden und deshalb nicht zu wissen, wie sie überleben sollten. Eine soziale Absicherung für Arbeitslose wie in Deutschland war in diesen Ländern fast unbekannt. Ihre Anwerbung war unter diesen Bedingungen lange Zeit kein Problem.

Wegen des freiwilligen Arbeitseinsatzes in Deutschland haben verschiedene Länder nach dem Krieg ihre Fremdarbeiter als Kollaborateure zur Verantwortung gezogen. Sie wurden in der Regel empfindlich bestraft und verloren oft für lange Zeit ihre Bürgerrechte. Am schlimmsten traf es die Osteuropäer, deren Länder unter sowjetischer Beherrschung standen. Sie ahnten meist, was ihnen unter Stalin blühte. Sehr, sehr viele blieben hier, nicht weil sie die rote Diktatur an sich fürchteten, sondern die Gulags in Sibirien. Sie bevölkerten im Westen noch viele Jahre nach dem Krieg die eigens für sie eingerichteten Wohnlager als «Displaced Persons».

Von Juni 1941 bis April 1943 war ich im Rahmen des Kriegseinsatzes neben meiner schulischen Ausbildung an einem Gymnasium zeitweise als Strassenbahnschaffner in meiner Heimat-

stadt Braunschweig beschäftigt. Ein Teil meiner Arbeitskollegen waren Niederländer, die dort als Schaffner oder Tramwagenfahrer arbeiteten. Ihr Status war der von Fremdarbeitern, was aber im Verhältnis zu den deutschen Kollegen keine Bedeutung hatte. Zwangsläufig erfuhr ich so sehr viel über das Schicksal und die Lebensumstände dieser Fremdarbeiter-Kollegen. Soweit meine persönlichen Erkenntnisse über Fremdarbeiter.

Demgegenüber machte ich als kriegsgefangener Soldat ab April 1945 ganz andere Erfahrungen, die dem Begriff des Zwangsarbeiters weit mehr Berechtigung gaben: mit Waffengewalt – nach Kriegsende! – eingesperrt, im Juni 1945 in Viehwaggons gefeuchtet und zur Arbeit nach Frankreich deportiert, obwohl die Genfer Konvention verlangt, Kriegsgefangene nach Beendigung des Krieges zu repatriieren, sobald es die Verhältnisse ermöglichen. Diese Deportationen wurden auch später noch fortgesetzt und dauerten bis zum Mai 1946.

Sie betrafen auch deutsche Kriegsgefangene in den Vereinigten Staaten, denen die Amerikaner vorgaukelten, sie würden in die Heimat repatriiert, und die sich plötzlich beim Ausladen im Hafen von Cherbourg in französischer Gefangenschaft wiederfanden. Spätestens seit den Nürnberger Prozessen weiss alle Welt, dass Verstöße gegen die Genfer Konvention Kriegsverbrechen sind.

Mit der DEF-Umbenennung der Kriegsgefangenen wurde *de iure* ihr Zwangsarbeiterstatus begründet – also auch ihr Anspruch auf Entschädigung, der wesentlich höher liegen müsste als bei den ausländischen «Zwangsarbeitern» in Deutschland, da kein Kriegsgefangener den gleichen Lohn erhielt wie ein amerikanischer oder französischer Arbeiter. Dafür besteht eine moralische Verpflichtung für Amerikaner (wegen der DEF-Umbenennung) und der Franzosen, nachdem die deutsche Industrie mit einer entsprechenden Regelung ein Beispiel geliefert hat.

In diesem Zusammenhang bedeutungsvoll ist auch die Vorgehensweise der Amerikaner in der Schlussphase des Krieges und mehrere Wochen nach dem Waffenstillstand. In dieser Zeit fingen die amerikanischen Soldaten viele männliche deutsche Zivilisten im Alter von 12 bis 80 Jahren ein, die ihnen über den Weg liefen,

und sperrten sie zu den Kriegsgefangenen. Die Kinder und Greise dieser Gruppe überlebten aufgrund ihrer schwachen Konstitution die ersten Wochen in den amerikanischen Hungerlagern nicht. Eine Identifizierung der Toten scheiterte daran, dass sie als Zivilisten naturgemäss keine Erkennungsmarke trugen. Sie gehören zu der Gruppe der gut eine Million Vermissten, deren Schicksal bis heute ungeklärt ist, die aber nach offizieller Lesart allein der UdSSR angelastet werden. So fälschten die Amerikaner in ihren Statistiken nicht nur die Gesamtzahl der Gestorbenen, sondern auch alles, was die wahrscheinlichen Todesursachen hätte aufdecken können. Dazu veröffentlichten die Amerikaner nach den 50er Jahren falsche Gefangenenzahlen, die den Verdacht von ihren Lagern auf die Russen lenkte. (Bacque, Seite 247). Die Überlebenden fanden sich einige Zeit später in Frankreich wieder. Ihr Anteil an den Insassen des amerikanischen Freiluft-Hungerlagers Böhl-Iggelheim in der Pfalz zum Beispiel betrug rund 20 Prozent. Ich weiss das deshalb so genau, weil ich dort wegen meines Dienstgrades von den Amerikanern zum Kompaniechef bestimmt worden war. Meine Aufgabe war, eine Liste mit Namen, Dienstgrad und Geburtsdatum zu führen, nach der ich für meine etwa 120 Leute die Verpflegung zu empfangen und zu verteilen hatte. Weitere Einzelheiten über diese Vorkommnisse im Lager Böhl-Iggelheim finden sich im 2. Teil dieses Buches «Meine Gefangenschaft» unter der Überschrift «The American Way Of Live».

Bacque berichtet dazu auf Seite 56, dass die Franzosen im Lager Bad Kreuznach nach dessen Übernahme von den Amerikanern von 100'000 Personen 32'640 Frauen, 6jährige Kinder und alte Männer zählten (siehe auch Bacque, Seiten 104ff).

Mit dem Einsperren dieser Zivilisten handelten die Amerikaner ähnlich wie die Russen, die in dem von ihnen besetzten Teil Deutschlands willkürlich Zivilisten wegfangen und als Zwangsarbeiter nach Sibirien verfrachteten. Ein feiner Unterschied bestand allerdings: Die UdSSR war nicht der Genfer Konvention beziehungsweise der Haager Landkriegsordnung beigetreten. Die Vorgehensweise der Amerikaner muss aber nach Lage der Dinge als Beweis dafür angesehen werden, dass sie nicht etwa nur die

Wehrmacht entwaffnen, sondern Zwangsarbeiter rekrutieren (Morgenthau- und Kaufman-Plan lassen grüssen) und in diesem Sinne verheizen wollten.

Genau zu dieser amerikanischen Planung passt auch die vorangegangene Umbenennung der Kriegsgefangenen in «Disarmed Enemy Forces» durch Eisenhower. Von dieser typisch amerikanischen, ziemlich seltsamen Rechtsauffassung lässt sich über die Folterungen im Malmedy-Prozess, My Lai, die menschenunwürdige Behandlung der Taliban-Gefangenen in Guantanamo bis hin zur abgelehnten Zuständigkeit des internationalen Strafgerichtshofs für Amerikaner in diesen Tagen ein erschütternder Bogen spannen.

Nominell wurden die deutschen Soldaten von allen französischen Behörden als Kriegsgefangene (Prisonnier de guerre) bezeichnet. Um eine Flucht zu erschweren, wurden auf allen Bekleidungsstücken die Buchstaben «PG» in Ölfarbe und mindestens 20 Zentimeter Grösse angebracht. Die Angehörigen der Waffen-SS erhielten zusätzlich breite Ölfarbenringe um die Hosenbeine und Ärmel.

Gehalten wurden die Kriegsgefangenen aber nicht als solche. Nach der Eisenhower-Umbenennung machte man sie jetzt auch de facto zu echten Zwangsarbeitern. Unter einer geradezu verbrecherischen Missachtung der Genfer Konvention hat Frankreich bis Ende 1948 die deutschen Kriegsgefangenen nur als Zwangsarbeitskräfte angesehen und missbraucht (Böhme, Seite 1). Zwischendurch forderte es zu diesem Zweck immer wieder weitere Kriegsgefangene von den USA und sogar von Grossbritannien. Völlig blind gegenüber diesen Zusammenhängen, widmete der Autor Böhme in seiner Dokumentation von 300 Seiten allein 160 Seiten der Arbeit der Kriegsgefangenen, ohne die französische Haltung anzuprangern. Er hält deren Zwangsarbeit sogar für berechtigt.

Unter Missachtung fast aller einschlägigen Bestimmungen der Genfer Konvention mussten sie dann auch erhebliche Drangsalierungen (durch Franzosen *und* Amerikaner) erdulden: Sie wurden eingesperrt in durch mehrere Stacheldrahtzäune und Wachtürme gesicherte Lager, später in Arbeitskommandos, die vergleichbar ausgestattet waren. Die scharfe Bewachung bestand aus schwer bewaffneten Posten der Armee (überwiegend Kolonial-

truppen) oder bewaffneten Zivilisten, zum Beispiel bei der Déminage. Kam ein Kriegsgefangener dem Stacheldraht zu nahe, wurde sofort geschossen. Bekleidung, Decken und vor allem Schuhwerk waren unzureichend oder fehlten ganz. Der Besitz von Zivilkleidung war verboten und wurde als Fluchtversuch bewertet.

Die Verpflegung war monatelang so gering, dass kaum ein Sperling davon satt werden konnte, die hygienischen Verhältnisse katastrophal. Zwangsläufig traten dann auch Seuchen auf, die Hunderttausende dahinrafften. Nachdem das amerikanische DDT-Pulver aufgebraucht war, sassen die Kriegsgefangenen bis April 1946 voller Kleiderläuse (Flecktyphus-Überträger) und Flöhe. Dazu kamen ausgesprochene Schikanen aller Art, wie zum Beispiel das Kahlscheren des Kopfes bis Mitte 1946 bei der Déminage. Es gab körperliche Misshandlungen durch Wachtposten und ausserhalb des Lagers durch den aufgeputschten Pöbel der Zivilbevölkerung bis hin zum Totschlagen von Kriegsgefangenen, ohne dass die begleitenden Posten auch nur einen Finger rührten. Kriegsgefangene ohne die geringsten Fachkenntnisse wurden zwangsweise zum Minenräumen eingesetzt. So gab es dabei schwerste Verletzungen und zahlreiche Todesfälle.

Ich selbst wurde Ende September 1945 vom Lager Quimper-Lanniron aus auf ein «Arbeitskommando» geschickt, das sich dann am Zielort als Minenräumkommando entpuppte. Geleitet und versorgt wurden diese Kommandos von einer eher privaten Firma, die sich später «Déminage et Desobusage» (zusätzlich: Entfernung von Bomben und Granaten) nannte. Wachtposten waren reine Zivilisten, ebenso die «Démineure». Das waren die Leute, die auf jedem Kommando für den reinen Arbeitseinsatz verantwortlich waren.

Während meiner Zugehörigkeit zur Déminage – auf den Kommandos Plomodiern/Ploéven und Lestrevet – von September 1945 bis Oktober 1946 erschien nicht ein einziger Vertreter der französischen Armee oder der Generaldirektion für die Kriegsgefangenen, um unsere Verpflegung, unsere Bekleidung, unsere Unterkunft oder unsere Arbeitsbedingungen zu kontrollieren, eigentlich eine unerlässliche Aufgabe angesichts der Genfer Konvention.

Es gab nur eine einzige ärztliche Untersuchung, nämlich in Lestrevet. Das war aber ein Sonderfall, der mit der eigentlich erforderlichen Kontrollverpflichtung nichts zu tun hatte. De facto waren wir also in dem genannten Zeitraum aus dem Kriegsgefangenenstatus entlassen, eben Zwangsarbeiter. Auch die Leitung der Déminage-Firma kümmerte sich einen Dreck um unsere – ausserdem gefährlichen – Lebensbedingungen. Ich habe jedenfalls keine entsprechende Kontrolle oder Inspektion erlebt.

Auch in den folgenden sieben Monaten, die ich in der Landwirtschaft arbeitete, fand keine entsprechende Kontrolle der Lebensbedingungen der Kriegsgefangenen statt. Findet sie aber nicht statt, ist im Kehrschluss der Gewahrsamsmacht zu unterstellen, dass sie die Gefangenen nicht als Kriegsgefangene betrachtet. An der Déminage war auch der französische Staat beteiligt. Es galt also in ganz Frankreich der Grundsatz, dass diese nichts anderes als Zwangsarbeiter waren.

Nach der Genfer Konvention war kein Kriegsgefangener vom Dienstgrad Unteroffizier an aufwärts zur Arbeit während der Gefangenschaft verpflichtet. Die Franzosen scherten sich nicht darum. So wurde ich – obwohl Fähnrich – in Quimper-Lanniron für das vorerwähnte Arbeitskommando eingeteilt, ohne dass man mich gefragt hatte, ob ich tatsächlich arbeiten wollte. Genauso erging es Tausenden anderer Unteroffiziersdienstgrade. Schliesslich verweigerte man den Kriegsgefangenen von Mai 1945 bis Februar/März 1946 jegliche postalische Verbindung mit den Angehörigen in der Heimat.

Verantwortlich für diese Verstösse gegen die Genfer Konvention und Verbrechen gegen die Menschlichkeit sind Frankreich sowie die USA (Eisenhower persönlich, Bacque, Seite 195), die somit auch entschädigungspflichtig gegenüber den von Kriegsgefangenen in Zwangsarbeiter umgewandelten Soldaten sind. Es ist bezeichnend, dass ausgerechnet Eisenhower etwa zeitgleich mit diesen Ereignissen die logistische Einrichtung der Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse einleitete, bei denen deutsche Führungskräfte auch wegen geringerer Delikte verurteilt und gehenkt wurden.

Die Generaldirektion für die Kriegsgefangenen in Frankreich veröffentlichte nach deren Repatriierung offizielle Zahlen über

Todes- und Fluchtfälle, die offenbar beweisen sollen, wie gut es den Kriegsgefangenen während der Zwangsarbeit ging. Diese beiden Angaben scheinen auf den ersten Blick nichts miteinander zu tun zu haben, doch das ist nicht der Fall. Näheres dazu weiter unten.

Verstorbene Kriegsgefangene (Todesfälle)

Nach General Buisson (Böhme, Seite 88 ff.) gab es bis Ende 1948 insgesamt 24'178 Tote. Nach seinen eigenen Angaben sind davon 18'416 Fälle abzuziehen, weil diese auf Kriegsverletzungen zurückzuführen sind, die damit nicht unter die Verantwortung der Gewahrsamsmacht fallen. Wie sieht es aber mit denen aus, die wegen fehlender ärztlicher Versorgung in den ersten Monaten nach Kriegsende starben? Es bleiben ganze 5'762 Tote in drei Jahren. Eine geradezu lächerliche Zahl, wenn der ganze Vorgang nicht so traurig ernst wäre. Legt man diese Zahl auf die 44 Monate von Kriegsende bis Ende 1948 und auf die 150 französischen Lager (Höchstzahl) um, so starben statistisch gesehen pro Monat und Lager nur 0,9 Kriegsgefangene. Dicker kann man eine Lüge nicht auftragen. In dieser Zahl wären dann enthalten:

- natürliche Todesfälle,
- Selbstmorde aus Verzweiflung wegen dauernder körperlicher Misshandlungen (zum Beispiel Quimper-Lanniron, September 1945),
- Lagerkrankheiten (Hungertyphus, Ruhr und so weiter),
- Todesfälle beim Minensuchen (Démontage),
- Erschlagen durch die Zivilbevölkerung, ohne dass die Bewacher eingriffen (zum Beispiel auf dem Marsch von Lorient nach Hennebont),
- grundloses Erschiessen durch die Bewacher (zum Beispiel schossen im Lager Rennes im Juli/August 1945 fast jeden Abend und nachts die auf den Wachttürmen sitzenden französischen Bewacher einfach auf die Zelte, in denen die Kriegsgefangenen untergebracht waren).

Für diese Vorfälle bin ich Zeitzeuge bis auf den Fall Hennebont, von dem mir Kameraden als Teilnehmer des Todesmarsches glaubwürdig berichteten. Ausser dem Komplex «Lagerkrankheiten» sind das nur geringe Zahlen, die sich aber potenzieren, weil

weil sich derartige Dinge sicher auch in den anderen circa 150 französischen Lagern ereigneten.

Die erschreckendsten Verluste traten aber durch Hungertyphus und Dysenterie (Ruhr) ein, das heisst, die Kriegsgefangenen verhungerten. Kein Wunder, bestand doch im Lager Rennes in den Monaten Juli und August 1945 der tägliche Verpflegungssatz pro Kopf aus 2 Gramm Fett, 5 Gramm Kartoffeln, 3 Gramm Sauerkraut, 1 Gramm Salz, ausgegeben in Form einer «Suppe» von einem Dreiviertelliter. Dazu kamen ein halber Liter Wildkräutertee und ein quadratisches amerikanisches Weissbrot (Gewicht 600 bis 800 Gramm), das sich anfangs sechs, später 16 Gefangene teilen mussten (ähnliche Angaben siehe Böhme, S. 71).

Offenbar handelte es sich beim Brot um noch von den Amerikanern gebackene Restbestände, die die Franzosen mit der Übergabe des Lagers am 26. Juni 1945 erhalten hatten. Zwei Wochen danach breiteten sich in diesen Broten zuerst grüne, dann gelbe und schwarze Schimmelpilze aus. Wir aber hatten keine Wahl: wir mussten dieses «Brot» essen, weil es unsere einzige feste Nahrung war. Die Folgen waren verheerend, vor allem nach den vorangegangenen Entbehrungen in den amerikanischen Lagern in Deutschland. Täglich wurden Dutzende von zusammengebrochenen und kranken Gefangenen in die ausserhalb unseres «Käfigs» (Cage) gelegenen Sanitätsbaracken gebracht. Sie starben nach zwei bis drei Tagen, weil es weder Diätverpflegung noch Medikamente gab.

Ich selbst war beim Transport eines solchen todkranken Kameraden dabei und sah in der Nähe der Sanitätsbaracken ein Massengrab, in dem sich schon 200 bis 300 unbekleidete Leichen befanden, die mit Chlorkalk bedeckt waren. In mehreren in der Nähe stehenden Zelten lagen weitere 200 bis 300 Leichen, die auf ihre «Bestattung» warteten. Mir wurde klar, dass die vielen Toten nur die Opfer eines oder weniger Tage sein konnten, weil sonst bei der Sommerhitze des Monats August stärkere Verwesungsercheinungen hätten bemerkbar sein müssen. Es lag weiter auf der Hand, dass vorher schon sehr viele so gestorben waren und nachher weitere – insgesamt Tausende – würden sterben müssen.

Soweit ich von den Sanitätsgefangenen erfuhr, fand dort keine

namentliche oder andere Registrierung anhand der Erkennungsmarken statt, ebenso wenig im Cage. Dort wurden die Abgänge beim täglichen Zählappell nur als «Kranke im Revier» bezeichnet. Wer sollte sich auch darum kümmern? Die Lebenden waren froh, wenn sie sich gerade noch aufrecht halten konnten. Ich selbst wog bei einer Grösse von 1,78 Meter etwas über 40 Kilo.

Im Übrigen waren wir von den Franzosen noch gar nicht mit unseren persönlichen Daten registriert worden. Das fand erst im Lager Quimper-Lanniron statt, wohin ich am 26. August 1945 mit etwa 1'000 anderen Kriegsgefangenen als erstes Arbeitskommando nach dem 26. Juni aus unserem Cage (Sommerfeld-Lager) abtransportiert wurde. Diese Feststellungen sind wichtig, denn wenn die Lebenden nicht registriert waren, konnten statistisch auch keine Toten vorhanden sein.

Zur Zahl der Verhungerten stellten wir Ende August – noch im Lager Rennes – folgende Hochrechnung an, die auf den uns bekannten Daten der täglichen Zählappelle unseres Cages beruhten: Unser Cage hatte am Übernahmetag (26. Juni 1945) durch die Franzosen circa 3'500 Insassen. Bis zum 26. August 1945, als wir Rennes verliessen, gab es ausser den in die Sanitätsbaracken abtransportierten Todkranken keine Abgänge grösserer Gruppen. An diesem Tage waren aber nur noch 2'500 Gefangene im Cage.

Es mussten also theoretisch noch 1'000 Leute in den Sanitätsbaracken liegen. Deren Kapazität betrug aber schätzungsweise nur 100 Betten. Nach unseren Wahrnehmungen und nach Lage der Dinge mussten wir davon ausgehen, dass die Übrigen tot waren oder kurz vor dem Ableben standen. **Für das gesamte Lager Rennes mit seinen circa 20 Cages hiess das, dass in den zwei Monaten an die 20'000 Kriegsgefangene dort gestorben sein müssen.**

Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt man, wenn man den Bericht Böhmes (S. 71; vom Spätsommer 1945, also etwa dem gleichen Zeitabschnitt) von täglich 25 bis 30 Toten auf die etwa 20 Cages des Lagers Rennes hochrechnet. Dabei ist zu berücksichtigen, dass der Berichtstatter tatsächlich nur die Toten eines Cages, in dem er sich aufhielt, sehen konnte.

In diesen Zusammenhang gehört auch der schon erwähnte

Streit zwischen Amerikanern und Franzosen von Anfang Oktober 1945 (Böhme, Seiten 18 ff.) über den bevorstehenden Tod von 200'000 Kriegsgefangenen in französischer Hand, der offenbar nicht nur in diplomatischen Floskeln ausgetragen wurde.

Bei diesen Zahlen bekommt man als damals Betroffener eine Gänsehaut, denn sie besagen auch, dass mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit in den vergangenen Monaten schon eine ähnlich hohe Zahl gestorben sein musste. Offenbar waren die Amerikaner – auch ohne die Angaben des Internationalen Roten Kreuzes – genau informiert, was tatsächlich in den französischen Lagern geschah.

Auch ich sah nach der Übernahme des Lagers Rennes durch die Franzosen am 26. Juni 1945 ausserhalb unseres Cages, aber noch innerhalb des Gesamtlagers, häufig einzelne amerikanische Soldaten, Offiziere und niedrigere Ränge, herumlaufen. Einer davon, Hauptmann Stewart, kam manchmal noch ins Cage und sprach mit Kriegsgefangenen, die ihn aus der amerikanischen Lagerzeit kannten. Welche Aufgaben diese Soldaten in dem französischen Lager hatten, weiss ich nicht. Aber ich kann mir nicht vorstellen, dass sie die schrecklichen Zustände im Lager nicht bemerkten und ihre Vorgesetzten nicht darüber informierten.

In dem oben erwähnten Streit beschwerten sich die Franzosen im Gegenzug bei den Amerikanern, dass sie ihnen unterernährte und anderweitig nicht arbeitsfähige Kriegsgefangene überlassen hätten. Diese Beschwerde war tatsächlich sehr berechtigt, ich gehörte auch dazu. Als wir nach Frankreich transportiert wurden, waren wir als Überlebende der amerikanischen Rheinwiesen oder ähnlicher Lager total unterernährt und trugen nur noch zerschlissene Uniformen. Die französischen Hungerlager gaben uns dann den Rest.

Fazit: Ein Kriegsverbrecher haut den anderen übers Ohr. Unter normalen Verbrechen verbietet so etwas die Ganovenehre. Dieses Hauptlager der Militärregion Rennes war aber nicht das einzige, in dem solche Zustände herrschten. Nimmt man an, dass in jeder der 14 Militärregionen nur *ein* Lager dieser Art bestand, ergibt das für ganz Frankreich die schreckliche Zahl von 200'000 bis 300'000 Opfern. Diese Zahl mag übertrieben sein, sie kann

aber – wenn man kleinere Lager mit einbezieht – ebenso gut auch noch viel höher sein.

Im Dezember 1945 ordnete die Regierung de Gaulle wegen nur noch geringer Weizenvorräte urplötzlich die Rationierung des reinen Weissbrotes ab 1. Januar 1946 an. Der Grund dafür war, dass die Goldreserven der französischen Staatsbank, die 1940 gerade noch vor dem deutschen Zugriff nach Martinique gerettet werden konnten und bis dato von de Gaulle zum Einkauf von Weizen aus den USA verwendet worden waren, zu Ende gingen. Die Rationierung löste in der Presse einen ungeheuren Wirbel und in der Bevölkerung Bestürzung sowie offene Auflehnung aus.

Das lag weniger an der Rationierung an sich, da diese nicht so restriktiv war, dass man am Hungertuch nagen musste. Vielmehr wurde dadurch blitzartig auch dem letzten nationalbewussten Franzosen klar, dass die «Grande Nation» nicht zu den Siegermächten gehörte, trotz aller bombastischen Reden der Regierung. «La Gloire» war seit der vernichtendsten und beschämendsten Niederlage der ganzen französischen Geschichte im Jahre 1940 ohnehin beim Teufel.

Dieser Aufruhr war so gross, dass er sogar uns Kriegsgefangenen bekannt wurde. Besonders überraschend war für uns, dass wir bis dahin gar nichts von der unbeschränkten Einkaufsmöglichkeit von Weissbrot gewusst hatten. Gleichzeitig wurde uns deutlich, dass der Hungertod in den vergangenen Monaten volle Absicht gewesen war. Wer nur ein wenig Verstand hatte und die Revanche-Maxime der französischen Politik seit dem Krieg 1870/71 kannte, wurde davon nicht überrascht.

Clemenceaus Doktrin «Es gibt 20 Millionen Deutsche zu viel auf der Welt» war uns noch gegenwärtig. Schockiert waren nur die wenigen, die an die auch heute noch massgebende öffentliche Meinung glaubten, dass der Hunger in den Kriegsgefangenenlagern auf den allgemeinen Lebensmittelmangel in Frankreich zurückzuführen sei, für den ausschliesslich Hitler (wer sonst?) verantwortlich gemacht wurde. Schliesslich lief die alliierte Kriegs- und Gräulpropaganda auch nach dem Kriegsende vom 8. Mai 1945 munter weiter.

Die Fluchtfälle

Nach General Buisson (Böhme, Seite Ulf.) gab es rund 170'000 Fluchtfälle. Eine Nachprüfung dieser Zahl war und ist unmöglich. Man kann aber vermuten, dass sie absichtlich so hoch manipuliert wurde, um die Zahl der angeblich geglückten 80'000 Fluchtfälle glaubwürdiger zu machen. Diese Zahl ist nämlich absoluter Nonsens und nichts weiter als eine plumpe Fälschung, wie ich weiter unten begründen werde.

Ich möchte zu diesem Thema meine sehr umfangreichen eigenen Wahrnehmungen und Erfahrungen einbringen, die auch die wahren Hintergründe erfassten. Zunächst einmal suggeriert die Zahl 170'000 dem unbefangenen Betrachter, dass von den rund 700'000 Kriegsgefangenen (Höchstzahl) 170'000 eine Flucht gewagt hätten. Das aber ist ein Trugschluss, denn die meisten, die wieder gefasst wurden, unternahmen später weitere Fluchtversuche. Nur sehr wenige resignierten nach der ersten vergeblichen Flucht. Ich selbst unternahm vier vergebliche Versuche, bis die fünfte Flucht erfolgreich verlief.

Zunächst war es schon schwierig, einen für die Flucht geeigneten Kameraden zu finden. Nach meinen Erfahrungen waren hierzu höchstens 5 Prozent der Gefangenen bereit, weil die anderen um ihr Leben fürchteten, das sie gerade aus dem Inferno des Krieges gerettet hatten. Dem stand entgegen, dass bis zum Herbst 1947 die Dauer der Kriegsgefangenschaft völlig ungewiss war. Sie konnte noch fünf, aber ebenso gut zehn Jahre betragen. Das war nach den uns bekannten amerikanischen Kaufman-, bzw. Morgenthau-Wahnsinnsplänen keine Utopie.

Dieses Dilemma führte bei vielen Kameraden von verzweifelten Kurzschlusshandlungen bis zum Selbstmord. Naturgemäss handelte es sich bei den fluchtbereiten Kameraden dann allerdings um intelligente, mutige, risikobereite und entschlossfreudige Leute, die angesichts der zu erwartenden Strapazen über die erforderliche Härte gegen sich selbst verfügten. Man darf auch nicht vergessen, dass diese Männer kampferprobte Soldaten waren, die von allen Kriegsgegnern wie der Teufel gefürchtet wurden und dies auch wussten.

Eine nicht geringe Zahl der Kriegsgefangenen hatte deshalb kein Interesse an einer Flucht, weil sie nicht wussten, wohin sie fliehen sollten. Sie hatten keine Heimat mehr, ihre Familien waren im Bombenterror oder auf der Flucht umgekommen oder verschollen.

In der Praxis ging die Aufarbeitung einer misslungenen Flucht durch die Franzosen folgendermassen vor sich: Im Lager wurde der Betreffende von französischen Soldaten (vom Unteroffiziersdienstgrad an aufwärts) fürchterlich misshandelt und zusammengeschlagen. Der Sicherheitsoffizier des Lagers Brest, Lieutenant Maharmeau, sass in diesem Fall dabei und sah ungerührt zu, während er mit seiner Reitgerte spielte. Anschliessend wurde dem gescheiterten Flüchtling eine Glatze geschoren. Das alles im Namen der grössten Kulturnation der Welt und angesichts der Genfer Konvention. Ich habe das selbst noch Anfang November 1946 im Lager Brest, Dépôt 113, erlebt.

Obligatorisch waren dann 30 Tage Arrest, die disziplinarische Höchststrafe. In Brest wurde diese Strafe in einem echten Bunker 9 Meter unter der Erde vollstreckt, in einer Gemeinschaftsunterkunft mit circa 20 anderen bei der Flucht erwischten Kriegsgefangenen. Hier wurde es aber erst richtig interessant. Jeder schilderte seine Flucht, die späteren Ereignisse und analysierte so die Fehler, die schon in der Vorbereitung liegen konnten oder später aus Unkenntnis begangen wurden. Es entwickelte sich daraus ein ausgezeichneter Schulungslehrgang für spätere aussichtsreichere Fluchtversuche. So erfuhr ich zum Beispiel, zu welchen Uhrzeiten die Gendarmerie Nationale einheitlich in ganz Frankreich ihre Fahrradstreifen fuhr. Diese Schulung erklärt auch, weshalb dieselben Kriegsgefangenen so viele weitere Fluchtversuche riskierten.

Der Status eines Kriegsgefangenen bedingt, dass er für Delikte, die wegen ihrer Schwere nicht mehr disziplinarisch geahndet werden können, der Militärgerichtsbarkeit untersteht. Ihn vor ein ziviles Tribunal zu bringen ist nur zulässig, wenn ihn das Militärgericht durch einen Beschluss ausdrücklich dorthin überstellt. In Frankreich war das nicht so.

Hatte ein Kriegsgefangener bei seinem Fluchtversuch ein Fahrzeug benutzt, führte ihn die Gendarmerie Nationale unmit-

telbar nach seinem Ergreifen dem örtlich zuständigen Juge d'Instruction (Untersuchungsrichter) der Ziviljustiz vor, der sofort Haftbefehl erliess und ihn in das nächste Untersuchungsgefängnis einwies. Irgendwann fand dann eine Hauptverhandlung vor dem Strafrichter statt, der wegen dieses «Diebstahls» drakonische Strafen verhängte, zum Beispiel fünf Monate Gefängnis wegen des Fahrens mit einem Fahrrad. Diese Verurteilung der so genannten Kriegsgefangenen durch die zivile Justiz ist ein weiterer unwiderlegbarer Beweis, dass der französische Staat sie tatsächlich als zivile Zwangsarbeiter ansah.

Zurück zu den 170'000 Fluchtversuchen. Selbst wenn man die Richtigkeit dieser Zahl unterstellt, ergibt sich aus den vorstehenden Schilderungen, dass an diesen Fluchtversuchen vielleicht nur 50'000 bis 60'000 Gefangene beteiligt waren. Damit allein wird die von General Buisson erfundene Fantasielzahl der 81'507 geglückten Fluchtfälle ad absurdum geführt: So wäre fast jeder zweite Fluchtversuch erfolgreich gewesen, denn dann hätten 81'507 Gefangene, also mehr, als überhaupt an den Fluchtfällen beteiligt waren, die Heimat erreicht.

Für den Sachkenner gibt es aber eine Erklärung, wie diese Buisson-Zahl zustande gekommen sein könnte. Nach meinen Erkenntnissen ist der Grund dafür im Meldesystem der französischen Kriegsgefangenenbehörden zu suchen, genauer gesagt darin, dass es ein derartiges System nicht gab. Weder existierte eine zentrale Stelle – eine Art Fahndungsbehörde – noch ein Meldesystem der Kriegsgefangenenlager untereinander.

Uns war durch bei der Flucht erwischte Kameraden und aus Zeitungsmeldungen bekannt, dass die Gendarmerie Nationale, der alle gefassten Kriegsgefangenen übergeben werden mussten, diese einfach in das nächstgelegene Lager brachte, wo sie dann für die Zukunft blieben. Das war sehr häufig nicht das Stammlager, wenn nämlich der entflozene Kriegsgefangene aus dessen Bereich herausgelangt war. Eine Rückmeldung darüber an das Stammlager gab es offenbar nicht (vielleicht war diese Handhabung auch direkt angeordnet worden, um die Zahl der vielen Toten zu verschleiern).

Die Folge davon war, dass der aus dem Bereich des Stammla-

gers Entwichene dort statistisch als «gelungene Flucht» geführt und irgendwann so der Pariser Zentrale gemeldet wurde. Für diese hatte das den nützlichen (und vielleicht beabsichtigten) Nebeneffekt, dass die Zahl der 1945 in den französischen Lagern Verhungerten zumindest um fast 80'000 Opfer verringert werden konnte. Die Praxis der Überstellung von auf der Flucht ertappten Kriegsgefangenen in das nächstgelegene Lager führte bei uns zu einer Art Fluchttheorie, wonach es möglich sein musste, in mehreren Etappen näher an die deutsche Grenze heranzukommen. Schliesslich betrug für uns an der Atlantikküste die Wegstrecke bis dorthin an die 1'000 Kilometer.

Das Fehlen eines Meldesystems fand ich bestätigt, als ich im April 1948 nach Übergabe durch die Belgier an die Gendarmerie Nationale in Tourcoing die Telefongespräche der Gendarmen mithörte, die sich in sämtlichen in der Nähe befindlichen Lagern (zum Beispiel Lille und Valenciennes) erkundigten, ob dort ein Kriegsgefangener meines Namens abgängig sei. Das Ergebnis war natürlich negativ.

Nun zu einem sehr wichtigen Punkt, der das Gelingen einer Flucht ausserordentlich erschwerte: das sehr effektive Kopfgeldsystem. Jeder Franzose, der einen entflohenen Kriegsgefangenen aufspürte, bekam dafür eine Prämie von 2'000 (später 3'000) Franc vom Staat. Denselben Betrag musste der Franzose, aus dessen Gewahrsam der Kriegsgefangene entflohen war, sofort danach als eine Art Strafgeld an den Staat zahlen. Dieses System galt nicht nur in Frankreich, sondern auch in der französischen Besatzungszone Deutschlands. Da die französisch-deutsche Grenze nur an dieser Besatzungszone lag, blieben sehr viele Entflozene in diesem dichten Netz hängen. Leider gab es dort etliche Franzosenknechte, die sich diesen Judaslohn verdienten.

Im Gegensatz zu der nicht nachprüfbaren Zahl der Fluchtversuche gibt es bei einem Teil der erfolgreichen Fluchtfälle verlässliche Zahlen, die ausserhalb der französischen Einflussnahme liegen. Sie lassen glaubwürdige Schätzungen über die tatsächliche Zahl geglückter Fluchtfälle zu. Dazu muss man aber vorweg die geografischen und damaligen politischen Verhältnisse an allen französischen Grenzen analysieren.

Die Seegrenzen

Eine solche Flucht war sehr gefährlich. Sie verlangte folgende Voraussetzungen:

- ein seetüchtiges Schiff,
- praxiserprobte seemännische Kenntnisse des Steuerns und Fahrens,
- genaue Kenntnisse der zu durchfahrenden Gewässer,
- Navigationskenntnis und
- eine in verhältnismässig kurzer Zeit zu bewältigende Strecke vom Ausgangspunkt der Flucht zum nächsten neutralen Staat.

Die Zahl der auf diese Weise geflohenen Kriegsgefangenen dürfte so gering sein, dass man sie vernachlässigen kann. Immerhin erfuhr ich im November 1946 im Lager Brest von einer solchen erfolgreichen Flucht: Im April 1946 hatte dort eine kleine Gruppe von Kriegsgefangenen (überwiegend Angehörige der Kriegsmarine, die früher in Brest stationiert gewesen waren) in der Bucht von Brest einen französischen Fischkutter gekapert und war direkt nach Irland gefahren. Sie wurden sehr freundlich aufgenommen. Es gab Pressekonferenzen, und so erfuhr die Öffentlichkeit erstmals von den schrecklichen Verhältnissen in den französischen Lagern.

Besonders in den USA gab es einen wahren Entrüstungssturm, dem wohl weniger humanitäre Gründe zugrunde lagen (weil es «nur» Deutsche waren) als die Tatsache, wie verbrecherisch die Franzosen mit amerikanischem Eigentum (den ausgeliehenen Kriegsgefangenen) umgingen. Die Folge war enormer politischer Druck der Amerikaner auf die französische Regierung. Das bewirkte wiederum ab Ende Juni 1946 erheblich bessere Verpflegung und Versorgung mit amerikanischen Uniformen für die in französischer Hand befindlichen Kriegsgefangenen. Kurz vorher war plötzlich in meinem Déminage-Kommando Lestrevet eine Kommission mehrerer ranghoher französischer Truppenärzte erschienen, die jeden einzelnen Gefangenen gründlich auf seinen Ernährungszustand untersuchte.

Die nach Irland Geflohenen hatten damit mehr für ihre Kameraden in Frankreich getan, als das IRK in Genf mit allen seinen Demarchen seit 1945 erreichte. Irland repatriierte die Entflohe-

nen schnell nach Deutschland. Nur zwei davon wurden an Frankreich ausgeliefert, weil es sich um Sanitätsdienstgrade handelte, die nach der Genfer Konvention eigentlich nicht fliehen durften. Sie hielten sich bei völliger Bewegungsfreiheit etwa zwei Wochen im Lager Brest auf, bis sie nach Deutschland entlassen wurden. So erfuhren die Insassen dieses Lagers auch die näheren Einzelheiten der Flucht.

Belgische und luxemburgische Grenze

Ihre Länge beträgt etwa 330 Kilometer Luftlinie. Belgien hatte bis zum Herbst 1947 selbst deutsche Kriegsgefangene in Gewahrsam. Falls man also dort als Geflüchteter entdeckt wurde, gab es bis zu diesem Zeitpunkt ohnehin keine Repatriierung. Die Belgier hatten im Übrigen eine Faustregel für illegal Eingereiste, die auch im Jahr 1948 noch galt, wie ich es selbst zu spüren bekam: Illegale, zu denen auch entflozene Kriegsgefangene gezählt wurden, brachte man an die Grenze zurück, über die sie eingereist waren, schob sie ab oder übergab sie der dortigen Polizei. Kriegsgefangene wurden also ausgeliefert. Das war den französischen Kriegsgefangenen im Grenzbereich bekannt und verminderte die Bereitschaft erheblich, nach Belgien zu fliehen.

Die luxemburgische Grenze kann bei anzustellenden Schätzungen wegen ihrer geringen Länge ausser Betracht bleiben. Konkrete Zahlen über geglückte Fluchtfälle gibt es naturgemäss nicht.

Deutsche Grenze (einschliesslich Saarland)

Ihre Länge beträgt etwa 300 Kilometer Luftlinie. Diese Grenze wurde wegen der Fluchtversuche besonders scharf überwacht. Das fing schon damit an, dass an der Gare de l'Est in Paris die Polizei Sonderkontrollen für die Bahnreisenden nach Osten (zum Beispiel nach Strassburg) durchführte. Hinzu kamen die Schwierigkeiten hinter der Grenze in der französischen Besatzungszone. Man kann vermuten, dass trotzdem gerade hier die Fluchtversuche besonders häufig waren.

Zahlen über geglückte Fluchtversuche sind hier ebenso wenig zu ermitteln.

Schweizer Grenze

Ihre Länge beträgt etwa 330 Kilometer Luftlinie. Bei der guten wirtschaftlichen Situation der Schweizer Bevölkerung war es für einen ausgemergelten Kriegsgefangenen in zerschlissener Uniform fast unmöglich, unerkannt die Schweiz zu durchqueren. Er wurde zwangsläufig von den Behörden gefasst und mindestens bis Mitte 1946 an Frankreich ausgeliefert.

Auch hier sind Zahlen über geglückte Fluchtversuche nicht bekannt.

Italienische Grenze

Ihre Länge beträgt ebenfalls etwa 330 Kilometer Luftlinie. Nähere Einzelheiten über die Behandlung entflohener Kriegsgefangener durch die Italiener sind ebenso wenig bekannt wie Zahlen über geglückte Fluchtversuche. Man kann aber wohl unterstellen, dass die in jenen Jahren kommunistisch dominierte politische Führung deutsche Kriegsgefangene nicht freundlicher behandelte als die neutrale Schweiz, also auslieferte.

Spanische Grenze

Ihre Länge beträgt etwa 500 Kilometer Luftlinie. Es ist die im Vergleich zu den anderen Landesgrenzen Frankreichs am dünnsten besiedelte und auch aufgrund der geografischen Verhältnisse am leichtesten zu überwindende Grenze. Das hatte sich wenige Jahre vorher gezeigt, als 1939 nach dem Zusammenbruch der republikanischen Armee Tausende von Rotarmisten nach Frankreich wechselten und im Jahre 1940 ebenso viele Leute aus Angst vor den heranrückenden deutschen Truppen den umgekehrten Weg nahmen.

Dies alles war den Kriegsgefangenen, die in zur Flucht geeigneter Entfernung zur Grenze festgehalten wurden, noch in frischer Erinnerung, ebenso wie die deutschfreundliche Haltung der Spanier, deren «Division Azul» auf unserer Seite gegen den Bolschewismus in Russland gekämpft hatte. Für die Kriegsgefangenen hatte diese Grenze fast denselben Stellenwert wie die deutsche, denn es galt die Devise: nur weg aus Frankreich mit seinen

schrecklichen Todeslagern. Es war einfach eine Überlebenschance.

Allerdings war Spanien geografisch gesehen eine Sackgasse, weil es keine Landverbindung nach Deutschland gab. Wer den Weg nach Spanien nahm, musste also auf das Wohlwollen der spanischen Behörden vertrauen, die ihn wohl in absehbarer Zeit in die Heimat bringen würden. Zudem war unter Franco das Land einer strengen Kontrolle unterworfen. Ich habe das selbst noch im Jahre 1955 als Tourist feststellen können, als an jedem Ortseingang und jeder Brücke ein mit Karabinern bewaffneter Doppelposten der Guardia Civil stand. Selbst an den belebtesten Badestränden gingen alle zwei Stunden entsprechende Streifen entlang.

Das war aber nicht bedrückend, denn es garantierte eine Sicherheit wie damals nirgendwo in Europa. Die Kriminalität war entsprechend gering. In dieser Umgebung konnte deshalb auch kein ausgemergelter Kriegsgefangener in zerschlossener Uniform und ohne Sprachkenntnisse auf eigene Faust weiterkommen. Entscheidend war aber, dass Spanien nicht auslieferte. Man kann wohl ohne Übertreibung davon ausgehen, dass bei diesen günstigen Verhältnissen die Zahl der geglückten Fluchtversuche mindestens doppelt so hoch war wie an allen anderen Grenzen Frankreichs.

Tatsächlich liegen hier auch exakte und zutreffende Zahlen vor. So wurden bis zum Herbst 1946 von Spanien 805 entflozene Kriegsgefangene repatriert (S. 112, Böhme). Schätzt man für die weiteren zwei Jahre bis Ende 1948 noch einmal dieselbe Zahl geglückter Fluchtfälle, ergibt sich, dass etwa 1'600 Kriegsgefangene nach Spanien entkommen konnten.

Auf dieser Zahl aufbauend lassen sich die geglückten Fluchtfälle an allen anderen Grenzen hochrechnen, wenn man sie in Beziehung bringt zur Zahl der Grenzkilometer. Die Gesamtlänge dieser Grenzen beträgt 1'290 Kilometer.

Bezogen auf die spanische Grenze ist pro Kilometer Grenzlänge 3,2 Kriegsgefangenen die Flucht gelungen. Legt man diese Zahl auf die 1'290 Kilometer der übrigen Grenzen um, ergibt das rechnerisch 4'128 geglückte Fluchtfälle. Wie vorstehend ausgeführt – insbesondere wegen der hier praktizierten Auslieferung –, lässt sich diese Zahl mit den viel günstigeren spanischen Verhältnissen

nicht vergleichen. Vielmehr kann man nur die Hälfte davon als realistisch ansehen, das sind tatsächlich nur 2'064. Zählt man die 1'600 spanischen Fälle hinzu, sind das auf ganz Frankreich bezogen rund 3'700 geglückte Fluchtfälle. Diese Zahl kommt der Wahrheit wohl am nächsten, im Gegensatz zur Buisson'schen Fantasieangabe von 81'507 erfolgreichen Fluchtfällen.

Die Repatriierung

Schon seit dem 21. August 1945 wurde Frankreich mehrfach vom IRK gedrängt, die Kriegsgefangenen freizulassen, und darauf hingewiesen, dass der Statusentzug der Kriegsgefangenen nicht zulässig sei, um sie für den Wiederaufbau (also als Zwangsarbeiter) einzusetzen. Gleichzeitig wurde Frankreich darauf aufmerksam gemacht, dass es nach der Genfer Konvention verpflichtet sei, den Gefangenen den Zeitpunkt ihrer Heimkehr mitzuteilen.

1946 kamen mehrere entsprechende Aufforderungen der USA hinzu, denen 1947 weiterer Druck durch die anderen Alliierten folgte. Aber es geschah nichts. Erst als im März 1947 die USA ganz massiv wurden, stimmten die Franzosen einer Repatriierung aller Gefangenen bis zum 1. Oktober 1947 zu. Deshalb gab es etwa im Mai 1947 tatsächlich einen französischen Entlassungsplan, der allerdings die vollständige Entlassung bis Ende 1948 hinaus-schob.

Gleichzeitig verfielen die Franzosen aber auf einen schmutzigen Trick, nämlich die Umwandlung von Kriegsgefangenen in freie Arbeiter. Und Frankreich mauerte weiter. In der zweiten Jahreshälfte 1947 wurden zunächst so wenige entlassen, dass von einer allgemeinen Repatriierung keine Rede sein konnte (S. 128-132, Böhme). Weiterer politischer Druck zwang das Land dann im November 1947, einen endgültigen Plan mit Entlassungskategorien bis Ende 1948 aufzustellen.

Die Kriegsgefangenen selbst wurden von allen diesen Terminen und Plänen überhaupt nicht unterrichtet. Nur die in den Stammlagern mit der notwendigen Verwaltungsarbeit betrauten Kriegsgefangenen wussten – zwangsläufig – Bescheid. Auch von den seit 1945 laufenden politischen Verhandlungen über eine Repatriierung erfuhren wir nichts.

Die freien Arbeiter

Die von der französischen Regierung entwickelten Vorstellungen und später erlassenen Vorschriften über diese Umwandlung sind nach Geist und Inhalt ein weiterer Beweis dafür, dass die Kriegsgefangenen tatsächlich als Zwangsarbeiter angesehen wurden. Das fing damit an, dass in larmoyanter Weise der Zusammenbruch der französischen Wirtschaft beschworen wurde, falls die Kriegsgefangenen entlassen würden.

Der Status eines Kriegsgefangenen beinhaltet jedoch nach der Genfer Konvention nur möglichst rasche Heimkehr und nicht die Umwandlung in einen Zivilarbeiter. Auch formell wurden die bei der Entlassung eines Kriegsgefangenen erforderlichen Kriterien nicht beachtet. Der von den Besatzungsmächten verwendete Entlassungsschein hatte etwa DIN-A4-Format und war zweiseitig bedruckt. Er enthielt (neben den persönlichen Daten) die Heimatanschrift des Kriegsgefangenen, einen von einem Sanitätsoffizier unterschriebenen ärztlichen Befund über den Tauglichkeitsgrad und den letzten Truppenteil der Wehrmacht.

Diese Angaben fehlten auf dem nur einseitig bedruckten Entlassungsschein im DIN-A5-Format für die Zivilarbeiter, der allerdings den Namen und die Anschrift des Arbeitgebers enthielt. Ein Beweis dafür, dass Frankreich die festgehaltenen deutschen Soldaten offiziell nicht mehr als Kriegsgefangene, sondern als Arbeitskräfte (= Zwangsarbeiter) ansah. Aus diesen Gründen hat auch das IRK seine Mitwirkung bei diesem schmutzigen Geschäft weitgehend verweigert (S. 135, Böhme).

In Wahrheit wollte Frankreich mit dem möglichst langen Festhalten der Kriegsgefangenen nur Folgendes bewirken:

- das Aufrechterhalten der Fiktion einer Siegermacht, die nach aussen hin durch eine hohe Zahl von Kriegsgefangenen (wenn sie auch von anderen gefangen worden waren) dokumentiert wurde, sowie
- Rache für die vernichtende und beschämende Niederlage von 1940 durch die Deutschen, von denen man nun 700'000 Gefangene hatte, an denen man straflos sein Mütchen kühlen konnte.

Diese Einstellung entsprach auch der öffentlichen Meinung, die sich damals noch überwiegend in der Presse darstellte. Man konnte das täglich in vielen gehässigen Artikeln nachlesen. Das geschah manchmal offen, meistens aber unterschwellig, wobei die Niederlage von 1940 nie ausdrücklich erwähnt wurde, getreu der Revanche-Maxime nach dem Krieg von 1870/ 71: «Nie davon reden, aber immer daran denken.»

Ende November 1947 wurde ich nach einem missglückten Fluchtversuch in das Lager Lorient zurückgebracht. Wenige Tage später wurde ich wegen meiner Französischkenntnisse in die deutsche Lagerverwaltung (Stammkompanie) aufgenommen. Dadurch erwarb ich sehr schnell Kenntnisse, die nur diesem kleinen Kreis bekannt waren. Es war inzwischen keine Frage mehr, dass wir gegenüber den Franzosen eisern zusammenhielten. Spitzel wurden schnell entdeckt und hatten dann nichts zu lachen. Früher war dies anders gewesen.

Zu diesem Zeitpunkt war im übrigen Frankreich schon die Umwandlung von Kriegsgefangenen in freie Arbeiter angelaufen. Im Lager Lorient, das für die Départements Finistère und Morbihan zuständig war, begann man damit am 1. Januar 1948 durch die Einrichtung eines Büros, das ich übernahm. Als unmittelbaren Vorgesetzten hatte ich einen französischen Caporal, der mir aber freie Hand liess, obwohl ich ihn über meine Meinung und meine Vorstellungen von der Durchführung der Umwandlung nicht im Unklaren liess.

Im Nebenzimmer stand stundenweise Monsieur Fromentin vom örtlichen Arbeitsamt für Spezialfragen zur Verfügung, zum Beispiel für die Vermittlung eines Arbeitsplatzes. Zur Umwandlung war eine schriftliche Verpflichtungserklärung des Kriegsgefangenen auf drei Jahre erforderlich. Geboten wurden normaler Arbeitslohn (in der Regel weniger als gleichwertig beschäftigte Franzosen), Bewegungsfreiheit in dem betreffenden Département mit einem Sonderpass und nach einer gewissen Zeit eine Urlaubsreise nach Deutschland für einen Monat.

Nicht erwähnt wurde, dass der Zivilarbeiter damit voll aus der Verantwortung der Gewahrsamsmacht Frankreich entlassen war. Arbeits- und zivilrechtlich war er auf sich allein gestellt. Ungesagt blieb auch, dass er für Bekleidung, Verpflegung, Wohnung und

Krankenfürsorge selbst aufzukommen hatte. Auf diese Weise wollte Frankreich billige und tüchtige Arbeitssklaven gewinnen.

Dieses «grosszügige» Angebot wurde in grossem Stil durch Presse, Arbeitsämter, Kommunalbehörden und andere Institutionen der Öffentlichkeit und auch den Kriegsgefangenen präsentiert. Keiner von jenen, die damals in mein Büro kamen, war aber über die bereits laufenden Entlassungen und die Termine der Entlassungskategorien informiert worden. Wozu auch? Diese Informationen hätten in sehr vielen Fällen von vornherein einen Umwandlungsantrag verhindert. Es war eine von oben gelenkte arglistige Täuschung.

Äusserte ein Kriegsgefangener den Wunsch, Zivilarbeiter zu werden, wurde er ziemlich schnell in das Lager gebracht und dort auf einen entsprechenden Arbeitsplatz vermittelt. Meistens kam er aber direkt mit seinem bisherigen Arbeitsherrn, der ihn als freien Arbeiter übernehmen wollte, in das Lager. Seine Umwandlung wurde sofort erledigt, und er kehrte häufig noch am gleichen Tag unter neuen Rahmenbedingungen an seinen alten Arbeitsplatz zurück.

Jeder umwandlungswillige Kriegsgefangene aus den beiden genannten Départements musste also zu mir kommen und dort drei formelle Dinge erledigen. Erstens musste er die oben erwähnte Verpflichtungserklärung unterschreiben. Zweitens wurde ein Entlassungsschein mit seinem Fingerabdruck in doppelter Ausfertigung erstellt; einen bekam der freie Arbeiter, der zweite ging an das zuständige Arbeitsamt, das in Zusammenarbeit mit der Präfektur des Départements den Arbeitspass erteilte. Drittens musste das Lagerkonto aus dem Arbeitsentgelt des Kriegsgefangenen aufgelöst werden. Der freie Arbeiter bekam an Ort und Stelle sein Guthaben in französischer Währung ausbezahlt.

Dazu eine Erläuterung: Jeder Franzose, der einen Kriegsgefangenen beschäftigte, musste täglich 10 Franc aufbringen. Die Hälfte davon musste er auf das Lagerkonto überweisen, die andere Hälfte für persönliche Bedürfnisse des Gefangenen verwenden (oder auch nicht). Es gab gewiss auch anständige Franzosen, die das Geld aushändigten und noch einiges drauflegten.

Diese finanzielle Regelung war aber kaum einem Gefangenen bekannt, auch mir nicht. Ich habe von diesen 5 Franc täglich weder bei der Déminage noch in der Landwirtschaft oder bei den anderen Arbeitsplätzen auch nur einen Centime gesehen. Ebenso wenig bekam ich den von der Genfer Konvention vorgesehenen Wehrsold, der bei meinem Dienstgrad mindestens 6 Franc ausgemacht hätte. Der nur symbolische Arbeitslohn und das Vorenthalten des Wehrsolds sind weitere Beweise dafür, dass wir tatsächlich als echte Zwangsarbeiter gehalten wurden. Die 10 Franc hatten damals nur einen geringen Kaufwert, man bekam dafür etwa zehn Zigaretten.

Meine Hauptaufgabe betrachtete ich aber als viel weiter gehend. Bevor ich mit den genannten Formalitäten begann, sprach ich unter vier Augen – den dazugehörigen Franzosen liess ich im Gang warten – mit dem Kameraden. Ich schilderte ihm anhand der Entlassungskategorien den augenblicklichen Stand der Entlassungen und sagte ihm unter Berücksichtigung seiner persönlichen Daten, wann er voraussichtlich in die Heimat entlassen würde. Spätester Zeitpunkt war Ende 1948.

Dann klärte ich ihn über die Risiken eines deutschen Zivilarbeiters in Frankreich auf und stellte ihm anheim, seine Entscheidung zu überdenken. Dafür konnte er ohne weiteres mehrere Tage im Lager bleiben. Es gab natürlich etliche, die von vornherein nicht in das zerstörte Deutschland ohne Zukunftsaussichten zurückwollten. Meistens waren es solche, deren ganze Familie im Krieg umgekommen war oder die ihre Heimat verloren hatten.

Die Mehrzahl der freien Arbeiter ging übrigens, bedingt durch die örtliche Wirtschaftsstruktur, in die Landwirtschaft. Zu mir kamen aber auch Franzosen, die einen zur Entlassung anstehenden Kriegsgefangenen zurückbrachten und nun einen anderen Kriegsgefangenen oder freien Arbeiter vermittelt haben wollten. In diesen Fällen liess ich mir vorab von dem zurückgebrachten Kameraden seine Arbeitsbedingungen, die Unterkunft, Verpflegung, persönliche Behandlung und so weiter schildern.

Aufgrund meiner eigenen Arbeitserfahrungen konnte ich diese Verhältnisse sehr gut beurteilen. Ein Ausbeuter oder Leuteschin-

der bekam keinen Ersatz. Sehr viel Arbeit hatte ich übrigens nicht, obwohl der Bereich von Lorient zwei Départements umfasste. Im Januar gab es nur wenige Umwandlungen, im Februar nahmen die Anträge zu, betrug aber durchschnittlich höchstens drei pro Tag, um im März wieder zurückzugehen.

Die Entlassungskategorien

Der endgültige Entlassungsplan von November 1947 stellte die Kategorien auf, nach deren Nummern in zeitlicher Reihenfolge die Entlassungen bis Ende 1948 ablaufen sollten.

- Kategorien 1 bis 4:

Kriegsgefangene, die auf der Seite der Franzosen gekämpft hatten, also Deserteure, Fahnenflüchtige und Vaterlandsverräter. Kranke, die schon fast im Sterben lagen. Einzelpersonen, die zum Beispiel einem Franzosen das Leben gerettet hatten. Diese Gruppe hatte es schon immer gegeben. Zahlenmässig fiel sie kaum ins Gewicht.

- Kategorie 5:

Kriegsgefangene, die sich selbst Antifaschisten nannten und sich nach offizieller Lesart besonders um Frankreich verdient gemacht hatten, also Spitzel oder Denunzianten, auch Totschläger an Kameraden, die wir als Franzosenknechte bezeichneten. Vermutlich standen sie auch im Dienst des Geheimdienstes «Deuxième Bureau». Ihre Zahl war sehr gering. Hätte man sie mit normalen Transporten nach Haus geschickt, wären sie sicher unterwegs aus dem fahrenden Zug «gefallen». Das passierte auch bei späteren Transporten noch in einigen Fällen denen, die in den vergangenen Jahren Kameraden verraten, misshandelt oder ihren Tod verschuldet hatten, wie uns Kameraden nach ihrer Entlassung von der Heimat aus mitteilten.

- Kategorien 6 bis 8:

Familienväter kinderreicher Familien, Witwer, die Kinder zu versorgen hatten, besonders alte Kriegsgefangene (über 50 Jahre). Auch deren Zahl war nicht sehr hoch.

- Kategorie 9:

Kriegsgefangene, die mehr als neun Monate in der Déminage gearbeitet hatten. Sie stellten zahlenmässig eine grosse Gruppe

dar, deren Repatriierung bei den uns bekannten Transportquoten mindestens sechs Monate dauern würde.

- Kategorie 10 bis 11:

Dienstgrade vom Unteroffizier an aufwärts, die freiwillig gearbeitet hatten, sowie alle übrigen Kriegsgefangenen. Sie umfassten die grosse Masse der Kriegsgefangenen.

Als ich Ende November in das Lager Lorient kam und hiervon erfuhr, schien das für mich sehr erfreulich zu sein, denn ich hatte dreizehn Monate Minen geräumt. Da in Lorient schon der erste Transport dieser Leute zusammengestellt wurde, legte ich meine Fluchtpläne erst einmal auf Eis. Ich hatte nämlich vor, das nächste Mal mit der Bahn zu flüchten. Der Tipp dazu stammte – nach meinem letzten Fluchtversuch – von einem Gendarmen, der mir dazu geraten und mir versichert hatte, dass in den Zügen keine Personen-, sondern nur Fahrkartenkontrollen stattfänden.

Zur Entlassung der Kategorie 9 ermittelte jetzt die deutsche Lagerverwaltung – unter Aufsicht der Franzosen – anhand der Kriegsgefangenenkartei die Namen der Betroffenen, bereitete ihre Rückholung nach Lorient und die Zusammenstellung der Transporte vor. Von meinen Kameraden erfuhr ich, dass mein Name weder auf den aktuellen noch auf den späteren Transportlisten stand. Ich forschte zunächst bei den Kameraden nach und bekam sofort heraus, dass die Franzosen dahintersteckten.

Also wurde ich bei dem dafür zuständigen Sicherheitsoffizier vorstellig, der den gleichen Dienstgrad hatte wie ich, nämlich Fähnrich. Ich konnte ihm also als Gleichrangiger gegenüberreten und nutzte das aus. Er wand sich zunächst wie ein Aal. Als ich ihn dann mit scharfen Worten attackierte, tat er mir fast Leid. Jedenfalls erfuhr ich nichts Konkretes, merkte aber, dass das Fehlen meines Namens auf den Transportlisten einen triftigen Grund haben musste.

Mehr um eine Bestätigung dafür zu erhalten, ging ich noch zum französischen Lagerkommandanten, Major Bonnabesse. Auch dieser Vorstoss führte zu einer heftigen Auseinandersetzung. Schliesslich erklärte er mir, dass ich noch nicht zur Entlassung vorgesehen sei. Das war in der Tat keine Lüge. Eine Begründung lehnte er ab. Diese Vorgänge zogen sich über einige Wochen bis

Mitte Februar 1948 hin. Die Erkenntnisse hieraus führten dazu, dass ich in aller Heimlichkeit und mit grosser Sorgfalt eine weitere Flucht vorbereitete.

Zu meinem unmittelbaren Vorgesetzten im Umwandlungsbüro, jenem schon erwähnten Caporal, hatte ich ein recht gutes Verhältnis. Er hiess Julien Bonnefoy und stammte aus Landerneau, war etwas älter als ich und Berufssoldat. Wir führten in aller Offenheit lange Gespräche über die jüngste Vergangenheit und die gegenwärtigen Verhältnisse. Wir sprachen auch über meine Entlassungsprobleme, ohne dass ich ihm die geringsten Anhaltspunkte für meine Fluchtpläne gab. Anfang März 1948, als ich diese bis auf einige Kleinigkeiten fertig hatte, spielte er mir den Durchschlag eines Geheimbefehls der Generaldirektion für die Kriegsgefangenen von Dezember 1947 zu, der sinngemäss folgenden Wortlaut hatte:

«In den Entlassungskategorien sind solche Kriegsgefangene nicht zu berücksichtigen, die

- eine antifranzösische Gesinnung zeigen,
- eine pronazistische Gesinnung haben,
- von französischen Gerichten verurteilt wurden,
- Fluchtversuche unternommen oder
- zur Waffen-SS gehört haben.

Ihre Entlassung ist vorläufig nicht vorgesehen.»

Obwohl nicht Angehöriger der Waffen-SS, trafen auf mich gleich mehrere dieser Punkte zu. Bei konsequenter Anwendung hätten allein wegen des ersten Punktes 99 Prozent aller Kriegsgefangenen nicht entlassen werden dürfen. So weit zur Schizophrenie, Infamie und Gehässigkeit des geistigen Urhebers dieses Erlasses, denn alle Kriterien standen in krassem Widerspruch zur Genfer Konvention. Wenn ich bisher vielleicht noch gezögert hatte – jetzt galt es, möglichst bald abzuhausen, und so verliess ich am 18. März 1948 Lorient zu meiner letzten Flucht, die dann – nach einigen Verzögerungen – am 1. Mai 1948 mit der Rückkehr in die Heimat glücklich endete.

Vorher hatte ich aber noch etwas Wichtiges zu erledigen. Ich tippte diesen Geheimbefehl sofort in aller Eile mit der Schreibmaschine ab und legte ihn wieder an seinen Platz. Die Abschrift aber schickte ich mit einem ausführlichen und erläuternden Anschrei-

ben an das IRK in Genf. Ich schmuggelte den Brief ordnungsgemäss frankiert aus dem Lager und brachte ihn mit der französischen Post auf den Weg. Ob ich damit etwas bewirkt habe, weiss ich nicht, auf jeden Fall erfuhr ich im Juni 1948 von einem in Lorient zurückgebliebenen Kameraden, dass die Restriktionen des Geheimbefehls aufgehoben worden waren.

Eine Besonderheit noch zum Schluss: In der Statistik Buissons über die Fluchtfälle (Böhme, Seite 111) zeigt der März 1948 eine auffällige Steigerung auf 1'003 im sonst kontinuierlichen Ablauf. Es ist denkbar, dass der Geheimbefehl in viele Lager durchgesickert war und so eine erhöhte Fluchtaktivität auslöste.

Meine Gefangenschaft

Die Todeslager

Rückblick

Am 20. April 1945 geriet ich in der Nähe von Nürnberg in amerikanische Gefangenschaft. Das war damals nicht mein erster Kontakt mit amerikanischen Soldaten.

Im Juli 1944 hatte ich mich auf dem oberbayrischen Fliegerhorst Schongau als Flugzeugführer in der Ausbildung zum Jagdflieger befunden. Ein paar Tage nach dem Attentat auf Hitler bemerkte ich am frühen Nachmittag im Eingangsbereich einer unserer Baracken eine Gruppe amerikanischer Flugzeugbesatzungen, die offenbar die Überlebenden von Abschüssen mehrerer Bomber waren. Sie saßen und lagen dort unter Bewachung herum.

Das war für mich damals nichts Besonderes, bis ich am späten Abend plötzlich Befehl erhielt, mit zwei anderen Kameraden die Bewachung dieser Amerikaner zu übernehmen und sie am nächsten Tag in das Kriegsgefangenenlager Stalag Luft bei Frankfurt-Oberursel zu überführen. Mir war bekannt, dass alle abgeschossenen feindlichen Flugzeugbesatzungen vor ihrer Verteilung auf die endgültigen Kriegsgefangenenlager zunächst durch dieses Lager geschleust wurden, um dort von geschulten Vernehmungsoffizieren über Einzelheiten ihrer Einsätze ausgefragt zu werden. Wir bekamen deshalb auch die strikte Anweisung, mit diesen Amerikanern keine militärischen Fragen zu erörtern.

Aus dem Ergebnis der Vernehmungen in Oberursel und den eigenen deutschen Erkenntnissen stellte das Oberkommando der Luftwaffe zum Beispiel für jeden Bombenangriff auf eine deutsche Stadt eine genaue Schilderung zusammen, die taktische Einzelheiten, Bombenziele und Umfang der Zerstörungen enthielt. Diese Angaben waren objektiv, ohne jeglichen Propagandaeffekt. Die Schilderungen wurden unter den Namen «Feindnachrichten» gedruckt, sie waren «Geheime Kommandosache», standen aber uns Flugzeugführern in den Kampfverbänden zur Verfügung. Ich habe

die meisten «Feindnachrichten» des Jahres 1944 gelesen und musste feststellen, dass die schlimmsten Bombenangriffe dieser Art reine Wohngebiete der Zivilbevölkerung zum Ziel hatten. Das so nebenbei.

Da wir in den Baracken des Flugplatzes keine ausbruchsicheren Räume hatten, mussten wir die Gefangenen im Stockfinstern einige Kilometer quer über das Rollfeld nach Altenstadt bringen. Dort befand sich auf einer Anhöhe eine feste Kasernenanlage, die Flakartillerieschule IV (heute Fallschirmspringerschule der Bundeswehr.) Bevor wir losmarschierten, machte ich den Amerikanern mit meinem kläglichen Schulenglisch klar, dass wir bei einem Fluchtversuch sofort ohne Anruf schießen würden.

Ich hatte dabei das Gefühl, dass diese Warnung unnötig war, denn die Leute machten einen apathischen, völlig demoralisierten Eindruck. Trotzdem nahm ich unbemerkt meine Pistole 08 aus der Pistolentasche, lud sie durch und steckte sie in die Hosentasche. Als wir nach 22 Uhr in der Kaserne Altenstadt ankamen, übergab ich die Amerikaner dem Wachhabenden, der sie in den Arrestzellen der Wache unterbrachte.

Dann griff ich mir den Unteroffizier vom Dienst, sagte ihm, dass die Gefangenen seit ihrem Abschuss noch nichts zu essen und zu trinken bekommen hätten, und bat ihn, dafür zu sorgen. Das passte ihm gar nicht, denn er antwortete mir, die Kantine sei schon geschlossen. Ich machte ihm klar, dass sicher ein Kantinenbulle greifbar wäre, der etwas Tee oder Kaffee kochen könnte. Für kalte Verpflegung gäbe es schliesslich den Fourier, und ich würde warten, bis die Versorgung der Amerikaner gesichert sei. So geschah es dann auch – ziemlich schnell sogar.

Den Marschbefehl für uns Bewacher und die Gefangenen zur Überführung nach Oberursel in Personenzügen der Reichsbahn hatte ich vorher schon in der Schreibstube erhalten. Es waren elf Besatzungsmitglieder von viermotorigen Bombern des Typs Liberator und ein Leutnant, der mit seinem Mustang-Jagdflugzeug abgeschossen worden war. Er war mit seinem Fallschirm ganz in der Nähe von Schongau gelandet und wütenden Zivilisten in die Hände gefallen, offenbar Ausgebombten aus München, die nach Schongau evakuiert worden waren.

Im damaligen Stadtrandbereich von Schongau gab es eine Brücke, die in ziemlicher Höhe über den Lech führte. Dorthin hatten die Münchener den Amerikaner gezerrt und waren gerade dabei, ihn über das Brückengeländer in den Lech zu werfen, als zufällig ein paar Kameraden vom Fliegerhorst vorbeikamen, die das in letzter Sekunde verhinderten. Dieser Leutnant war ein Farbiger von recht kleiner Statur mit einer milchkaffeebraunen Hautfarbe, aber ohne negroide Gesichtszüge. Ich vermutete, dass er aus dem Süden der Staaten, vielleicht auch aus Hawaii oder von den Philippinen stammte, die damals amerikanische Kolonie waren.

Während der späteren langen Eisenbahnfahrt bemerkte ich, dass die anderen weissen Amerikaner nicht mit ihm sprachen, er aber auch keinen Kontakt mit ihnen suchte. Sollten die Amerikaner etwa Rassisten sein? Die weissen Franzosen waren es jedenfalls, wie ich später feststellte. Jeder französische Kolonialsoldat, zu denen unsere späteren nordafrikanischen Bewacher gehörten, musste beim Ausgang einen roten Fez tragen, damit er gleich von der Zivilbevölkerung als solcher erkannt werden konnte.

Es war geplant, am nächsten Morgen mit dem ersten Frühzug in Schongau abzufahren, um noch am Nachmittag Oberursel zu erreichen. So holten wir die Amerikaner sehr früh in Altenstadt ab und fassten noch kalte Verpflegung für den ganzen Tag für 14 Personen, also dieselbe Ration und dieselben Lebensmittel für die Bewacher. Es gab etliche Kommissbrote, harte Dauerwürste, Margarine und Kunsthonig. Wir verteilten diese Dinge zum Tragen auf die Gefangenen und machten ihnen klar, dass sie zunächst dafür verantwortlich waren. Später, in den für uns reservierten Abteilen, assen wir gemeinsam mit den Amerikanern, die vor allem Kommissbrot und Kunsthonig recht skeptisch betrachteten. So ergab sich dann auch recht bald ein fast kameradschaftliches Verhältnis zwischen uns. Leider wurde unsere Planung völlig über den Haufen geworfen. Hinter Ulm sassen wir plötzlich mit unserem D-Zug fest und erfuhren, dass Bombenangriffe im Stuttgarter Raum die Eisenbahnstrecken unterbrochen hatten. Den ganzen Nachmittag und die folgende Nacht zockelten wir zum Teil

auf Nebenstrecken durch die Gegend, bis wir im Morgengrauen endlich die oberrheinische Tiefebene erreichten.

In Darmstadt endete unser Zug und wir mussten aussteigen, um auf einen Anschlusszug nach Frankfurt zu warten. Die Bahnsteige waren schwarz von Menschen, überwiegend Leute, die zur Frühschicht in die Rüstungsbetriebe wie zum Beispiel Opel Rüsselsheim fahren wollten. Wir hielten uns aus Sicherheitsgründen abseits von den vielen Menschen fast am Ende eines Bahnsteiges auf.

Trotzdem dauerte es nicht lange, bis die Leute mitkriegten, was für seltene Vögel da warteten. Eine dichte Menschentraube bewegte sich auf uns zu und Drohworte wurden laut wie «Schlagt sie tot, die Mordbrenner». Ich hatte durchaus Verständnis für meine Landsleute, denen sich unverhofft die Gelegenheit bot, ihre lange angestaute Wut an den Terrorfliegern auszulassen. Dazu hätte es nicht einmal der Goebbels-Propaganda bedurft. Auf der anderen Seite hatten wir den Befehl, die Gefangenen unversehrt nach Oberursel zu bringen.

Ein stures Festhalten an dieser Anordnung war aber nicht meine einzige Motivation. Ich hatte auch Verständnis für die amerikanischen Flieger. Sie führten ebenfalls nur Befehle aus und wussten überhaupt nicht, welche Ziele sie bombardierten. Die Angriffsziele lauteten ja nicht «XY-Strasse mit Kindergarten», sondern «Planquadrat XY». Auch waren Einzelziele in der verhältnismässig grossen Höhe, aus der die Bombenteppiche geworfen wurden, gar nicht erkennbar.

Als Flugzeugführer waren mir diese Umstände, insbesondere die Grössenverhältnisse der Ziele, durchaus geläufig. Zwar waren – insbesondere bei Nachtangriffen – Brandherde gut zu erkennen, aber es ist ein Unterschied, ob ich diese aus mehreren Kilometern Entfernung sehe oder unmittelbar davor stehe, die ungeheure Hitze spüre und hilflos mit ansehen muss, wie Menschen darin verbrennen. Keiner dieser feindlichen Flieger sah jemals eine im Feuersturm erstickte Mutter mit ihrem toten Kind im Arm oder eine durch brennende Phosphorkanister auf Reisetaschengrösse zusammengeschrumpfte Leiche.

Mit unserer lächerlichen Bewaffnung von zwei Pistolen und einem Karabiner hatten wir nicht die geringste Chance, im Ernstfall die Menschenmenge aufzuhalten. Jetzt half nur noch ent-



Der Autor als Fahnenjunker-Unteroffizier im Spätsommer 1944 nach dem Frankfurter Gefangenentransport.

schlossenes Auftreten. Wir drei stellten uns also vor die Gefangenen, die Waffen im Anschlag, und ich brüllte die Menge mit Worten an, die mir gerade so einfielen und die ich kurz danach schon wieder vergessen hatte. Sicher war von «Zurückbleiben» und «Waffengebrauch» die Rede. Jedenfalls blieben die Leute stehen, und als jetzt der erste Zug im Bahnhof einlief, zerstreuten sie sich. Wir konnten bald nach Frankfurt weiterfahren und die Gefangenen in Oberursel abliefern.

Unter Gangstern

An diesen Vorfall erinnerte ich mich blitzartig, als ich am 20. April 1945 unter die amerikanischen Räuber geriet. Mehrere fielen über mich her und misshandelten mich mit Tritten und Faustschlägen. Die Schulterklappen wurden mir herausgerissen, Armbanduhr, Montblanc-Füllfederhalter und Geldbörse samt Inhalt verschwanden blitzartig in den Taschen der tapferen «Soldaten», was auf einige Routine schliessen liess. Ein Kanten Kommissbrot, der sich in meinem Brotbeutel befunden hatte, wurde auf dem Fussboden zertreten. Es wird mir niemand verübeln, wenn ich in diesen Augenblicken von ganzem Herzen bereute, die Amerikaner auf dem Darmstädter Bahnhof nicht der berechtigten Wut meiner Landsleute überlassen zu haben.

Die Gutmenschen unserer Tage werden mir jetzt entgegenhalten, dass mein Fall bei den eigentlich anständigen Amerikanern sicher eine seltene Ausnahme gewesen sei. Das Gegenteil war der Fall. Die seltene Ausnahme war eine korrekte Behandlung deutscher Kriegsgefangener. Das galt vor allem in der letzten Phase des Krieges, als Repressalien gegen Amerikaner in deutscher Hand nicht mehr zu befürchten waren und ausserdem den meisten deutschen Soldaten ausser dem Tod nur noch der Gang in die Gefangenschaft offenstand.

Als Indiz für die völkerrechtswidrige Behandlung mag ein profaner Wertgegenstand gelten: die Armbanduhr. Es gab nur recht wenige deutsche Soldaten, die keine besaßen. Ich traf dagegen in amerikanischer Gefangenschaft keinen Deutschen, der noch eine hatte. Gerüchtweise verlautete allerdings, dass es irgendwo einen Deutschen gab, der seine Uhr durchgeschmuggelt hatte – für wenige Wochen. Erstaunlicherweise sah ich allerdings unter unseren Bewachern viele, die den linken Arm vom Handgelenk bis zur Schulter mit Armbanduhren geradezu tapeziert hatten.

Diese plötzliche Prunksucht fiel auch keinem amerikanischen Offizier auf, der damit der gleichen Räubergilde zuzurechnen war. In der deutschen Wehrmacht wäre so etwas undenkbar gewesen. Aber auch die oberste amerikanische Truppenführung war kein Vorbild, sondern viel Schlimmeres. [Als der Krieg zu Ende war, la-](#)

gerten beim Internationalen Roten Kreuz in der Schweiz Hunderttausende Lebensmittelpakete, die eigentlich für alliierte Gefangene in deutscher Hand bestimmt waren, aber nun nicht mehr verteilt werden konnten. Gleichzeitig verhungerten in den berüchtigten Rheinwiesslagern und anderen amerikanischen Camps Tausende deutscher Soldaten.

Die Schweizer erfuhren natürlich davon und boten den Amerikanern (die angeblich mit der Versorgung überfordert waren) an, diese Pakete den deutschen Kriegsgefangenen zur Verfügung zu stellen. Eisenhower lehnte ab (Bacque, Seite 90ff), ja er versagte den IRK-Mitarbeitern sogar den Zutritt zu diesen Lagern (Bacque, Seite 83ff).

Bis zu diesem Zeitpunkt war Eisenhower zwar als Oberbefehlshaber für den Tod der Kriegsgefangenen generell verantwortlich gewesen, aber eine *Tötungsabsicht* kann man ihm kaum nachweisen. Weil nach seiner Ablehnung der Schweizer Pakete die katastrophalen Verhältnisse in den Lagern fortbestanden und noch mehr Gefangene weiter verhungerten, liegt dagegen für diese Fälle die *Tötungsabsicht, also Mord, auf der Hand*.

Auch die Misshandlungen beschränkten sich nicht auf die unmittelbare Gefangennahme. So war es zum Beispiel üblich, dass beim Be- oder Entladen von Gefangenen in Lkws oder Eisenbahngüterwagen mit Knüppeln bewaffnete Amerikaner eine lange Gasse bildeten, durch die mit gellendem Geschrei (zum Beispiel «Mak snell, mak snell, fünf Mann eine Reihe») und Schlägen die wehrlosen deutschen Soldaten getrieben wurden. Wie soll man diese uniformierten Amerikaner bezeichnen? Als Diebe, Räuber, Schläger, Mörder? Es gibt dafür einen Sammelbegriff, einen amerikanischen sogar: Gangster. Die zutreffende Bezeichnung für einen Grossteil dieser Amis war wohl ohne Übertreibung: Gangster in Uniform.

Bis heute hat sich die diesem Verhalten zugrunde liegende Geisteshaltung nicht geändert. Die Besatzermentalität wird sogar auf Europa (Originalton von Kriegsminister Rumsfeld: das «alte Europa») ausgedehnt. Gut 10 Kilometer von meinem Wohnort entfernt, am Rande der Stadt Bad Aibling, befand sich bis vor Kurzem eine der grössten Satellitenabhöranlagen der USA. Unter

dem Deckmantel der El-Kaida-Bekämpfung wurde hier nebenbei im grossen Stil Industriespionage betrieben. Milliardenschäden für die deutsche und europäische Wirtschaft sind die Folge.

Eine Beweisführung ist natürlich nicht möglich, da die Amerikaner in alter Besatzermanier mitten in Europa keiner deutschen Stelle uneingeschränkten Zugriff in ihre Unterlagen gewähren. Das sei denen ins Stammbuch geschrieben, die immer noch in widerlicher Katzbuckelei von «unseren amerikanischen Freunden» reden. Ob Deutschland seine Souveränität wiedergewonnen hat oder mit Hilfe dieser Leute von einer Besatzungszone zu einer amerikanischen Kolonie verkommen ist, kann bei der genannten Sachlage jeder leicht erkennen.

Zurück zu den Ereignissen des 20. April 1945. Nach den Miss-handlungen wurde ich als Kühlerfigur auf die Motorhaube eines Jeeps gesetzt und in rasender Fahrt in eine kleine Siedlung gebracht, die aus Einfamilienhäusern bestand. Offenbar war die gesamte Siedlung beschlagnahmt worden, denn ich sah keinen einzigen Deutschen. Man führte mich in einen Raum im Erdgeschoss eines der Häuser. Das Mobiliar bestand aus einem Holztisch und einem nicht bezogenen Metallbett in einer Ecke.

Hier empfing mich ein anderer Amerikaner, den ich der Militärpolizei zurechnete. Er begann, mich zu filzen. Selbstverständlich musste ich dabei mit am Hinterkopf verschränkten Händen stehen bleiben. Da fand er plötzlich in meinem Brotbeutel ein circa 20 Zentimeter langes, scharfes Messer, das ich mir mal zum Schneiden von Kommissbrot zugelegt hatte. Bis dahin sehr ruhig, geriet er jetzt völlig aus dem Häuschen und schrie mich an: «You kill, you kill!» Ausser dem Messer – Indiz für die Mordabsichten eines höchst gefährlichen Deutschen – nahm er mir nichts weg und schlug mich auch nicht.

Ich musste mich dann mit dem Gesicht zur Wand und hinter dem Kopf verschränkten Händen in eine Ecke stellen, während der amerikanische Held auf der Seite lagernd sich auf das Bett legte, mit seiner Flinte im Anschlag auf mich und dem Finger am Drücker. Das dauerte etwa zwei bis drei Stunden. Was der Ami

nicht wusste: ich konnte ihn in der spiegelnden Fensterscheibe genau beobachten und durch abrupte Bewegungen ab und zu seine Wachsamkeit testen.

Sorge machte mir allerdings, dass sich in meiner linken Hosentasche noch eine Eierhandgranate befand, denn er hatte bei dem Schreck über das grässliche Messer vergessen, die Durchsuchung zu Ende zu führen. Was sollte ich tun? Mit der Hand die Eierhandgranate aus der Hosentasche zu nehmen wäre bei der Schreckhaftigkeit des Amis viel zu gefährlich gewesen. Also wartete ich ab.

Die Szene endete damit, dass ein weiterer deutscher Kriegsgefangener gebracht wurde. Ich wurde nochmals gefilzt und dabei die Eierhandgranate entdeckt, die ich eigentlich gar nicht verstecken wollte. Der Filzer erlitt dabei fast einen Herzinfarkt. Danach wurden wir auf dem Dachboden in eine kleine Kammer gesperrt, wo wir auch die Nacht verbrachten. Verpflegung gab es keine.

Die nächsten drei Tage verbrachte ich mit anderen Gefangenen zusammengepfercht wie die Ölsardinen auf Studebaker-Lkws, mit denen wir zum Teil in halsbrecherischen Fahrten kreuz und quer durch Süddeutschland kutschiert wurden. Manche Ortschaften durchquerten wir mehrmals am selben Tag. Für mich waren das Propagandafahrten, um der deutschen Zivilbevölkerung zu zeigen, wie viele Gefangene gemacht worden waren. Nachts brachte man uns in irgendwelchen Stacheldrahtverhauen auf freiem Feld unter. Zu essen gab es auch in dieser Zeit nichts.

The American Way Of Life

Am 24. April wurden wir endlich in das Lager Böhl-Iggelheim bei Schifferstadt in der Pfalz gebracht. Am nächsten Tag bekamen wir pro Kopf einen halben Liter lauwarmer «Suppe», in der sich ausser zwei bis drei kleinen Stücken Schiffszwieback nichts befand, und einen halben Liter sauberes Trinkwasser.

Das Lager bestand aus zehn Käfigen (Cages), jeder etwa in der Grösse eines Fussballfelds, mit je 5'000 Gefangenen. Es war auf freien Ackerflächen errichtet, jeder Käfig für sich und das Gesamtlager noch einmal ganz von Stacheldraht Hindernissen ein-

schliesslich Wachttürmen umzäunt, ohne Zelte oder irgendeine andere Unterkunft eingerichtet. Latrinen wurden erst nach mehreren Tagen aufgestellt. In meinem Käfig – vermutlich auch in den anderen – befanden sich Gruppen von 12- bis 16-jährigen Jungen, über 80-jährige Greise, frisch Arm- und Beinamputierte (auch im Rollstuhl), sonstige Verwundete mit neuen Verbänden und eine Hand voll Wehrmachtshelferinnen.

Ärztliche Versorgung war nicht vorhanden. Die Verpflegung bestand in den ersten Wochen fast nur aus deutschen Wehrmachtsbeständen (Schiffszwieback und Konserven), dann auch aus amerikanischer Büchsenverpflegung, alles in sehr geringen Mengen. Das Schlimmste aber war der bald einsetzende Regen, der den Ackerboden in tiefen Morast verwandelte, in dem wir bis zu den Knien herumwateten.

Ein Niederlegen zum Schlafen war nicht möglich. So bildeten sich in den ersten Regennächten Haufen von mehreren hundert Leuten, die dicht aneinandergelehnt versuchten, im Stehen zu schlafen. Das funktionierte aber nur eine gewisse Zeit, denn dann begann der ganze Haufen sich nach einer Seite zu neigen und drohte umzukippen. Wer nicht aufpasste, fiel in den Schlamm und mancher von ihnen stand nie mehr auf. Dann wurden mit leeren Konservenbüchsen tiefe Erdhöhlen gegraben, in denen man etwas Schutz vor Regen und Kälte fand. Das hatte aber auch seine lebensgefährlichen Tücken. **Manche Erdhöhlen stürzten bei starkem Regen ein und viele Gefangene erstickten.**

Ich hatte in diesem Lager einen gleichaltrigen Flugzeugführer mit gleichem Dienstrang getroffen, mit dem ich mich zusamm tat und eine bessere «Erfindung» machte. Wir besorgten uns vier leere 1-Kilogramm-Konservenbüchsen, setzten uns Rücken an Rücken mit je einer Pobacke auf eine Büchse und legten uns als Regenschutz einen Mantel oder eine Decke über die Köpfe. Etwas Schlaf konnten wir so finden. Viele Gefangene hatten aber weder Decke noch Mantel, weil die Amerikaner sie ihnen vorher weggenommen hatten.

Den ersten Regentagen folgte bald der Tod. Die Ältesten und die Jüngsten traf es zuerst. Bei Tageslicht konnte man es fortwährend beobachten: eine Jammergestalt wankte durch die Gegend,

blieb plötzlich stehen und fiel der Länge nach aufs Gesicht. Blutsturz, Exitus. Wie viele so durch Entkräftung oder Krankheiten in meinem Cage starben, kann ich nur schätzen. Wer sich noch aufrecht halten konnte, war apathisch und abgestumpft gegenüber seiner Umgebung.

In einem Punkt aber konnte ich etwas gegensteuern: Trotz scharfer Bewachung und hoher Stacheldrahtzäune gelang in fast jeder Nacht einigen Kameraden die Flucht. Es waren Leute, die sich mit Stacheldraht Hindernissen auskannten und entsprechendes durchgeschmuggeltes Werkzeug hatten, zum Beispiel Pioniere und altgediente Infanteristen. Als Kompaniechef stellte ich bei den morgendlichen Zählungen fest, dass plötzlich fünf oder sechs Leute fehlten, die ich nach ihrem Erscheinungsbild nicht zu den vorher beschriebenen Toten zählen konnte.

Ich behielt diese Leute in meinen Verpflegungslisten und empfing prompt deren Rationen, die ich heimlich den Jüngsten zukommen liess. Der vorher erwähnte Flugzeugführer half mir dabei. Wie zu erwarten war, flog der Schwindel nach gut drei Wochen auf und ich wurde vom Amerikaner dieses Postens enthoben, um den ich mich nicht gerissen hatte. Die katastrophalen Zustände besserten sich etwas, als der Dauerregen Mitte Mai nach über einer Woche aufhörte.

Am Morgen dieses Tages geschah etwas, was sich tief in meine Erinnerung eingepägt hat. Es hatte schon gedämmt, der Regen hatte aufgehört und alle Gefangenen waren wach, als plötzlich im dichten Dunst des Rheintals die Sonne aufging. Sie erschien als riesiger dunkelroter Ball am Horizont, alle starrten wie gebannt auf dieses Schauspiel. Ebenso plötzlich hörte man ein dumpfes Geräusch wie ein Stöhnen, das aus der Erde zu kommen schien, aber aus den Kehlen von 50'000 Gefangenen stammte und zu einem lang anhaltenden Freudenschrei anwuchs. Vielen standen Tränen in den Augen.

Ende Mai wurden wir in ein anderes Cage dieses Lagers verlegt, das mit Vier-Mann-Zelten aus Wehrmachtsbeständen ausgestattet war. Ein ungeheurer Fortschritt. Meine Zeitgenossen waren der schon erwähnte Flugzeugführer, ein Obergefreiter des Heeres (katholischer Theologiestudent) und ein nicht mehr

diensttauglicher Fallschirmjägerfeldwebel, der ein steifes Bein und eine verkrüppelte Hand hatte.

Eines Tages wurden alle Insassen unseres Cages in aller Frühe durch Militärpolizei aus dem Lager auf einen grossen Acker getrieben, der von Panzern umstellt war. Dort mussten wir in etwa zehn Reihen nebeneinander antreten, uns splinternackt ausziehen und wurden dann mit unseren Kleiderpäckchen auf dem Arm von Militärpolizisten gründlich gefilzt. Was ihnen von unserer armseiligen Habe nicht passte, wurde uns abgenommen. Nebenbei suchten sie auch nach SS-Leuten, die unter dem linken Arm ihre tätowierte Blutgruppe trugen.

Danach wurden wir mittels grosser Luftpumpen, die einer Klistierspritze ähnelten, von oben bis unten mit DDT-Pulver gegen Läuse eingenebelt. Dieses Pulver ist zwar seit mehreren Jahren weltweit verboten, weil es hochgradig Krebs erregend ist, aber das wussten damals nicht einmal die Amerikaner. Dieses Insektensmittel war eins der ganz wenigen Dinge, die in der amerikanischen Gefangenschaft positiv zu werten waren. Es hielt uns tatsächlich läusefrei, solange wir es zur Verfügung hatten, und bewahrte uns vor einer grossen Plage.

Als wir am Nachmittag in unser Cage zurückgetrieben wurden, erwartete uns eine böse Überraschung. Am Lagereingang waren schön sortiert die Gegenstände aufgehäuft, welche die Militärpolizisten im Lager aufgespürt hatten. Da lagen ein Dutzend lange Pionierdrahtscheren und andere Zangen, ein paar Pistolen, Gewehr- und Pistolenmunition, aber auch ein grosser Haufen Tafelmesser. Nebenbei gesagt gab es nach dieser Grossfilzung immer noch Zangen und Drahtscheren im Lager.

Das Schlimmste aber waren unsere Zelte. Fast alle waren eingerissen, was von unseren Sachen im Lager zurückgeblieben war, war völlig verdreckt und durcheinander geworfen. Von allen Wehrmachtessbestecken, die aus am Handgriff beweglich zusammengenieteten Löffeln und Gabeln bestanden, waren sämtliche Gabelzinken mutwillig abgebrochen. Das löste bei uns Mutmassungen aus, ob die Amis zu Hause vielleicht nur mit ihren Fingern frassen.

Doch die Schikane ging noch weiter. Abends gab es als Verpflegung «processed cheese», einen schmackhaften gelblichen

Schmelzkäse, der sich in grossen, etwa 40 Zentimeter hohen Blechbüchsen befand. Wie sollten wir diesen Käse ohne Tafelmesser zu 50-Gramm-Portionen pro Person aufteilen? Doch der deutsche Landser war erfinderisch.

Mit den daumengrossen amerikanischen Büchsenöffnern wurden aus den Wandungen der Käsebüchsen etwa 40 Zentimeter lange und zehn bis 15 Zentimeter breite Streifen geschnitten. Auf die eine Längsseite wurde zur Versteifung ein Draht gelegt und das Blech über diesem umgebörtelt. Ein Ende Draht blieb frei und diente als Handgriff. Die andere wellenschliffartige Seite dieses machetenähnlichen Haumessers war rasiermesserscharf und konnte den Käse trefflich schneiden. Das Ding sah aus wie eine gefährliche Waffe und hätte wohl auch so benutzt werden können. Einige von uns riefen die Posten auf den Wachttürmen an und machten mit den Messern unmissverständliche Drohgebärden. Das diente gewiss nicht dazu (und sollte es auch nicht), die Angst vor den bösen und gefährlichen Deutschen zu verringern.

Registrierungen oder Vernehmungen in diesem Lager erlebte ich nicht, aber eines Tages wurden alle Flugzeugführer aufgefordert, sofort zum Lagereingang zu kommen. Es fanden sich etwa 30 Leute ein, und ein höherer amerikanischer Offizier las von einer Liste ein gutes Dutzend Namen mit Dienstrang und dergleichen vor. Es waren alles Flugzeugführer. Dann wurden wir unter Androhung schwerer Strafen bei Nichtbefolgen aufgefordert anzugeben, ob wir einen dieser Kameraden kannten. Niemand meldete sich. Ich aber kannte einen – und seine Geschichte. Mir war sofort klar, dass diese Leute als sogenannte Kriegsverbrecher gesucht wurden. Es freute mich, dass dieser Mann noch lebte, sonst hätte er nicht auf der Liste gestanden.

Er war im Sommer/Herbst 1944 auf dem Fliegerhorst Schongau beim Jagdgeschwader 101 tätig. Im Jahr 1942 war ein neuer Jagdflugzeugtyp, die Me 109 G, an der Ostfront zum Einsatz gekommen. Der jetzige Fluglehrer war danach noch mit dem Vorgängermodell, Me 109 F, über russischem Gebiet abgeschossen worden und in Gefangenschaft geraten. Die Russen versuchten nun mit allen psychologischen Tricks, ihn «umzudrehen», und versprachen ihm das Blaue vom Himmel, wenn er ihnen diese neue

Maschine zuführen würde. Unter dem Druck der Alternative Sibirien nahm er schliesslich zum Schein das Angebot an.

Man setzte ihn eines Nachts mit dem Fallschirm im Südabschnitt der Ostfront hinter den deutschen Linien ab. Dort sollte er angeben, den Russen entkommen zu sein, um dann später – wieder im Fronteinsatz – mit einer neuen Me 109 G zu desertieren. Doch er offenbarte den deutschen Wehrmachtsdienststellen sofort die Umstände seiner «Flucht». Deshalb durfte er danach nicht mehr bei Einsätzen über Feindesland verwendet werden und landete als Fluglehrer in Schongau.

Die Lebensverhältnisse im Lager – soweit es die Verpflegung anging – blieben indes miserabel. Die täglichen Rationen waren so gering, dass wir dauernd einen unbändigen Hunger hatten und merkten, wie unsere Kräfte langsam nachliessen. Zusammen mit meinem Fliegerkameraden beschloss ich deshalb, eine Flucht zu wagen. Meinem Kameraden gelang es, zunächst eine geeignete Zange zu organisieren. Dann befassten wir uns intensiv mit der äusseren Umzäunung des Lagers, an der unser Cage grenzte.

Diese bestand aus zwei etwa 4 Meter hohen Holzpfostenreihen, die dicht mit waagrecht verlaufendem Stacheldraht versehen waren. Zwischen den Zaunreihen lagen am Boden nebeneinander vier mit Pflöcken im Boden verankerte Stacheldrahtrollen, die zu überwinden waren. Eine Rolle Stacheldraht lag vor der Aussen- seite des Zauns, eine weitere vor dem Innenzaun, also im Cage. Vor dieser Rolle befand sich noch ein Todesstreifen von 2 bis 3 Metern Breite. Wenn jemand diesen betrat, schossen die Posten sofort gezielt.

Am Aussenrand des Zauns hatte man Wachttürme im Abstand von etwa 100 Metern rings um das Lager aufgebaut. Sie waren mit Maschinengewehren und beweglichen Scheinwerfern bestückt und dauernd besetzt. Die Pfosten des Aussenzauns hatten in regelmässigen Abständen helle Lampen, die bei Dunkelheit den Zaunbereich beleuchteten. Ausserdem machten bei Tag und Nacht mit Gewehren bewaffnete Wachtposten am Aussenzaun ihre Runde um das Lager.

Wir suchten uns nun in der Mitte zwischen zwei Lampen, wo das Licht schon etwas schummrig war, eine Stelle aus, um hier

dicht am Boden eine Gasse zu schneiden. Begünstigt wurde unser Vorhaben dadurch, dass zwischen den Stacheldrahtrollen Gras und Unkraut inzwischen eine Höhe von vielleicht 30 Zentimetern erreicht hatten, was eine gewisse Deckung gab. Es war natürlich nicht möglich, den gesamten Zaun in einer Nacht zu durchtrennen, denn wir hatten ja keine Pionierschere mit langen Hebelarmen.

So machten wir uns Anfang Juni ans Werk. Einer von uns beiden robbte an die erste Drahtrolle und begann mit der Zange zu arbeiten, während der andere Schmiere stand und ein Lied zu pfeifen begann, wenn einer der patrouillierenden Posten erschien oder sich etwas Besonderes ereignete. Das fiel überhaupt nicht auf, weil auch nachts viele Gefangene im Lager umherwanderten und am Todesstreifen stehenblieben. Wir arbeiteten so aber nur eine gewisse Zeit, einmal weil es sehr anstrengend war, zum anderen auch, weil es nicht auffallen sollte.

Nach Beendigung der Arbeit kroch derjenige mit der Zange langsam zurück und bog die zerschnittenen Drahtenden wieder zusammen. Wir hatten schon einen Teil des Zaunes durchtrennt, als am 10. Juni die Lagerleitung offiziell bekanntgab, dass das Lager aufgelöst werden sollte, weil die Pfalz als französische Besatzungszone von den Amerikanern geräumt würde. Wir sollten in ein rechtsrheinisches Lager verlegt werden. Damit waren unsere Fluchtpläne überflüssig geworden.

Diese Verlegung zerstreute auch einige Bedenken, denn es kursierten schon Latrinenparolen, dass Kriegsgefangene an Frankreich überstellt werden sollten. Dann ging alles sehr schnell. Schon am 12. Juni wurden wir in Böhl-Iggelheim unter den üblichen amerikanischen Misshandlungen in Güterzüge verladen und nach Heilbronn gefahren. Dort landeten wir am nächsten Tag in einem riesigen Kriegsgefangenenlager, das sich südlich von Heilbronn auf einer welligen Hochfläche befand. Bis zum Horizont sah man nur Stacheldrahtzäune. Angeblich sollte das Lager 1 Million Gefangene aufnehmen können. Es war aber nur etwa zu einem Drittel belegt. Feste Unterkünfte für Gefangene gab es nicht, nur Zelte.

Nach einigen Tagen wurden dort Güterzugtransporte mit Gefangenen zusammengestellt, die in Süddeutschland in der Land-

wirtschaft arbeiten sollten, insbesondere beim Ernteeinsatz, wie es hiess. Das Thema Frankreich war vom Tisch, allein aufgrund der logischen Überlegung, dass man dann einfacher das ganze Lager Böhl-Iggelheim an die Franzosen hätte übergeben können. Ein tödlicher Irrtum für viele Kameraden.

Am Morgen des 22. Juni 1945 verliess ich in einem dieser Güterzüge Heilbronn. Der Zug fuhr in Richtung Süden, hielt gegen Mittag mitten im Bahnhof Bietigheim und blieb dort stehen. Das bekam die deutsche Bevölkerung schnell mit, und es dauerte nicht lange, bis mehrere Frauengruppen erschienen und uns insbesondere mit selbstgemachtem Kartoffelsalat verpflegten. Sogar Wein hatten sie uns mitgebracht. Es war das erste Mal seit zwei Monaten, dass ich keinen Hunger mehr hatte. Ich bin den Bietigheimern heute noch für diese selbstlose Hilfe dankbar, hatte doch damals die deutsche Zivilbevölkerung auch grosse Probleme, satt zu werden.

Die amerikanischen Bewacher gestatteten übrigens anstandslos unsere Versorgung. Im Laufe des Nachmittags fuhren mehrere «Mischzüge» (aus Personen- und Güterwagen wegen der damaligen Verhältnisse) aus Süden kommend an uns vorbei oder hielten im Bahnhof an. Wir konnten uns dabei mit vielen mitfahrenden Landsern unterhalten. Sie hatten alle Entlassungsscheine und sagten uns, dass der Ami in der Stuttgarter Gegend alles entlassen würde. Auch das beruhigte uns ungemein. Als dann nach Einbruch der Dunkelheit unsere Bewachung sehr lasch blieb und eine Flucht ohne grosses Risiko möglich gewesen wäre, beriet ich mich mit meinem Fliegerkameraden eingehend über diesen Punkt. Wir kamen dann – leider – zu dem Ergebnis, dass es zweckmässiger wäre zu bleiben.

Am nächsten Morgen fuhren wir weiter, zunächst in Richtung Süden. Nun hatten wir in unserem Waggon einen Eisenbahner, einen jener Zivilisten, die die Amerikaner so mir nichts, dir nichts einfach eingefangen hatten. Als wir in der Gegend Pforzheim/Mühlacker plötzlich nach Westen abbogen, wurde er blass und klappte zusammen. Er kannte alle Eisenbahnstrecken genau und sagte uns: «Diese Strecke führt nach Frankreich.» Und so war es dann auch.

Plötzlich sass auf jedem Wagendach ein Amerikaner mit Maschinenpistole. Als wir in der Nähe von Karlsruhe auf einem kleinen Bahnhof anhielten und ein paar Frauen mit Verpflegung in ihren Körben zu unserem Güterzug wollten, schossen die Amis gezielt auf sie, um sie zu vertreiben. Bei Wörth überquerten wir den Rhein und fuhren ohne grössere Pausen ziemlich schnell weiter, bis wir schon am späten Nachmittag den Bahnhof von Orléans passierten. Nach Einbruch der Dunkelheit erreichten wir La Flèche (gut 40 Kilometer südwestlich von Le Mans), und unser Zug wurde auf einem Nebengleis des Güterbahnhofs abgestellt.

Auf dieser Fahrt durch Frankreich bekamen wir schon einmal einen kleinen Vorgeschmack von dem geboten, was uns in diesem Land erwartete. Das geschah in mehreren Städten so: Wenn sich unser Zug einem grösseren Bahnhof näherte, musste er meistens eine Weile anhalten, bis er das Signal zur Einfahrt erhielt. Von jetzt an war alles planmässig organisiert. Sobald wir uns einer über die Gleise führenden Brücke näherten, sahen wir dort eine johlende und schreiende Menschenmenge – überwiegend Weiber (ich kann sie nicht anders bezeichnen). Auf den im Bahnhofsbereich notgedrungen langsam fahrenden Zug wurden dann Pflasterstein geworfen und Kübel mit Unrat ausgegossen. Die Weiber hoben ihre Röcke, unter denen sie nichts an hatten, und pissten durch das Brückengeländer auf den Zug, in dem sich auch etliche offene Güterwaggons mit Kriegsgefangenen befanden.

Ich war fassungslos über diesen Hass, der sogar die eigene Würde preisgab. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass so etwas in Deutschland möglich gewesen wäre. Später, als ich schon einige Zeit in der Gefangenschaft verbracht hatte, habe ich versucht, den Grund für diesen Hass herauszufinden. Zweifellos spielte die öffentliche Meinung oder, treffender gesagt, die alliierte Gräuelpromaganda die Hauptrolle. In den damaligen Medien – Rundfunk und Zeitung – wurden die Menschen immer wieder aufgehetzt.

Der französische Staat begann mit dieser Volksverhetzung schon in der Schule. Etwa zehn Wochen nach den geschilderten Vorgängen musste ich in Quimper mit einem Arbeitskommando Klassenzimmer einer Schule sauber machen. Ich durchstöberte

dort einen Schrank und fand Geschichtsbücher mit Federzeichnungen und einem einfachen Text, welche die deutsch-französische Geschichte der Neuzeit abhandelten. Die deutschen Soldaten hatten grundsätzlich Verbrecherfratzen und Gorillakörper. Unter anderem wurde auch das alte Märchen von den abgeschnittenen Frauenbrüsten und abgehackten Kinderhänden durch deutsche Soldaten im Belgien des Ersten Weltkrieges wieder aufgewärmt.

In keinem Schulbuch Deutschlands – auch nicht im Dritten Reich – hat es etwas Vergleichbares gegeben. Aber das war nur vordergründig. Im Hintergrund waren Gefühle massgebend, die nie erwähnt oder auch nur angedeutet wurden: Angst vor den Deutschen und Minderwertigkeitskomplexe aus der Niederlage von 1940. Das galt sowohl für den französischen Staat als auch für grosse Teile der Bevölkerung, einschliesslich der Résistance, der Widerstandsbewegung während der deutschen Besetzung. Hinzu kam der damals noch mächtige kommunistische Einfluss, den Stalin dirigierte.

Während dieser Eisenbahnfahrt mussten wir ausserdem noch eine typisch amerikanische Schikane erdulden. Man gab uns etwas amerikanische Armeeverpflegung, eine so genannte «K-Ration» für je zwei Gefangene. Das war ein Pappkarton von der Grösse einer Zigarrenkiste, der neben Kleinigkeiten eine kleine Konservenbüchse mit Bohnen und ein paar Kekse enthielt, also bitter wenig. Dann bekamen mehrere Gefangene eine Konservendose, die circa zwanzig dünn geschnittene Schinkenspeckstreifen enthielt.

Das Teuflische: Sie waren so scharf gesalzen wie ein Salzhering. Natürlich bekamen wir einen fürchterlichen Durst, der noch erheblich verstärkt wurde, weil wir an diesem heissen Junitag in dem Güterwaggon wie in einem Backofen sassen. In jedem Güterwaggon waren 40 bis 50 Gefangene eingepfercht, denen nur ein Eimer Trinkwasser zur Verfügung stand. Bitten an die Amerikaner, uns weiteres Trinkwasser zu geben, wurden ignoriert.

Das war die Lage, als wir in La Flèche anhielten und die Lokomotive abgekoppelt wurde. Unser Waggon hatte an jeder Seitenwand etwa in Augenhöhe eine rechteckige Öffnung, die mit einem Schiebebrett verschlossen werden konnte. Sie war gross genug,

um hinausschlüpfen zu können, für einen gefüllten Wassereimer war sie allerdings zu niedrig. Durch diese Öffnung peilten wir zunächst die Lage.

In etwa 100 Metern Entfernung stand ein schwach beleuchtetes Bahnhofsgebäude, offenbar eine Eisenbahnwerkstatt. Ein Wachtposten war nicht zu sehen, also beschlossen mein Fliegerkamerad und ich, Wasser zu holen. Ich kletterte durch die Öffnung, und mein Kamerad blieb als Beobachter zurück, um mir bei der Rückkehr ein Zeichen geben zu können, falls sich etwas Besonderes ereignen würde. Ich nahm so viele Kochgeschirre und grosse Büchsen mit, wie ich tragen konnte, und sicherte sie noch mit Schnüren.

Da ich kein Französisch konnte, hatte ich mir noch sagen lassen, wie «Wasser» heisst, und ging über die Gleise zu der Werkstatt. Dort traf ich einen Franzosen in Arbeitskleidung, zeigte ihm meine Behälter und sagte: «L'eau.» Er führte mich zu einem Wasserhahn, an dem ich erst einmal meinen Durst löschte und dann die Behälter füllte. Der Franzose half mir dabei recht freundlich. Ich sagte ihm noch in perfektem Französisch «Merci» und verschwand mit der Wasserlast.

Nachdem ich wieder im Waggon war, besprach ich mit meinem Fliegerkameraden die Lage, und wir beschlossen, wegen der sich bietenden Gelegenheit sofort zu flüchten. Er sollte zuerst verschwinden, und ich wollte, damit es weniger auffiel, nach zehn Minuten zu einem etwas weiter entfernten Treffpunkt nachkommen.

Der erste Teil der Flucht verlief planmässig. Als ich dann Anstalten machte, ihm zu folgen, standen jedoch plötzlich mehrere ältere Leute neben mir und bedeuteten mir, den Waggon nicht zu verlassen. Ich sagte ihnen, dass das wohl meine Entscheidung sei. Sie begründeten ihr Verlangen damit, dass sie Repressalien durch die Amerikaner befürchteten, ja dass sie sogar erschossen werden könnten, wenn unsere Flucht entdeckt werden würde. Das war natürlich Unsinn, denn es existierten keine Namenslisten der im Waggon befindlichen Personen.

Das waren «Kameraden»! Selbst Trinkwasser zu organisieren, waren sie zu feige gewesen, aber das von mir herbeigeschaffte Wasser hatten sie getrunken! Das sagte ich ihnen auch deutlich.

Meinen Hinweis auf den draussen vergeblich wartenden Kameraden taten sie damit ab, dass das sein Risiko gewesen sei. Nun, angesichts der Übermacht musste ich bleiben. Ich fühlte mich danach sehr elend. Von meinem Kameraden habe ich nie wieder etwas gehört.

Am nächsten Morgen fuhr unser Transport weiter und direkt auf einem eigenen Gleis ins Lager Rennes. Zwei Tage später übernahmen die Franzosen das gesamte Kriegsgefangenenlager von den Amerikanern. Für die Insassen dieses Lagers war das der Schlusspunkt unter den grössten Sklavenhandel der Geschichte. Mir ist jedenfalls kein Fall bekannt, bei dem ein Staat durch einen Federstrich einem anderen Staat 700'000 Arbeitssklaven überlassen hätte. Ursprünglich war sogar mehr als eine Million geplant. Ein weiteres Ruhmesblatt der amerikanischen Geschichte nach dem Genozid an den Indianern im eigenen Land. Weitere Ruhmesblätter sollten in unseren Tagen folgen, wie die chemische Entlaubung in Vietnam, die hunderttausende missgebildete Neugeborene zur Folge hatte, oder die Irak-Kriege der Jahre 2003/2004. Der andere Geschäftspartner war die Grande Nation, die sich selbst als die «grösste Kulturnation der Welt» bezeichnet.

Den Tod vor Augen im Lager Rennes

Das Lager Rennes war immerhin mit amerikanischen Firstzelten ausgestattet, die je etwa 100 Mann aufnehmen konnten, so dass wir nicht mehr wie bisher direkt den Unbilden der Witterung ausgesetzt waren. In meinem Cage gab es ausserdem einige Baracken für Küche und Verwaltung. Über die katastrophale Verpflegung und deren tödliche Folgen für die Kriegsgefangenen habe ich ja schon ausführlich berichtet. Es gab aber noch weitere Besonderheiten und Ereignisse in Rennes, die ich im Folgenden beschreiben möchte.

Mit der Übergabe an die Franzosen wurden auch die amerikanischen Bewacher auf den Wachttürmen durch ziemlich junge, 17- bis 18-jährige Franzosen abgelöst. Sie trugen keine Uniform, sondern eine Art Räuberzivil. Einheitlich war nur die Kopfbedeckung: eine schwarze Baskenmütze. Angeblich sollten es Angehörige der Resistance sein, was wir aber nicht glaubten. Wir hielten sie für angeheuerte Zivilisten. Abends waren sie oft betrunken und bal-

lerten dann wahllos mit ihren amerikanischen Maschinenpistolen in das Lager.

Am 14. Juli 1945, dem französischen Nationalfeiertag, war die Schiesserei besonders schlimm, als aus unserem Nachbarcage plötzlich gezielt auf die Wachttürme zurückgefeuert wurde – nach dem Klang zu urteilen mit einer deutschen Pistole 08. Im Nu kletterten unsere tapferen Bewacher die Leitern der Wachttürme herunter und liefen weg. Wir waren danach längere Zeit ohne Bewachung.

Was war geschehen? Wir wussten, dass in diesem Cage Fallschirmjäger der Division des Generalmajors Rancke untergebracht waren, die nach der Invasion längere Zeit die Hafenstadt Brest verteidigt hatten, dann aber, da sie eingeschlossen waren, kapitulieren mussten. Sie galten natürlich als besonders gefährlich und waren deshalb isoliert untergebracht. Sie hatten geschossen. Am nächsten Tag wurde das Cage gründlich gefilzt, Pistole oder Munition wurden aber nicht gefunden.

Die Latrine in unserem Cage bestand aus etwa 20 Holzsitzplätzen. Unter jeder Brillenöffnung stand ein gusseiserner Kübel in der Grösse eines Waschkessels mit Griffen am oberen Rand, durch die zum Transport ein Knüppel gesteckt werden konnte. Diese stark verrosteten Kübel hatten schon ein sehr hohes Eigengewicht, aber wenn sie voll überschwappender Fäkalien waren, konnte man sie nur mit grösster Anstrengung tragen.

Bei den anfangs 3'500 Insassen unseres Cages mussten diese Kübel alle paar Tage ausserhalb des Lagers entleert werden. Es gab dafür kein besonderes Arbeitskommando. Die Kübelträger wurden reihum aus dem Kreis der Gefangenen durch die Lagerführung bestimmt. Ich war schon kurz nach der Übernahme durch die Franzosen dabei und dachte an nichts Schlimmes, bis auf die Schlepperei. Wir wankten also mit unserer Last in Doppelreihe bis vor das Aussentor des Gesamtlagers. Dort warteten schon zwei der Bürschchen von der Lagerbewachung mit Maschinenpistolen.

Dann ging es los. Mit grossem Geschrei und mit ihren Waffen auf uns einprügelnd trieben sie uns im Laufschrift etwa 500 Meter bis zu einem kleinen Fluss, in den wir die Kübel leeren mussten.

Mir fiel auf, dass die beiden überwiegend auf ältere Kameraden einschlugen. Damit nicht genug, zwangen sie fast alle, die Lederschuhe anhaben, diese auszuziehen und am Fluss zurückzulassen. Ich durfte meine Schnürstiefel behalten, weil der rechte ein echter Schnabelschuh war, bei dem sich durch die Schlammtritterei im Lager Böhl-Iggelheim die Sohle vom Oberleder gelöst hatte. Beide Teile wurden durch einen Deckenriemen, den ich um den Vorderteil des Schuhs geschnallt hatte, notdürftig zusammengehalten.

Dann ging es wieder im Laufschrift – jetzt viele barfuss – zum Lagertor zurück. Von da an trugen die für den Kübeltransport bestimmten Leute nur noch Holzpantinen. Das Prügel- und Laufschrift ritual wurde trotzdem beibehalten. Im August wurde ich dann nochmals zum Kübeldienst eingeteilt. Prügeln und Laufschrift begannen in bekannter Weise, als unserer Kolonne zwei unbewaffnete amerikanische Soldaten entgegenkamen. Diese stutzten, gingen dann auf die beiden Wachtposten zu, nahmen ihnen die Maschinenpistolen ab und traten sie mehrmals kräftig in den Hintern, bis sie davonliefen. Dann führten sie uns langsam zum Kübelentleeren an den Fluss und wieder zurück zum Lagertor. Auch solche anständigen Amerikaner gab es also.

Die Franzosen hatten gleich zu Beginn ihrer Lagerherrschaft den bisherigen deutschen Lagerführer durch einen anderen – vermutlich gefügigeren – ersetzt. Wie es hiess, war der Neue im Zivildienst evangelischer Pfarrer und stammte aus Schlesien. Wir registrierten, dass dieser anfangs dürre Mensch im Laufe weniger Wochen immer fetter wurde. Schliesslich passte er kaum noch in seine amerikanische Uniformhose. Er hatte immer einen deutschen Schäferhund bei sich, ein wunderschönes Tier, das manchmal auch unkontrolliert zwischen unseren Zelten herumlief.

Nun gab es in unserem Cage ausser den deutschen Kriegsgefangenen etwa 200 bis 300 ungarische Soldaten. Diese wurden nicht von uns getrennt gehalten, blieben aber immer eine geschlossene Gruppe, zu der wir keinen Kontakt hatten. Wir beobachteten eines Tages etwa ein Dutzend höherer sowjetischer Offiziere, die sich die Ungarn ansahen. Vermutlich ging es um deren Repatriierung, vielleicht auch nach Sibirien.

Plötzlich hiess es, der Hund des Lagerführers sei verschwunden. Er tauchte nie wieder auf. Ein paar Kameraden hatten zwei Tage vorher in der Nähe der Ungarn-Zelte angeblich einen verführerischen Bratenduft wahrgenommen.

Vielleicht waren das auch nur Halluzinationen gewesen, denn unser Hunger wurde immer schlimmer und der Kräfteverfall nahm immer grössere Ausmasse an. Schliesslich konnten die täglichen Zählappelle nur mit Mühe durchgeführt werden, weil vielen durch das lange Stehen schwarz vor Augen wurde und sie einfach umfielen.

Doch die Landser waren erfinderisch. Es gab im Cage die Möglichkeit, an geeignete Holzbretter heranzukommen, und so bastelten sie daraus kleine Bänkchen, etwa in der Grösse einer Fussbank, nur etwas höher. Die Gefangenen nahmen sie mit zum Zählappell und setzten sich darauf, bis ihre Gruppe gezählt wurde, was nach französischer Militärvorschrift nur im Stehen zulässig war. Es war ein erhebender Anblick, wenn die Gefangenen auf den Wegen zum und vom Zählappell mit hängenden Schultern, das Bänkchen unter dem Arm, durch das Lager schlurften.

An dieser Stelle ist es angebracht, auf eine andere französische Gemeinheit hinzuweisen. Zum täglichen Essenfassen (ein Dreivierteliter Wassersuppe) mussten wir in Reihe an der gesamten Längswand der Küchenbaracke vorbeigehen, an deren Ende sich die Essenausgabe befand. Diese Wand hatten die Franzosen sinnigerweise mit überlebensgrossen Fotografien von ausgemergelten KZ-Häftlingen tapeziert. Nun, wir sahen inzwischen genauso aus, und so taufte wir die Barackenwand auf den Namen «Spiegelwand».

Zweck der Plakataktion war ganz offensichtlich, uns deutlich zu machen, dass wir mit den Zuständen und den Hungerrationen des Lagers Rennes wegen der KZ-Verbrechen bestraft würden. Die Franzosen spielten sich auf diese Weise zum Richter über die Deutschen wegen deren KZ-Verbrechen auf, während sie an ihnen die gleichen Verbrechen begingen. In ihrem blinden Hass merkten sie gar nicht, dass durch die Verdeutlichung unserer «Bestrafung» ausserdem eingestanden wurde, die Zustände im Lager Rennes absichtlich herbeigeführt zu haben. Ein solches Geständnis ist das

beste Beweismittel, das es gibt. Die Lüge, die in Frankreich allgemein fehlenden Lebensmittel für die Zustände in Rennes verantwortlich zu machen, ist damit ein weiteres Mal geplatzt.

Wenn, wie im Fall Rennes nachgewiesen, nicht fehlende Lebensmittelvorräte ursächlich für den Tod Tausender Kriegsgefangener waren, dann gilt das zwangsläufig für *alle* Lager dieser Kategorie in Frankreich. Tatsächlich starben dort ebenfalls Tausende an denselben Symptomen. Also muss die «Absicht» für ganz Frankreich von höchster Stelle angeordnet gewesen sein. Verantwortlich dafür war also de Gaulle, der zu damaliger Zeit fast diktatorische Machtbefugnisse hatte (Bacque, Seiten 201ff.).

Der **systematische Einsatz des Hungers als Waffe** richtete sich gegen die Gruppe von mehr als 800'000 deutschen Kriegsgefangenen, die sich in der zweiten Hälfte des Jahres 1945 in französischer Hand befanden. Nach der Konvention der Vereinten Nationen vom 9. Dezember 1948 ist das ohne Zweifel Völkermord, denn die Definition lautet:

«Völkermord bedeutet eine der folgenden Handlungen, die in der Absicht begangen werden, eine nationale, ethnische ... Gruppe als solche ganz oder teilweise zu zerstören:

c) Vorsätzliche Auferlegung von Lebensbedingungen für die Gruppe, die geeignet sind, ihre körperliche Zerstörung ganz oder teilweise herbeizuführen.»

Das neue französische Strafgesetzbuch fasst diese Genozid-Definition sogar noch schärfer:

«... in Ausführung eines abgestimmten Plans, der auf die völlige oder teilweise Vernichtung einer nationalen, ethnischen, rassischen oder religiösen Gruppe oder einer nach irgendeinem anderen willkürlichen Kriterium festgelegten Gruppe zielt.»

Eisenhower leistete Beihilfe zu diesem Völkermord, indem er die in seinem Gewahrsam befindlichen Deutschen – angeblich zur Arbeit – an Frankreich übergab. Zielstrebig bereitete er diese Massnahme dadurch vor, dass er durch einen Verwaltungsakt die deutschen Kriegsgefangenen in seiner Hand zu «Disarmed Enemy Forces» deklarierte und sie damit, des Schutzes der Genfer Konvention beraubt, zu todgeweihten Zwangsarbeitern umfunktio-

nierte. Das Tatmotiv lag auf der Hand: Hass und Rache, also niedrige Beweggründe, die den Tatbestand des Mordes vervollständigen (Bacque, Seiten 195ff.).

Im Gegensatz zur Einstellung des offiziellen Frankreich gegenüber den Kriegsgefangenen gab es eine grosse Gruppe Franzosen, die sich zu uns ganz anders verhielt. Im August 1945 erschienen eines Tages am Aussenzaun unseres Cages mehrere Zivilisten, die, ohne sich um die Wachtposten zu scheren, zu unserer Überraschung einige Weissbrote über den Zaun warfen und mit uns sprachen. Es waren ehemalige französische Kriegsgefangene, die kurz vorher aus Deutschland repatriert worden waren. Sie waren dort offenbar gut behandelt worden und über die Zustände im Lager Rennes empört.

Mir fiel bis in das Jahr 1947 hinein ein besonderes Phänomen auf: Diese ehemaligen Kriegsgefangenen waren fast die einzigen Franzosen, die sich von Anfang an ungeniert mit uns unterhielten. Alle anderen taten das nur, wenn sie sich unbeobachtet fühlten. Den Grund dafür erfuhr ich erst etliche Jahre nach der Gefangenschaft: Sie hatten panische Angst, von ihren Landsleuten als Kollaborateure belangt zu werden.

Diese Angst war allzu berechtigt. Nach dem Abzug der deutschen Truppen von 1944 bis in das Jahr 1945 hinein war über Frankreich eine Welle von Mord und Gewalttaten hinweggegangen. [Es wird geschätzt, dass etwa 200'000 Franzosen wegen persönlicher Feindschaften ohne Gerichtsverfahren mehr oder weniger öffentlich von ihren Landsleuten umgebracht worden waren.](#) Das waren mehr französische Opfer, als alle Kampfhandlungen des Zweiten Weltkrieges bis dahin gefordert hatten.

Verlässliche Angaben darüber gibt es nicht, weil der französische Staat und die Medien dieses Massaker mit dem Mantel des Schweigens zugedeckt haben. Ich hatte vorher über diese Zeit nur gehört, dass man Französinen, die sich während der Besatzungszeit mit Deutschen eingelassen hatten, eine Glatze schor. Natürlich wusste ich auch von den Hochverratsprozessen gegen Mitglieder der Vichy-Regierung, deren Aussenminister Laval sofort nach dem Prozess erschossen worden war. Mir war auch das Schicksal

Marschall Pétains bekannt, vor dem ich noch heute die grösste Hochachtung habe, weil er in der schwersten Stunde Frankreichs den Mut hatte, noch grösseres Unheil von seinem Volk abzuwenden.

Die ehemaligen französischen Kriegsgefangenen hatten die Welle der Gewalt von 1944/45 nicht miterlebt, weil sie noch in Deutschland sassen. Sie waren deshalb ohne Angst und uns gegenüber unbefangen. Die Kontaktnahme ging naturgemäss fast immer von Franzosen aus. Sie begann oft mit den Worten: «Ich, fünf Jahr gefangen Krieg Dötschland.» Dieser Begriff wurde bald unter uns Kriegsgefangenen zu einem geflügelten Wort, das aber nicht abfällig gemeint war.

Eines Morgens Mitte August wachte ich auf und stellte fest, dass ich grün-gelblichen Durchfall hatte und der Schliessmuskel nicht mehr richtig funktionierte. Ausserdem fühlte ich mich noch schlapper als vorher. Das waren die wohlbekanntesten ersten Anzeichen der im Lager grassierenden Hungerseuche, die nach wenigen Tagen zum Abtransport in die Endstation der Sanitätsbaracke führte.

Ich wusste, dass im Cage an einigen Stellen tagsüber ein kleines Holzfeuer unterhalten wurde. Also schleppte ich mich dorthin und sammelte alle angekohlten Holzstückchen auf. Ich bekam etwa zwei Hände voll zusammen und ass alles auf, was Holzkohle war, um den Durchfall zu stoppen. Ich hatte grosses Glück, denn nach drei Tagen waren die Beschwerden weg.

Als ich Ende Juni nach Rennes kam, gab es in unserem Cage etwas, das ich als kulturelle Strukturen bezeichnen möchte. Liederabende wurden abgehalten und ganze Vortragsreihen angeboten, die von Kunstgeschichte über Gartenbau und andere handwerkliche Tätigkeiten bis zu Koch- und Backrezepten reichten. Es gab genügend Gefangene, die über das entsprechende Fachwissen und die Redefähigkeit verfügten. Die Vorträge fanden meist im Freien statt und waren stets gut besucht.

Ich erinnere mich an einen Lebensmittelchemiker aus Braunschweig, der über Lebensmittelrecht referierte, und an einen Likörfabrikanten aus Koblenz, der Rezepte für die hobbymässige Herstellung von Likör, Bowle und Punsch verriet. Die rege Teilnahme an allen Vorträgen war kein Wunder, denn es herrschte

grosse Langeweile. Später lenkten die Vorträge auch ein wenig von den Hungergefühlen ab.

Es gab aber auch Vorträge, die genau das Gegenteil bewirkten und regelrecht belagert wurden: die über Koch- und Backrezepte. Insbesondere, wenn Buttercreme-, Schokoladen- oder Sahnetorten abgehandelt wurden, schrieben die Leute fasziniert die Rezepte mit, wobei ihnen fast der Kondens aus den Mundwinkeln lief. Das klingt zynisch, aber diese Selbstkasteiung war im Grunde etwas Furchtbares.

Andere spielten den ganzen Tag Schach. Sie verwendeten dafür kunstvoll geschnitzte Figuren, die aus Kernseife bestanden. Das Einzige, was die Amerikaner vor unserer Ankunft in Rennes den Gefangenen im Überfluss gegeben hatten, waren Toilettenpapier und Kernseife. Von Letzterer gab es mal eine dunkelbraune, mal eine weisse Variante. Damit war die zweckentfremdete Verwendung als Schachfigur vorgegeben.

Diese Aktivitäten nahmen aber wegen der allgemeinen Körperschwäche immer mehr ab und waren, kurz bevor ich das Lager verliess, fast ganz eingeschlafen. Dann gab es plötzlich die Latrinparole, wegen der von uns ausgehenden Seuchengefahr für die Stadt Rennes würde in Kürze das Lager insgesamt unter Quarantäne gestellt. Dann käme keine Maus mehr lebend heraus. Über das ganze Lager schien sich langsam ein grosses Leichentuch zu legen.

Schikanöse Verhältnisse im Lager Quimper-Lanniron

So empfand ich es als grosse Erleichterung, als ich Ende August für einen Güterzugtransport in das Lager Quimper-Lanniron (Dépôt 112) eingeteilt wurde, obwohl ich nicht wusste, was mich dort erwartete. Am frühen Morgen des 26. August 1945 verliess ich zusammen mit etwa 1'000 Kameraden in einem Güterzug das Lager Rennes in westlicher Richtung. Am späten Abend trafen wir auf dem Güterbahnhof Quimper ein, wo wir im Zug die Nacht verbringen mussten.

Die Stadt liegt etwa 12 Kilometer von der Atlantikküste entfernt an einem Meeresarm. Im Morgengrauen mussten wir den Zug verlassen. In schnellem Tempo wurden wir von den Wachtposten durch einen Stadtteil Quimpers zum Lager Lanniron getrie-

ben. Für unsere geschwächten Körper bedeutete das eine ungeheure Anstrengung. So blieb es nicht aus, dass etliche zusammenbrachen und liegenblieben.

Am Lagertor wartete dann ein weiterer freundlicher Empfang. Dort stand der deutsche Lagerführer, Stabsoberbootsmannsmaat der Marine, ein etwa 45-jähriger, grosser, vierschrötiger Kerl mit einer Verbrechervisage. Er hatte sein Koppel in der Hand, schlug mit dem Koppelschloss auf uns ein und schrie: «Wollt ihr wohl laufen, ihr Schweine!» Auch in der nächsten Zeit zeichnete er sich dadurch aus, dass er viele Kameraden misshandelte. Seinen Namen habe ich inzwischen vergessen, nicht aber seinen Heimatort Frankenthal/Pfalz. Anfang der fünfziger Jahre las ich in der Zeitung, dass das dortige Landgericht ihn als Kameradenschinder zu mehreren Jahren Zuchthaus verurteilt hatte.

Im Lager mussten wir dann noch ein paar Stunden angetreten stehen bleiben und wurden von französischen Soldaten gründlich gefilzt. Alle Bekleidungsstücke, die wir nicht auf dem Leibe trugen, einschliesslich der Unterwäsche, wurden uns abgenommen. Wer noch gute Lederschuhe hatte, verlor auch diese. Ebenso wurden wir aller Gegenstände von einigem Wert wie Füllfederhalter, Eheringe, Schmuckringe, ja sogar der amerikanischen Kernseife und des Toilettenpapiers beraubt.

Untergebracht wurden wir in Baracken, die innen keine weitere Raumteilung hatten. Lediglich am Eingang befand sich ein kleiner Verschlag, in dem der Barackenälteste hauste. In jeder Baracke lagen etwa 250 Gefangene in vier Reihen: je eine an der Längsseite und zwei in der Mitte, Kopf gegen Kopf. Die Schlafunterlage für jede Reihe bestand aus einer Strohschütte auf dem Holzfussboden von anfangs 40 Zentimetern Höhe, die aber später auf unter 10 Zentimeter schrumpfte.

Über das Stroh waren Decken gespannt, die sich immer je zwei Gefangene teilen mussten. Ihnen stand eine weitere gemeinsame Decke zum Zudecken zur Verfügung. Der seitliche Platz war jedoch so gering, dass sich immer nur die ganze Reihe auf einmal umdrehen konnte. Das sah auf den ersten Blick für Kriegsgefangene in Frankreich ganz passabel aus, aber der Teufel steckt be-

kanntlich im Detail – in diesem Fall war er sehr klein, von brauner Farbe und sprunggewaltig. Es waren hunderttausende Flöhe, die uns nachts überfielen.

Später kamen noch Kleiderläuse hinzu, die aber merkwürdigerweise nur in geringen Mengen auftraten. Kenner der Parasitenzene, die in Russland gewesen waren, meinten, dass die Flöhe des Nachts heimlich die Läuse als Konkurrenten abmurksten. Jedenfalls fand jeden Morgen eine grosse Jagd statt, bei der wir uns unsere Decken vornahmen. Die durchschnittliche Strecke eines Jägers umfasste 100 bis 200 Flöhe pro Stunde; trotzdem trat keine Erleichterung von der Plage ein.

Gott sei Dank war die Verpflegung erheblich besser als in Rennes. Es gab täglich einen Liter dicke Kartoffelsuppe mit Mohrrüben und eine Ration von 200 Gramm Kommissbrot. Dieses wurde in einer ehemaligen Wehrmachtsbäckerei im nahe gelegenen Locmaria durch Kriegsgefangene gebacken. Satt wurden wir bei dieser Ration nicht, aber es fand auch kein weiterer körperlicher Abbau statt. Eines Tages fand ich bei einem kurzen Arbeitsinsatz ausserhalb des Lagers Esskastanien, von denen ich zwei Hände voll mit ins Lager nehmen konnte. Ich ass sie roh, ganz langsam sowie sehr gut gekaut und war das erste Mal seit langer Zeit wieder satt.

Anderen Kameraden ging es dagegen viel schlechter. Sie vertrugen – als Folge der Hungerei in Rennes – die Ernährungsumstellung nicht und bekamen einen ruhrähnlichen Durchfall. Viele starben. Mehrere erlitten einen besonders schrecklichen Tod: Die Latrine des Lagers war ein «Donnerbalken», ein waagrecht befestigter Baumstamm über einer offenen, ziemlich tiefen Fäkaliengrube, auf den man sich setzen musste. Wer nun dabei des Nachts einen Schwächeanfall bekam, konnte leicht in die Grube fallen und unbemerkt ertrinken. Die Leiche wurde erst am nächsten Morgen entdeckt.

Verstorbene Kriegsgefangene wurden auf einem nahe gelegenen Friedhof beigesetzt. Die Gräber wurden von einem kleinen Arbeitskommando des Lagers ausgehoben. Eines Tages war ich dabei und erlebte eine wundersame Geschichte. Ich stand gerade mit einem Kameraden unten in der Grube und wir warfen noch den letzten Aushub heraus, als zwei verheiratete Frauen in breto-

nischer Tracht an das Grab traten, unter ihren Rock fassten und belegte Brote zu uns herunterwarfen. Das alles geschah unbenutzt von unserem Wachtposten. Die Frauen entfernten sich sofort. Bei der damaligen Stimmung in Frankreich gehörte dazu sehr viel Mut, und uns gab es seelisch grossen Auftrieb.

Es herrschte damals in der Bretagne noch die allgemeine Sitte, dass Frauen nach der Eheschliessung ausschliesslich Schwarz tragen durften, wie heute noch beispielsweise auf Sizilien. Dazu setzten sie sich an Sonn- und Feiertagen eine weiss gestärkte Haube mit einem unterschiedlich grossen Anteil an Spitze auf. Die Form der Hauben variierte sehr, war aber für eine bestimmte Region oder einen Ort genau festgelegt, so dass ein Kenner sofort sehen konnte, woher die Frau stammte.

Gleich in den ersten Tagen wurden wir mit unseren ausführlichen persönlichen Daten registriert und erhielten eine Kriegsgefangenennummer, die Matricule, die von nun an das Erkennungszeichen des Kriegsgefangenen war und immer angegeben werden musste. Meine Matricule war No. 1'322'621. Vielleicht war auch das mal wieder eine französische Hochstapelei, hatte Frankreich doch nach eigenen späteren Angaben kurzzeitig höchstens an die 800'000 Gefangene in Gewahrsam. [Oder sollte etwa Frankreich in Wirklichkeit von den Amerikanern bis zu 600'000 unregistrierte Gefangene mehr bekommen haben, auf die sich die französische Verwaltung schon eingestellt hatte, die jedoch inzwischen verhungert waren?](#) Vielleicht waren diese Gefangenen auch nur versprochen worden, konnten aber nicht mehr geliefert werden, weil sie vorher auf den Rheinwiesen gestorben waren? Die Wahrheit könnte man in den französischen Archiven finden, die jedoch streng unter Verschluss gehalten werden, was eigentlich vermuten lässt, dass die Unterlagen (noch) nicht vernichtet wurden.

Französischer Lagerkommandant war ein mindestens 65-jähriger eisgrauer Alter mit einem faltigen Nussknackergesicht. Er trug immer die äusserst penibel gepflegte schwarze Uniform eines Oberleutnants der Gendarmerie Nationale. Manchmal hielt er auch in einer Hand ein Paar weisse Fingerhandschuhe. Ich fragte

mich damals schon, was zum Teufel die französische Polizei mit der Verwaltung eines Kriegsgefangenenlagers zu tun hatte.

Heute ist mir klar, dass das mit unserem tatsächlichen Einsatz als Zwangsarbeiter zusammenhing. Der Kommandant hielt sich äusserst gerade, sprach nur in kurzen Worten, war sichtlich bemüht, einen korrekten, unnahbaren Eindruck zu machen und redete nie ein deutsches Wort zu einem Gefangenen. Er liess alles durch den kriegsgefangenen Dolmetscher übersetzen. Mir kam das verdächtig vor, und tatsächlich, als ich später mit ihm direkt zu tun hatte, merkte ich an seinen Reaktionen, dass er jedes von mir gesprochene deutsche Wort verstanden haben musste.

Eine von uns viel diskutierte Rolle spielte die in diesem Lager praktizierte Anwerbung für die Fremdenlegion. Zunächst wurden einem Angeworbenen viele Versprechungen gemacht. Nach seiner Unterschrift unter die Verpflichtungserklärung erhielt er folgende Vergünstigungen: Handgeld, neue französische Uniform und Schuhe, doppelte Lebensmittelration im Lager, völlige Bewegungsfreiheit, Freistellung von jeglicher Arbeit und Entlassung aus dem Lager nach wenigen Tagen mit Abreise zur Fremdenlegion. Für ein armes Schwein von Kriegsgefangenen war das natürlich vordergründig verlockend.

Tatsächlich hielt man die Versprechen auch ein, wie wir bei den wenigen Dummköpfen sehen konnten, die das Angebot annahmen. Viel schlimmer aber war das, was die Franzosen bei einer kleinen Gruppe von Kameraden versuchten, die der Waffen-SS angehört hatten. Diese holte man einzeln zur Vernehmung und eröffnete ihnen, dass sie nie aus der Gefangenschaft entlassen und vielleicht sogar totgeschlagen würden. Ein Ausweg sei die Fremdenlegion. Wenn die Kameraden ablehnten, wurden sie misshandelt. Das alles lief unter den Augen unseres korrekten Lagerkommandanten ab.

Zur Anwerbung gehörte auch, dass ein Auskunftsbüro über die Fremdenlegion eingerichtet wurde, das an bestimmten Wochentagen stundenweise geöffnet war. Verbunden mit einer sehr vagen Hoffnung machte ich mir den Spass und ging hin. Und wen traf ich dort hinter dem Schreibtisch? Unseren eisgrauen Lagerkom-

mandanten. Ich fragte ihn geradeheraus, aus welchen Einsatzkräften die Fremdenlegion bestünde, insbesondere, ob sie über Flugzeugführer verfüge. Er antwortete – für seine Verhältnisse – recht freundlich, dass das nicht der Fall sei. Ich entgegnete ihm darauf, zu Fuss gehen sollten die Franzosen allein, und verschwand wieder. Meine Hoffnung war gewesen, dass ich so vielleicht ein Flugzeug in die Hände bekommen hätte. Trotz Verpflichtungserklärung hätte ich keine Hemmungen gehabt, damit zu fliehen.

Anfang September gab es im Lager einen recht üblen Vorfall. Beim Zählappell eröffnete uns der Lagerkommandant, dass es einige verbrecherische Kriegsgefangene gäbe, die nun ihrer gerechten Strafe zugeführt würden. Sie hätten nämlich vertuscht, dass sie der Waffen-SS angehört hatten. Wenig später sahen wir, was gemeint war. Es gab da im Lager eine Gruppe von circa zehn Leuten, die allein schon durch die hellgrüne Farbe ihrer Uniform auffielen, wie sie keine Einheit der Wehrmacht oder der Waffen-SS trug.

Es waren Angehörige der bewaffneten Polizeitruppe, keine Soldaten, sondern Beamte in Uniform, vergleichbar mit den italienischen Carabinieri oder der Gendarmerie Nationale. Man hätte diese Beamten eigentlich gar nicht gefangennehmen, sondern höchstens entwaffnen dürfen, weil ihr Status dem eines deutschen Beamten entsprach. Diese einfachen Zusammenhänge gehörten zum Grundwissen jedes Dorfpolizisten. Umso mehr sollte man das vom Kopf eines französischen Polizeioffiziers erwarten, der noch dazu «korrekter» Kommandant eines Kriegsgefangenenlagers war.

Diese – für mich damals schon recht alten – Polizisten im Alter von Ende dreissig bis Ende vierzig mussten nun auf dem Appellplatz zum Strafexerzieren unter französischem Kommando antreten. Was hatten sie verbrochen? Zunächst hatten sie sicher bei ihrer Registrierung Namen und Nummer ihrer Polizeieinheit angegeben sowie die Frage nach der Zugehörigkeit zur Waffen-SS wahrheitsgemäss mit Nein beantwortet. Es wurde ja nicht nach einer Tätowierung gefragt. Nun war plötzlich durch irgendeinen Zufall herausgekommen, dass sie unter dem linken Arm die Tätowierung ihrer Blutgruppe trugen.

Der messerscharfe Schluss: Sie gehörten in Wirklichkeit zur Waffen-SS und hatten infam gelogen. Das war absoluter Blödsinn, genau wie die bei den Alliierten weit verbreitete Vermutung, diese Tätowierung wäre das Geheimzeichen eines noch geheimen Nazi-Bundes. Diese Ansicht wurde auch von manchen nach dem Krieg aus der Emigration heimkehrenden Deutschen und den später von der Gnade der späteren Geburt befallenen Jüngeren vertreten, wozu sie noch rassenideologische Zutaten beimischten. Von der an den Schulen oder sonstwo im Dritten Reich tatsächlich gelehrtten Rassenkunde hatten sie allerdings keine Ahnung. Alle diese Leute massten und massen sich immer noch an, die Verhältnisse in Deutschland dieser Zeit beurteilen und die Menschen verurteilen zu können, obwohl sie die zum Teil grausame Wirklichkeit wie Bombenterror und Vertreibung gar nicht kannten.

Tatsächlich hatte die Einführung der Blutgruppentätowierung nur pragmatische Gründe. Sie war für die gesamte Wehrmacht vorgesehen. Der Reichsführer SS Heinrich Himmler (von den Männern der Waffen-SS respektlos «Reichsheini» genannt) hatte in seinem Befehlsbereich damit angefangen und sie dort zu Ende geführt. Da ihm als Innenminister der gesamte deutsche Polizeibereich unterstand, waren neben der Waffen-SS auch die Polizeieinheiten bis Kriegsende tätowiert worden. Es gab sogar Wehrmachtseinheiten, die davon schon betroffen waren. Deren Soldaten hatten – nicht zuletzt wegen der ideologischen Verbrämung durch die Alliierten – in der Gefangenschaft grösste Probleme, wie hier in Lanniron.

Auf dem Appellplatz begann nun eine fürchterliche Tortur für die armen Kerle, die den ganzen Tag dauerte. Es begann mit einfachen Exerzierübungen und wurde fortgesetzt mit Zusammenschlagen und Treten, wenn die Leute am Boden lagen. Die tapferen Franzosen lösten sich dabei ab. Als die Folter am nächsten Tag fortgesetzt werden sollte, öffnete sich einer der Polizisten die Pulsader. Ob er mit dem Leben davonkam, weiss ich nicht. Jedenfalls hörte man danach mit den Grausamkeiten auf. Da in der französischen Armee und Polizei sicher nichts geschah, was nicht durch den Befehl eines Vorgesetzten oder dessen Billigung abgedeckt war, ist es nicht schwer, den für dieses Verbrechen Verantwortlichen auszumachen.

Mit diesem Lagerkommandanten hatte ich ebenfalls zwei persönliche Konfrontationen. Zum ersten Fall muss ich etwas weiter ausholen. Das Flugzeugführerabzeichen der Luftwaffe bestand aus silbrigem Metall, war etwas grösser als ein Hühnerai und stellte einen ovalen Kranz dar, vor dem ein Adler schwebte, der in den Fängen ein winziges Hakenkreuz hielt. Das Abzeichen war kein Orden oder eine besondere Auszeichnung, sondern lediglich ein Funktionsabzeichen, das man nach der Flugzeugführerprüfung tragen durfte.

Von diesem Abzeichen gab es eine gleich grosse Ausführung aus Uniformstoff, bei der die Symbole mit heller Seide aufgestickt waren. Es wurde auf der linken Brustseite der Uniformbluse leicht aufgenäht. Ich trug dieses Abzeichen noch, obwohl es keine Bedeutung mehr hatte – einfach, weil es dort angenäht war. An einem der ersten Tage in Lanniron stand ich zufällig beim Zählappell in der ersten Reihe, als der Lagerkommandant mit dem Dolmetscher vorbeiging. Plötzlich blieb er stehen und starrte mit Stielaugen auf meine linke Brust. Dann liess er mir durch den Dolmetscher sagen, es wäre zwar gestattet, Orden oder Auszeichnungen zu tragen, ich müsste aber das Hakenkreuz entfernen.

Ich antwortete dem Dolmetscher, Abzeichen und Hakenkreuz gehörten zusammen. Ich würde Letzteres nicht entfernen. Gleichzeitig riss ich mit zwei Fingern das Abzeichen ganz von meiner Bluse und steckte es in die Tasche. Ob der Dolmetscher meine Worte genau übersetzt hat, weiss ich nicht, da ich zu jener Zeit noch kein Französisch verstand. Der Kommandant warf mir noch einen grimmigen Blick zu und ging weiter.

Der zweite Fall war schon haariger. Etwa zwei Wochen später – nach dem Polizistenvorfall – wurde angeordnet, dass alle Gefangenen im Alter von 19 Jahren und jünger zum Appellplatz kommen sollten. Da ich erst 19 war, ging ich hin und traf dort etwa ein Dutzend dieser Leute. Bald erschien der Lagerkommandant und eröffnete uns durch den Dolmetscher, dass in der Küche zwei Arbeitsplätze besetzt werden müssten und er persönlich – ganz väterlich – diese zwei unter den Jüngsten auswählen würde.

Nun war ein Arbeitsplatz in der Küche tatsächlich ein sehr verlockendes Angebot. Wir standen in einer Linie alle nebeneinander,

und er trat zu jedem Einzelnen, um ihn vorweg auszufragen. Vor mir waren zwei Fahnenjunker-Unteroffiziere des Heeres dran, die er fragen liess, ob sie sich freiwillig zur Offiziersausbildung gemeldet hätten. Sie erklärten ihm, man hätte sie gezwungen, Fahnenjunker zu werden. Das war eine Lüge, denn auch beim Heer galt dafür das Prinzip der Freiwilligkeit.

Ich antwortete, es wäre allgemein bekannt, dass die Luftwaffe nur Freiwillige für das fliegende Personal genommen hätte, und selbstverständlich wäre ich Freiwilliger gewesen. Bei diesen Worten stand ich in ganz normaler Haltung vor ihm. Offenbar passte ihm meine Antwort nicht, denn er sagte irgendetwas in scharfen Worten zum Dolmetscher. Dieser übersetzte mir, ich solle gefälligst Haltung annehmen (das bedeutete, Hacken zusammen, Hände an die Hosennaht und so weiter), wenn der Kommandant mit mir spräche. Ich änderte meine Haltung kein bisschen und sagte ihm wörtlich: «Sag dem alten Esel, solange wir nicht wie Soldaten behandelt werden, brauchen wir uns auch nicht wie solche zu benehmen.»

Schon während meiner letzten Worte, als der Dolmetscher noch gar nicht übersetzt hatte, verzerrte sich sein Gesicht, und er wurde richtig wütend. Er verstand also Deutsch, und das sehr gut! Das Ende vom Lied war, dass er mich an Ort und Stelle mit einem Tag Brotentzug bestrafte, nachdem der Dolmetscher übersetzt hatte. Ob der «alte Esel» mit übersetzt wurde, konnte ich nicht überprüfen, ich glaube es aber nicht.

Es gab dann noch ein beschämendes Nachspiel, als mein Barackenältester, ein typischer Franzosenknecht, die Brotrationen verteilte. Er beliess es nicht dabei, einfach meine Brotration einzubehalten, sondern hielt noch eine Lobrede auf die Franzosen, denen wir dankbar sein müssten für die gute Behandlung, die wir nicht durch unmilitärisches Verhalten gefährden dürften. Dieser komische Vogel stammte aus Karlsruhe und stand im Rang eines Marinefeldwebels. Er hiess Wächter. Meine Brotration teilte er in sechs Scheiben ein, die er anderen Gefangenen gab. Vier von diesen kamen nach Einbruch der Dunkelheit heimlich zu mir und wollten sie mir wiedergeben. Ich bedankte mich bei ihnen, nahm aber das Brot nicht an.

Minenräumen im Atlantikwall (Démunage) 1945-1946

Mittlerweile hatte man begonnen, Kommandos zusammenzustellen, die das Lager verlassen sollten. Alle diese wurden ohne Ausnahme als Arbeitskommando bezeichnet. Sie wurden nach und nach abtransportiert. Am 27. September 1945 wurde ich einem kleinen Arbeitskommando von nur 25 Mann zugeteilt und per Lkw zum Einsatzort etwa 25 Kilometer nördlich von Quimper gefahren. Der Lkw hatte ausserdem die Verpflegung für eine Woche, Arbeitsgeräte wie Schaufeln und Spitzhacken geladen.

Hier erst erfuhren wir, dass unsere «Arbeit» im Minensuchen und -räumen bestehen würde, eine Tätigkeit, zu der Kriegsgefangene nur auf freiwilliger Basis herangezogen werden dürfen, die hier völlig fehlte. Eine solche Zustimmung wäre wohl auch von keinem Gefangenen unseres Kommandos gegeben worden, weil keiner die erforderlichen Spezialkenntnisse etwa über die Art der Zünder, das Herausdrehen derselben oder die Verlegetechnik der Minen besass. Auf diesem Gebiet wurden in der Wehrmacht nur Pioniere ausgebildet, weil alle damit verbundenen Tätigkeiten höchst gefährlich waren. Ein Minensuchgerät gab es erst ab Anfang 1946, so dass wir zunächst die Minen durch Stochern mit kurzen Eisenstäben oder durch Umhacken der Erdoberfläche mit der Spitzhacke suchen mussten. Wie ich später von Kameraden anderer Kommandos erfuhr, wurde diese Praxis überall geübt.

Unser Einsatzort, das Kommando Ploéven/Plomodiern, den wir am späten Nachmittag erreichten, lag zwei Kilometer südlich von Plomodiern auf einer kahlen Anhöhe ein paar hundert Meter östlich der Strasse Locronan – Plomodiern. Zunächst gab es Pellkartoffeln zum Abendessen, die in einem mitgelieferten grossen Topf gekocht wurden, und so viele reife Äpfel, wie wir essen konnten, denn diese lagen unter etlichen Bäumen überall herum. Es war

eine köstliche Mahlzeit. Nach Einbruch der Dunkelheit schlich ich mich davon, zu einem Kohlfeld in der Nähe. Dort riss ich über das ganze Feld verteilt etwa zehn Köpfe Wirsingkohl heraus, die ich unserem Koch brachte. Zusammen mit den Kartoffeln gab das für einige Tage eine gute Suppe.

Keine Unterkunft und kein Baumaterial

Das erste Problem war unsere Unterkunft, es gab nämlich gar keine. Mal wieder ein Beispiel für unsere menschenunwürdige Behandlung. Man hätte uns zumindest einfaches Baumaterial dafür zur Verfügung stellen müssen. Unser Arbeitsgebiet war das Gelände einer Grossfunkstation von der Grösse etwa eines Quadratkilometers. Der Funkmast von etwa 80 Meter Höhe und die dazugehörigen Gebäude waren gesprengt beziehungsweise ausgebrannt.

Es gab einen oberirdischen, etwa 15 mal 15 Meter grossen Betonbunker mit einem gesprengten Dieselaggregat in der Mitte zur Stromerzeugung, eine Halle ohne Dach mit ausgebrannten Strom- und Funkgeräten sowie mehrere ebenfalls ausgebrannte Baracken. Von einer existierte nur noch der Keller, auf dessen nacktem Fussboden wir anfangs schlafen mussten, um den Betonboden über uns als Regenschutz zu haben. In Finistère regnet es täglich.

Das ging aber nur wenige Tage gut, weil sich bei stärkerem Regen das Wasser knöcheltief in unserem «Schlafsaal» sammelte. Wir verschafften uns deshalb Zugang zu dem wetterfesten Betonbunker und befreiten diesen von den Trümmern der Sprengung bis auf den zerstörten Dieselmotor in der Mitte, den wir mit unseren Mitteln nicht entfernen konnten. An den Wänden ringsherum bauten wir aus halb verkohlten Brettern der Baracken zweistöckige Betten, in die wir als Matratzenersatz netzförmig die ausgeglühten Drähte der Funkstation spannten. Zum Zusammennageln fanden wir ausreichend halb verrostete oder ausgeglühte Nägel in den Barackenresten.

Als Unterbett verwendeten wir frisches Farnkraut, das dort in Mengen wuchs. Damit erzielten wir einen weiteren Effekt: Innerhalb einer Woche hatten wir dadurch alle Flöhe vertrieben, von denen wir zuvor geplagt worden waren. Gleich danach vermehr-

ten sich aber die Kleiderläuse in gewaltigem Ausmass. Eine Bekämpfung wäre nur durch Auskochen der Bekleidung möglich gewesen. Dazu gab es jedoch keine Kochgelegenheit, und unsere Uniformlumpen hätten eine solche Strapaze auch nicht ausgehalten.

Ich besass zum Beispiel einen dünn gestrickten dunkelgrauen Wehrmachtspullover, in dessen feinen Wollfaden so viele Läuse und deren Eier sasssen, dass man sie nicht zerdrücken konnte. Ich verzichtete deshalb lieber auf seine Wärme und hängte ihn im Oktober auf einen abseits stehenden Pfahl, um die Biester auszuhungern. Als ich im April 1946 nach ihm sah, war er weiss von einer dicken Schicht lebender Läuse. Erst Anfang April 1946 erhielten wir amerikanisches DDT-Pulver, das uns in wenigen Tagen von der Läuseplage befreite.

Unzureichende Bekleidung und Ernährung

Damit bin ich bei einem schlimmen Problem: unsere Bekleidung. Inzwischen hatte zwar jeder eine eigene Decke, viele besaßen aber keinen Mantel, dazu gehörte auch ich. Mein Unterhemd und meine Unterhose hatten sich fast aufgelöst. Von meinem Hemd existierte nur noch der Kragen mit Knopfleiste. Die ganze Bekleidung bestand daher praktisch nur aus Hose und Jacke.

In dieser Not gab es eine effektive Erfindung, die von vielen Kameraden angewendet wurde. Man schnitt von der Decke einen 20 bis 30 Zentimeter breiten Streifen ab, versah ihn am einen Ende mit zwei Knopflöchern und am anderen mit zwei Knöpfen, die man von der Hose abschnitt, wo sie überflüssig waren, weil sie eigentlich für Hosenträger gedacht waren. So erhielt man eine prächtig wärmende Bauchbinde, die in Nierenhöhe um den Körper gewickelt wurde. Erst Mitte 1946, also in Lestrevet, gab es für dieses ganze Kommando einige wenige Stücke amerikanischer Armeebekleidung.

Unsere Hauptsorge in dieser Zeit drehte sich jedoch um das Essen. Das fing schon mit ganz profanen Dingen an. Wir hatten nur einen grossen Kochtopf. Die Kochstelle mussten wir erst selber bauen. Als Schöpfkelle diente zunächst eine Konservendose, später wurde aus Aluminiumblech der Funkstation eine Kelle mit

Griff getrieben. Ein Kochgeschirr, zumindest aber eine grosse amerikanische Blechdose, hatte jeder. Es war das wichtigste Gerät im Leben eines Kriegsgefangenen.

Zum Glück waren in unserem Kommando einige sehr fähige Handwerker, wie Schlosser oder Mechaniker, die mit primitivem Werkzeug viele praktische Geräte herstellen konnten. So fanden wir unter den Resten der ausgebrannten Küchenbaracke einen total verrosteten Fleischwolf, der wieder hergerichtet wurde. Er leistete im Frühjahr 1946 sehr gute Dienste, als wir mit ihm die Brennesseln durchdrehten, mit denen wir unsere Suppen verbesserten.

Ein weiteres Beispiel für bewundernswerte Geschicklichkeit, das nichts mit Verpflegung zu tun hatte, war die kunsthandwerkliche Tätigkeit eines Schlossers. Die Bank von Frankreich hatte 1921/22 1-Franc-Münzen prägen lassen, die einen gewissen Goldanteil aufwiesen und noch verbreitet im Umlauf waren. 1945 war aber in Europa wegen der maroden Währungen an Gold nicht heranzukommen. Da bot es sich an, diese Münzen zu Schmuck zu verarbeiten.

Unsere Wachtposten besorgten die Münzen und unser Schlosser stellte durch Glühendmachen beziehungsweise Austreiben sowie späteres Zurechtfeilen und Polieren daraus ganz passable Fingerringe her, die sogar unterschiedliche Ornamente aufwiesen. Nachdem der Eigenbedarf gedeckt war, verhökerten die Wachtposten die Ringe. Wer von uns Kriegsgefangenen Interesse hatte, bekam auch einen – kostenlos. Ich besitze noch meinen Ring, der trotz jahrzehntelanger Aufbewahrung keinen Grünspan oder sonstige Korrosionserscheinungen zeigt. Der für mich nicht nachweisbare Goldanteil jener Münzen muss also tatsächlich vorhanden gewesen sein.

Die Verpflegung, die die Démînage uns einmal wöchentlich am Samstag mit einem Lkw brachte, war äusserst dürftig. Obst, Gemüse, Fleisch oder Fisch gab es überhaupt nicht, obwohl wir uns in einer rein landwirtschaftlichen Region befanden und der grösste Fischereihafen Frankreichs Douarnenez mit den grössten Fischkonservenfabriken des Landes nur 16 Strassenkilometer entfernt war. Es fällt schwer, nicht an Absicht zu denken.

Geliefert wurden festes Weissbrot für die ganze Woche, das einer Tagesration von 200 Gramm pro Tag und Kopf entsprach; ganz grobes Steinsalz, versetzt mit kleinen Steinchen, die später zwischen den Zähnen knirschten; eine weisse Margarine, die pro Woche und Kopf 50 bis 60 Gramm ausmachte; weisser Raffinadezucker in der Menge von etwa sechs Esslöffeln pro Woche und Kopf. Über die Verwendung von Margarine und Zucker fassten wir einen gemeinsamen Beschluss: Die Margarine und die Hälfte des Zuckers wurden am Sonntag in einer Ration ausgegeben. Daraus rührte sich jeder eine sehr gut schmeckende «Buttercreme» an, die mit etwas Brot gegessen wurde. Die andere Zuckerhälfte wurde für den Höhepunkt jeder Woche am Samstagabend verwendet: Daraus musste der Koch aus der Brotration dieses Tages und dem Zucker eine süsse, dicke Brotsuppe kochen. Manche assen sie sofort, andere, die meinten, in kaltem Zustand (sie war dann fest wie Pudding) wäre sie noch süsser, assen sie später.

Manchmal gab es auch circa drei Kilo Trockenerbsen, was pro Tag und Kopf 17 Gramm bedeutete, und wir erhielten Malzkaffee aus gerösteter Gerste, den wir zuerst mit einer Flasche auf einer harten Unterlage zerquetschten. Später borgten wir uns von dem knapp 200 Meter entfernten Bauernhof eine grosse gusseiserne Kaffeemühle. Von dem Bauern bezogen wir auch unser Trink- und Kochwasser.

Das Wichtigste waren Kartoffeln. Genaue Angaben über die zugeteilte Menge kann ich nicht mehr machen – ich habe sie vergessen, aber auch sie war gering. Einige Kameraden schlugen vor, einmal pro Woche als Abwechslung Pellkartoffeln zu kochen. Der Vorschlag wurde sofort abgelehnt, als der Koch uns vorrechnete, dass bei fünf Kartoffeln pro Kopf an mindestens zwei Tagen nur Wassersuppe ausgegeben werden könnte.

Diesen Koch lösten wir übrigens Anfang 1946 ab. Er spielte sich allmählich immer selbstherrlicher auf. Als wir ihn einmal aufforderten, gefälligst die Suppe umzurühren, damit sie nicht anbrennt, antwortete er, er brauche das nicht zu tun, er würde das schon riechen, und dann könne er immer noch rühren. Kurz danach erwischten wir ihn ausserdem bei Unregelmässigkeiten an unseren Lebensmittelvorräten.

Selbsthilfe gegen den Hunger

Einige zusätzliche Möglichkeiten zur Beschaffung von etwas Verpflegung gab es noch, die aber völlig unsicher waren. Wir hatten einen Kameraden, der von Beruf Schlachter war. Unsere Wachtposten hatten vermittelt, dass er alle zwei bis drei Wochen einen Tag im Schlachthof Plomodiern arbeitete. Vermutlich bekamen sie dafür Provision. Der Schlachter brachte uns immer einige Schlachtabfälle mit: Kuhmägen (Kutteln), Kuhfüsse, Kuhhohren, Bullenhoden, die zum Teil gegessen, zum Teil auch nur ausgekocht werden konnten. Ein einziges Mal erwischten wir auch zwei kleine Ferkel, die bei einem Bauern in der Nähe verendet waren.

Und dann gab es noch die Hunde. Kurz vor Weihnachten bot uns ein Wachtposten einen grossen Hund von einem Bauernhof an, der auf jeden Fall getötet werden sollte. Wir hielten also eine Versammlung ab, in der darüber abgestimmt werden sollte, ob wir den Hund nehmen, sprich: essen sollten. Wir waren noch zwanzig Kriegsgefangene, fünf der ursprünglichen Mannschaft mussten wegen lebensbedrohlicher Erkrankungen aufgrund der früheren Hungerei ins Lager zurück. Die Wogen gingen hoch. Der Koch schrie: «In meine Töpfe und Pfannen kommt kein Hund!»

Er kam doch, denn zwölf Kameraden stimmten für den Verzehr des Hundes, ich auch. Der Deutsche Schäferhund wurde von Posten erschossen und von unserem Schlachter fachgerecht zerlegt. Dieser stellte dabei keine organischen Erkrankungen fest, so dass der Verzehr unbedenklich war. Am ersten Weihnachtstag 1945 gab es «Hundegulasch auf Kartoffelbrei». Zum Anbraten hatten wir ein paar Zwiebeln organisiert, und so zog vor dem Festmahl ein verführerischer Duft durch unseren Bunker, der auch die Neinsager umhaute.

Zusätzlich hatten wir den Kartoffelbrei noch mit heimlich gemolkener Milch von glücklichen Kühen auf der Weide verbessert. Diesen gab es natürlich für alle, das Gulasch aber nur für die Ja-sager. Bitten der anderen, doch mal probieren zu dürfen, wurden barsch zurückgewiesen. Am zweiten Weihnachtstag gab es für alle ein weiteres Festessen: Bratkartoffeln in Hundefett. Wem es bei

dieser Schilderung den Magen umdreht, der hat noch keinen Hunger erlebt. In der Folge, bis zur Auflösung des Kommandos im April 1946, führten uns die Wachtposten noch weitere vier Hunde zu, die schliesslich von allen gegessen wurden.

Alle diese «Sonderzuwendungen» waren aber nicht in der Lage, unsere Lebensbedingungen wesentlich zu verbessern, das heisst unseren körperlichen Verfall aufzuhalten. So handelten wir, indem wir gut geplant klauten, ja sogar Einbruchdiebstähle begingen. Moralische Bedenken gab es nicht, denn wir handelten in einem übergesetzlichen Notstand, der unser Leben bedrohte. Ausserdem beklauten wir nur «die uns feindlich gesonnenen Franzosen».

Durch unsere gelegentlichen Arbeitseinsätze auf Bauernhöfen, auf die ich später noch zurückkommen werde, lernten wir schnell die Eigenarten der bretonischen Landschaft mit ihren Wallhecken um jeden Acker kennen, die Gegend im 5-Kilometer-Umkreis um unser Kommando und die örtlichen Verhältnisse der Bauernhöfe, die für einen Zugriff geeignet waren. Da war zunächst der am Rande unseres Arbeitsplatzes gelegene Bauernhof, von dem wir unser Wasser holten. Dort gab es einen kleineren Hund, der sehr wachsam war, ein richtiger Kläffer. Wir waren immer freundlich zu ihm, und obwohl wir ihn mangels Masse nicht mit einem Stück Wurst bestechen konnten, bellte er bald überhaupt nicht mehr, wenn ein Kriegsgefangener auftauchte.

Der knapp 60jährige Bauer hatte uns übrigens gleich nach unserem Eintreffen mit den Worten «Isch gute Erz für Dötschland» begrüsst. Damit hatte er gleich seinen Spitznamen weg: Wir nannten ihn «Das gute Herz». Er war schon im Ersten Weltkrieg in deutscher Gefangenschaft gewesen und sprach noch so viel Deutsch, dass man sich mit ihm unterhalten konnte. So sprachen wir über viele Dinge ganz unbedarft, auch über die Ereignisse der letzten Jahre. Eine seiner zutreffenden Äusserungen war die Feststellung «Napoleon eine (Napoleon I), Ittlär (Hitler) egal», womit er den Verlauf ihrer beiden Russlandfeldzüge meinte.

Die einfachste und unauffälligste Möglichkeit, unsere Verpflegung zu verbessern, war, Kartoffeln zu «organisieren».

Unser Grundsatz dabei war, nur so viel zu besorgen, dass diese Menge nicht auffiel, weder dem Bauern noch unserem Wachtposten, denn sie konnten täglich unsere legalen Kartoffelvorräte kontrollieren.

Dazu muss ich vorab den baulichen Zustand unseres Wohnbunkers mit dem gesprengten Dieselmotor erläutern. Dieser hatte zum Betrieb ausser Treibstoff auch Wasser zum Kühlen, Frischluft und Ableitung der Abgase nach aussen benötigt. Deshalb befand sich vor dem Bunker ein zwei Meter tiefes Betonbecken in der Grösse eines kleinen mit Wasser gefüllten Swimmingpools, in den zwei unter der Erde und unter dem Fussboden des Bunkers liegende Eisenrohre führten. Zwei weitere Rohre für Zu- und Abluft liefen auf die gleiche Weise vom Dieselmotor an anderer Stelle nach aussen.

Alle diese Rohre lagen im Bunker in zwei waagerechten Schächten von circa 80 Zentimeter Breite und 40 Zentimeter Tiefe, die von grossen Betonplatten bündig mit dem übrigen Betonfussboden abgedeckt wurden. Ausser diesen beiden nicht sichtbaren Schachtöffnungen wies die 60 Zentimeter starke Aussenwand des Bunkers nur eine Türöffnung und gegenüber eine 40 mal 80 Zentimeter grosse Fensteröffnung auf. Diese wurde mit Balken und Stacheldraht verrammelt, während an der Innenseite der Türöffnung eine Holztür mit einem einfachen Schliesshaken angebracht wurde. Die Aussenseite der Türöffnung erhielt eine stabile Eisengittertür mit einem normalen Schloss, das die Wachtposten abends abschlossen und morgens wieder öffneten. Damit konnten wir den Bunker nicht verlassen – dachten sie und schliessen unbesorgt in ihrer Wachbude.

Doch mitten in der Nacht unternahmen wir in Folge etliche «Raubzüge», bei denen jeweils drei bis fünf Mann von einem vorher sorgsam ausgewählten Bauernhof Kartoffeln holten. Wir hatten beschlossen, dass dabei aus Sicherheitsgründen keine anderen Lebensmittel geklaut werden sollten, um die Gesamtplanung nicht zu gefährden. In Frage kamen nur Bauernhöfe, von denen wir aufgrund unserer dortigen Tätigkeit wussten, dass zum Beispiel in einer Scheune eine grössere Anzahl gefüllter Kartoffelsäcke oder grosse Kartoffelhaufen lagerten. Im letzteren Fall mussten wir allerdings erst die Säcke von Hand füllen. Die ge-

klaute Kartoffelmenge konnte so nicht auffallen. Ab Mitte Dezember war es damit vorbei, weil die Kartoffellager abgefahren waren. Wir aber hatten in dieser Zeit ausreichend zu essen und auch noch Vorrat für mehrere Wochen.

Eines dieser Unternehmen verlief nicht ganz glatt. Ziel war ein fünf Kilometer vom Kommando entfernter Bauernhof, auf dem ich zuvor ein paar Tage mit einem Kameraden gearbeitet hatte. Wir hatten in einer Lagerhalle, welche die eine Längsseite des Hofraumes bildete, Kartoffeln sortiert und in Säcken ausgewogen. Die Lagerhalle hatte an der Aussenseite einige Fenster, so dass man an die Kartoffeln heran konnte, ohne den Hofraum betreten zu müssen. An einem Fenster, vor dem ein Stapel leerer Kartoffelsäcke lag, hatte ich den Riegel geöffnet, es aber wieder leicht festgeklemmt, so dass man es von aussen aufdrücken konnte.

In der Halle lagerten zu diesem Zeitpunkt etwa 80 volle Kartoffelsäcke und noch ein kleiner Haufen nicht eingesackter Kartoffeln. Zu diesem Bauernhof gingen wir zu fünft, wollten aber nur drei Säcke Kartoffeln holen, damit wir uns auf der langen Strecke beim Tragen würden ablösen können. Als ich nun das betreffende Fenster aufdrückte und auf den Sackstapel sprang, ertönte ein lauter Schrei, der in Jaulen überging. Ich war auf den dort schlafenden noch ganz jungen Hund gesprungen, der nun das Weite suchte, aber dann nichts mehr sagte.

Wir warteten ein paar Minuten, und als alles ruhig blieb, schafften wir die drei Säcke nach draussen, um uns schnell zu entfernen. Wir hatten gerade die Säcke geschultert, da stellten wir fest, dass einer von uns fünf fehlte. Als wir uns nach ihm umsehen wollten, tauchte er plötzlich aus dem Dunkel auf, freudig erregt in jeder Hand ein paar tote Hühner schwenkend. Er war in das nahe gelegene Hühnerhaus eingedrungen und hatte den Tieren den Hals umgedreht. Wir aber waren richtig sauer.

Wir tadelten ihn mit scharfen Worten und machten ihm klar, dass er den eisernen Grundsatz unseres Kommandos verletzt hatte, nur Kartoffeln zu klauen. Richtig ärgerlich wurden wir aber, als wir später im Licht unseres Bunkers sahen, dass dieser

Blödmann ausser drei Hühnern auch dem einzigen Hofhahn den Kragen umgedreht hatte. Bei den über 40 Hühnern wäre der Verlust von drei Tieren vielleicht nicht aufgefallen, aber der einzige Hahn ... Wir beschlossen sofort, noch in der Nacht alles Geflügel aufzuessen und die Reste spurlos zu beseitigen. Die Hühner wurden gerupft, gekocht und gegessen, Federn und Knochen in der Kochstelle verbrannt.

Ein anderer ähnlicher Vorfall danach war noch wesentlich heikler. Eigentlich hatten wir vor dem Erwischtwerden selbst beim Kartoffelklauen keine Angst, denn was hätte uns gross passieren können? Einen Eingesperreten kann man nicht noch mal einsperren. Aber in diesem Fall wäre es mit unserer besseren Verpflegung vorbei gewesen, und davor hatten wir Manschetten.

An einem Sonntagvormittag sassen wir friedlich in unserem Bunker, als wir durch das Fenster zwei Polizisten der Gendarmerie Nationale über den dortigen Sturzacker mit Blick auf den Bunker direkt auf uns zukommen sahen. Nun hatten am Vorabend tatsächlich drei Kameraden von einem nahe gelegenen Hof Kartoffeln organisiert. Dabei war alles glattgegangen. Es war offensichtlich, dass die Polizisten einer Fussspur folgten. Gleich danach kamen sie dann auch mit unserem Wachtposten in den Bunker, und wir mussten die Sohlen unserer Schuhe vorzeigen. Ein Schuh mit dem verdächtigen Profil wurde nicht gefunden.

Wir erfuhren schliesslich, dass aus der Speisekammer genau des von uns aufgesuchten Hofes Speck gestohlen worden war. Von Kartoffeln war nicht die Rede, also hatte man deren Fehlen nicht bemerkt. Nachdem unser Wachtposten den Polizisten eindringlich bewiesen hatte, dass aufgrund der Gegebenheiten kein Kriegsgefangener den Bunker hätte verlassen können, zogen sie wieder ab. Wir aber fanden die versteckten Schuhe mit dem passenden Profil: Sie gehörten einem der drei Kartoffelräuber vom Vorabend. Unter dem Druck der Beweise gab er dann zu, sich während der Kartoffelaktion unbemerkt von den beiden anderen ins Haus geschlichen und den Speck gestohlen zu haben. Diesen hatte er heimlich verschlungen, was seine Lage erschwerte. Bei

einem Gemeinschaftsunternehmen auf eigene Rechnung zu arbeiten war ein übler Verstoss gegen die Kameradschaft. Er bekam es zu spüren.

Wie wir es geschafft hatten, bis zur Auflösung des Kommandos den Bunker immer wieder zu verlassen? Das war verhältnismässig einfach. Zunächst hatten wir heimlich aus dem waagerechten Schacht für Zu- und Abluft die dort liegenden Rohre entfernt und waren dann bei der ersten Kartoffelaktion durch diesen nach aussen gekrochen. Dann aber hatte unser Schlosser aus den bleistiftdicken Metallrohren, die den Treibstoff in die Einspritzdüsen des Dieselmotors leiteten, einen perfekten Nachschlüssel für das Schloss an der Eingangsgittertür gefertigt, so dass wir ohne Verrenkungen den Bunker verlassen konnten. Den nun nicht mehr benötigten Luftschacht nutzten wir als ideales Versteck für die geklauten Kartoffeln, die so vor den Augen der Wachtposten verborgen blieben.

Gleich am ersten Tag nach dem Eintreffen auf unserem Arbeitsplatz bestimmten die Franzosen einen Feldwebel aus unserer Mitte zum deutschen Kommandoführer. Von Arbeit war er freigestellt. Er hatte weiter keine Funktion, als unser von den Franzosen eingesetzter Vorgesetzter zu sein, also deren Sprachrohr. So verhielt er sich auch. Er trat nach meinem Geschmack viel zu wenig selbstbewusst auf.

Von demselben Schlage war der vom Lager mitgesandte Dolmetscher. Er war ein bis zwei Jahre älter als ich, Gefreiter der Luftnachrichtentruppe und stammte aus Wiesbaden. Ich merkte bald, dass er nur ein mässiges Schulfranzösisch beherrschte und oft nicht die richtigen Vokabeln fand. Den Koch wählten wir selbst, einen Flakunteroffizier, der aus Hannover stammte. Die Leute unseres Kommandos waren sehr gemischt. Sie reichten von 17-Jährigen bis zu über 50-Jährigen und stammten aus den unterschiedlichsten Waffengattungen des Heeres sowie der Luftwaffe. Nur die Marine fehlte.

Diese Strukturen führten naturgemäss zu Reibereien und Streitigkeiten. Wirklich ernsthafte Konflikte traten aber nicht auf. Vor allem gab es keinen Fall, dass jemand einen Kameraden beim Franzosen denunziert hätte. Etwa ein Drittel waren Unteroffiziersdienstgrade, doch spielte das weder in den Augen dieser

Leute noch für die Mannschaftsdienstgrade eine Rolle. Wichtig waren nur die Leute mit einer Funktion, wie Kommandoführer, Dolmetscher, Koch, Sanitäter, oder Handwerker, die zufällig auf diesem Kommando eine besondere Bedeutung erlangten, wie Schlachter, Schlosser, Schneider. Mit diesem zusammengewürfelten Haufen begann unsere Minenräumarbeit.

Bewacht wurden wir von drei mit deutschen Karabinern bewaffneten Zivilisten. Eingeteilt und überwacht wurde die Arbeit neben den Wachtposten von einem weiteren Zivilisten, der sich «Démîneur» nannte. Dieser hatte angeblich eine Spezialausbildung zum Minensuchen und zum Erkennen beziehungsweise Entfernen von Zündern aus Sprengkörpern aller Art. Wie gut seine Kenntnisse waren, sollte sich bald herausstellen.

Wir fanden nämlich ein paar Patronen Gewehrmunition und mehrere 2-Zentimeter-Flakgranaten (Sprenggranaten), die ich sehr gut kannte, weil wir sie auch in den Maschinenwaffen der Jagdflugzeuge hatten. Diese Granaten durchschlugen nicht die Aussenhaut eines Flugzeugs, sondern explodierten, sobald sie auf ein Hindernis trafen, auch wenn dieses sehr dünn war. Sie rissen dabei ein Riesenloch in die Flugzeughaut. An diese empfindlichen Granaten machte sich nun unser Démîneur mit Hammer und Meissel heran, um sie auseinanderzunehmen.

Da wir ihn nicht davon abhalten konnten, gingen wir sofort in Deckung. Aber der Démîneur hatte Glück: es explodierte nichts. Er ging übrigens bald danach in die Normandie, weil er dort mehr Geld bekam. Von einem Wachtposten erfuhren wir Anfang 1946, dass er dort durch eine Mine ums Leben gekommen war. Die genannte Munition waren übrigens die einzigen Sprengkörper, die wir auf dem Kommando Ploéven/Plomodiern fanden. Insofern hatten wir grosses Glück mit den Gefahren dieses Kommandos.

Die tägliche Arbeitszeit betrug ausser sonntags acht bis zehn Stunden. Unsere Arbeit bestand darin, das grasbewachsene Gelände der Funkstation mit der Spitzhacke circa 30 Zentimeter tief umzuhacken, soweit es halbwegs eben war. Geländeerhöhungen oder -Vertiefungen und Steinwälle, die zur Landschaft der Bretagne ja gehören, wurden durch Stochern mit etwa 50 Zentimeter

langen Eisenstäben sondiert. Diese Art des Minensuchens mit der Eisensonde musste sowohl hier als auch später in Lestrevet fortgesetzt werden, obwohl längst Minensuchgeräte, so genannte Detektoren, zur Verfügung standen.

Ich persönlich hielt das Vorhandensein von Minen auf diesem Gelände, weitab von der Verteidigungslinie des Atlantikwalls, für höchst unwahrscheinlich. Es hätte militärisch keinen Sinn gehabt – auch nicht unter dem Gesichtspunkt der «verbrannten Erde» –, ein völlig zerstörtes, abseits liegendes Objekt zu verminen.

Wurden wir in den ersten Wochen durch den *Démineur* und Handgreiflichkeiten von zwei der drei Wachtposten noch zur Arbeit angetrieben, so änderte sich das bald. Bei unserer körperlichen Schwäche nach der monatelangen Hungerei vorher war uns das nur recht, denn wir waren anfangs kaum in der Lage, die Spitzhacke tief genug in den Boden zu schlagen. Der Grund für diesen Sinneswandel der Franzosen war, dass sie nach Beendigung der Arbeit auf diesem Gelände um ihren Arbeitsplatz fürchteten. Das ging so weit, dass wir bereits umgehackte, inzwischen wieder begrünzte Flächen nochmals umhacken mussten.

Zudem hatten *Démineur* und Wachtposten eine weitere Erwerbsquelle aufgetan. Schon wenige Tage nach unserem Eintreffen, also Anfang Oktober, wurden wir abwechselnd in kleinen Gruppen den Bauern in der Umgebung ausgeliehen, um dort jeweils für einen Tag bei der Kartoffelernte zu helfen. Diese Arbeit war zwar wegen unserer Schwäche ziemlich anstrengend, wir taten sie aber gern. Die Bauernfamilien waren in der Regel freundlich zu uns, häufig sogar voller Mitleid wegen unseres Zustandes. Es gab zwei Mahlzeiten pro Tag, zu denen mehr angeboten wurde, als wir essen konnten. Zum Teil sassen wir sogar mit der Bauernfamilie an einem Tisch.

Ein solcher Einsatz ist mir in besonderer Erinnerung. Ich kam allein zu einem sehr kleinen Bauernhof, der nur von einem jungen Ehepaar bewirtschaftet wurde, das vielleicht fünf Jahre älter war als ich. Nicht nur, dass beide sehr ansehnlich waren – ich habe in meinem Leben selten so nette Menschen getroffen. Sie

sprachen kein Wort Deutsch und ich nur ein paar Brocken Französisch. Trotzdem konnten wir uns gut verständigen. Als ich abends gehen musste, bat ich die Frau noch um eine Nähnadel, die für einen Kriegsgefangenen sehr wichtig war, weil laufend etwas an der Bekleidung ausgebessert werden musste. Sie gab mir gleich zwei Nadeln und Nähgarn mit.

Auf diese Weise kam jeder von uns alle ein bis zwei Wochen zu einem guten Tag. Die Einsätze dauerten nur bis zum Ende der Kartoffelernte, also bis Ende November. Darüber hinaus wurden einzelne Kriegsgefangene, die ein besonderes Handwerk beherrschten, hin und wieder für Arbeiten ausserhalb des Kommandos ausgeliehen, zum Beispiel ein Schlachter an den Schlachthof Plomodern und ein Schneider an einzelne Bauern. Diese Praxis gab es auch später auf dem Kommando in Lestrevet.

Es war am Anfang dieser Arbeitseinsätze beim Bauern, als unser Dolmetscher mir einmal sagte, er verstehe kein Wort, wenn sich die Franzosen unterhielten, sie sprächen einen seltsamen Dialekt. In der Tat fiel auch mir bei den Bauern sofort auf, dass ihre Sprache viele eigenartige Rachenlaute enthielt und dass sie statt «oui» deutlich auf Deutsch «ja» sagten. Ich nahm anfangs an, es würde sich dabei vielleicht um Relikte aus der Besatzungszeit handeln, bis ich dahinterkam, dass es Bretonisch war, eine keltische Sprache, die mit Französisch nicht das Geringste zu tun hat.

Irgendwann im November 1945 erhielt jeder von uns ein mehrseitiges Formular, das genau ausgefüllt und unterschrieben werden sollte, den berüchtigten «Fragebogen». Er basierte auf einer gemeinsamen Anordnung der vier Besatzungsmächte und diente als Grundlage für die Entnazifizierung. Ich wusste damals noch nicht, dass ich zu den nicht betroffenen Jahrgängen gehörte, und füllte ihn also aus.

Bei den militärischen Dienstgraden musste auch der entsprechende französische Dienstgrad angegeben werden. Da ich diesen dem Fähnrich entsprechenden Namen nicht wusste, klärte ich das mit dem Dolmetscher und einem Wachtposten ab. Es stellte sich heraus, dass es in der französischen Armee «Fähnrich» (in der Wehrmacht zwischen Unteroffizier und Feldwebel gelegen) und

«Oberfähnrich» (in der Wehrmacht ranghöchster Unteroffiziersdienstgrad) nicht gab, sondern nur «Fähnrich». Der aber entsprach dem deutschen «Oberfähnrich», lautete «adjutant-chef» und hatte auch dessen Rangstellung.

In der französischen Gefangenschaft galten jedoch die Rangordnungen der französischen Armee, also war ich in der Gefangenschaft noch befördert worden und besass jetzt den höchsten Unteroffiziersdienstgrad! Das Ganze war eigentlich formalistischer Unsinn, aber die Franzosen, im Grunde viel militaristischer als zum Beispiel die Preussen, legten grossen Wert auf die Einhaltung der Ränge, auch bei uns Zwangsarbeitern.

So näherten wir uns allmählich der Weihnachtszeit, für uns kein Fest der Freude, sondern nur ein Anlass zu besonderer Traurigkeit, wusste doch niemand von uns etwas über seine Angehörigen. Trotzdem beschlossen wir, mit unseren geringen Mitteln eine deutsche Weihnacht zu feiern. Einer von uns hatte schon ein paar Wochen vorher, nicht weit vom Kommando entfernt, in einer Wallhecke eine kleine Fichte entdeckt, eine absolute Rarität in dieser Gegend. Der etwa 1 Meter hohe Baum wurde am Vormittag des Heiligen Abends neben dem geborstenen Dieselmotor etwas erhöht aufgestellt.

Gegen Mittag hatte ich persönlich noch eine grosse Freude. Seit Mitte November bekamen wir nämlich von der Déminage eine monatliche Tabakration von 40 Gramm schwarzem Scaferlati-Tabak oder 20 Zigaretten der Marke «Troupes» pro Kopf. Ich war zwar vor der Gefangennahme ein sehr starker Raucher gewesen, hatte aber angesichts der kärglichen Ernährung den Nikotingenuss vollständig aufgegeben und, wenn ich mal an Tabak geriet, diesen sofort gegen Lebensmittel eingetauscht.

In Frankreich war damals der Tabak sehr knapp und deshalb in der Zivilbevölkerung ein wertvolles Tauschobjekt. Ich hatte meine Dezemberration einem Bauern aus der Nähe gegeben, der mir dafür die Lieferung eines grossen runden 2,5-Kilo-Weissbrots sowie einer Handvoll Zwiebeln noch vor Weihnachten zugesagt hatte. Er erschien kurz vor dem Mittagessen und brachte mir das Brot, eine Handvoll Schalotten sowie zusätzlich ein Stück Speck.

Ein schöneres Weihnachtsgeschenk hätte man mir nicht machen können.

Am Nachmittag wurde dann der Weihnachtsbaum geschmückt, wobei alle Kameraden herumstanden und mehr oder weniger dämliche Ratschläge gaben. Über die Wachtposten hatten wir fünf richtige weisse Kerzen besorgt. Diese wurden halbiert, und so bekamen wir eine für den kleinen Baum recht ansehnliche Lichterfülle. Wir befestigten sie mit Draht an den Zweigen. Unser Sanitäter opferte eine Handvoll Watte, die in kleinen Tupfern auf dem Baum verteilt wurde. Ich aber trennte von meinem Uniformkragen die Tressen ab, die wir, in ihre silbernen Fäden auseinandergezupft, als Lametta an die Äste hängten. Ich hielt es für sinnvoller, mit meinem Rangabzeichen einen Weihnachtsbaum zu schmücken, als es nutzlos auf der Uniform zu tragen. Fertig geschmückt sah unser Weihnachtsbaum ziemlich echt aus.

Am Abend setzten wir uns um den Baum herum, unser Kommandoführer sprach ein paar Worte, die übrigen Lampen wurden gelöscht und wir steckten die Kerzen an. In deren mildem Licht sangen wir ein paar Weihnachtslieder, die manchmal fast erstarben, weil mehreren von uns die Stimme wegblieb. Fast allen standen Tränen in den Augen. Als wir dann zum Schluss *Stille Nacht, heilige Nacht* anstimmten, ging plötzlich die Tür unseres Bunkers auf, und wir sahen draussen im Halbkreis eine grössere Gruppe Franzosen stehen, die, zum Teil mit gefalteten Händen, andächtig zuhörten.

Als unser Lied zu Ende war, drehten sie sich langsam um und verschwanden wortlos in der Dunkelheit. Im schwachen Licht der Kerzen hatte ich einige erkannt: es waren Leute von den Bauernhöfen aus der Umgebung. Danach sassen wir noch still um den Baum herum, bis die Kerzen heruntergebrannt waren. Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach. Das war Weihnachten 1945, voller Traurigkeit und Niedergeschlagenheit, voller Ungewissheit über die eigene Zukunft und das unbekannte Schicksal der Angehörigen. Aber es gab auch ein wenig Hoffnung, nicht zuletzt durch die Franzosen, die durch ihr lautloses Erscheinen ihre Anteilnahme ausdrückten.

Im Januar 1946 erschien plötzlich auf unserem Kommando ein Vertreter des Y.M.C.A. (Christlicher Verein Junger Männer). Die-

ser konnte zwar unsere schlimmsten Mängel, nämlich bei Bekleidung und Verpflegung, nicht bessern, aber er brachte uns einige Bücher, Schreibmaterial, Hygieneartikel (zum Beispiel Zahnbürsten und Rasierklingen) und eine Mundharmonika, die ich heute noch habe. Das Wesentliche an dieser Hilfe war, dass dieser brave Mann uns wieder Hoffnung gab, nicht zu verzweifeln. Er war übrigens der einzige Vertreter internationaler Organisationen, den ich zu Gesicht bekam. Erst im September 1947 traf ich auf den ersten Vertreter des Internationalen Roten Kreuzes. Doch davon später.

Ende Januar 1946 gab es einen weiteren Hoffnungsschimmer. Wir erhielten zum ersten Mal Kriegsgefangenen-Briefpapier, das in seinem Umfang einen kurzen Bericht über das eigene Befinden zuliess und damit auch die Meldung, dass man noch am Leben war. Der Brief enthielt ausserdem ein abtrennbares Rückantwortformular. Er durfte nicht fest verschlossen werden, weil er durch die Zensur des Lagers lief, die auch tatsächlich durchgeführt wurde. Die Briefe erreichten ihr Ziel, im Gegensatz zu dem halben Dutzend Rot-Kreuz-Kriegsgefangenenpostkarten, die wir vorher schon abgesandt hatten. Die Rückantworten unserer Angehörigen – ebenfalls auf dem gelblichen Kriegsgefangenenbriefpapier – liefen natürlich ebenfalls durch die Zensur und trafen im März/April 1946 bei uns ein.

Die Kartoffelvorräte aus unseren Raubzügen gingen Anfang Februar langsam zu Ende, und wir begannen, uns nach Ersatzlösungen umzusehen. In dieser Zeit arbeitete ich einmal auf dem Bauernhof vom «Guten Herz», als ich über dem an einen Hang gebauten Kuhstall einen Speicher bemerkte, der nur einen direkten Zugang von aussen durch den Giebel hatte. Neugierig erkundete ich den Speicher und fand dort oben drei grosse Haufen Getreide: Hafer, Gerste und Weizen. Der Zugang lag sehr günstig, denn er konnte vom Wohnhaus unbemerkt erreicht werden.

Abends hielten wir im Bunker Kriegsrat. Es wurde beschlossen, dort einen kleinen Sack Weizen zu holen. Das würde nicht auffallen und dem «Guten Herz» nicht wehtun, aber unsere inzwischen schon recht dünn werdende Suppe erheblich verbessern.

Mit ganzen Weizenkörnern war das jedoch nicht zu machen. Also wurde festgelegt, am Nachmittag vor dem nächtlichen Unternehmen beim «Guten Herz» dessen grosse Kaffeemühle auszuleihen, natürlich zum Kaffeemahlen.

Der Plan wurde alsbald ausgeführt. Die Kaffeemühle war an Bord, und zwei Leute machten sich mit einem Sack auf den Weg. Nach einer knappen halben Stunde waren sie mit gefülltem Sack zurück. Doch o Schreck, die beiden Unglücksraben hatten aus Unkenntnis landwirtschaftlicher Produkte und im Dunkeln Gerste erwischt. Die war wegen der Spelzen natürlich völlig ungeeignet. Was half s? Wir mussten noch mal zum Speicher.

Dieses Mal ging ich mit. Wir schütteten die Gerste wieder auf den Haufen zurück und nahmen Weizen mit. Im Bunker musste jetzt jeder mithelfen. Die ganze Nacht bis zum Morgengrauen drehten wir mit zwanzigminütiger Ablösung den gesamten Weizen durch die Kaffeemühle und produzierten so einen für unsere Zwecke gut geeigneten Weizenschrot. Die Kaffeemühle wurde dann gut gereinigt, sicherheitshalber noch eine Portion Malzkaffee durchgemahlen und dem «Guten Herz» zurückgegeben.

Anfang März musste ich mit unserem Schlachter und natürlich einem Wachtposten für einen Tag zum Schlachthof Plomodiern, um ihm dort zur Hand zu gehen und vor allem auf dem Rückweg beim Tragen der für uns mitgegebenen Schlachtabfälle zu helfen. In Plomodiern sprach mich ein Franzose in gebrochenem Deutsch an, um mir eine gute Nachricht mitzuteilen: wir kämen bald nach Hause, denn wir würden von SS-Leuten abgelöst. Sie würden in Kürze eintreffen, und dann würde es denen schlecht ergehen. Dabei machte er die uns sattem bekannte Gebärde des Halsabschneidens. Ich beachtete ihn gar nicht.

Ein paar Wochen später war ich wieder in Plomodiern, diesmal zu einem Arztbesuch, als ich auf der gegenüberliegenden Strassenseite zwei Feldgraue mit Wachtposten in meine Richtung gehen sah. Mir fiel sofort auf, dass sie um Ärmel und Hosenbeine breite weisse Farbstreifen trugen. Da kam ihnen auf dem Fussweg jener oben erwähnte Franzose entgegen. Er ging sofort auf die Fahrbahn, riss seine speckige Baskenmütze vom Kopf und sagte

im Vorbeigehen deutlich «Bonjour, messieurs». Kommentar überflüssig.

Ich traf die beiden dann beim Arzt. Sie waren tatsächlich von der Waffen-SS, erst vor wenigen Tagen mit einem Strassenbaukommando von etwa 20 Leuten dort eingetroffen, natürlich von den Amerikanern an die Franzosen ausgeliefert. Interessant war, dass die Amerikaner vorher alle Dienstgrade vom Unterscharführer (Unteroffizier) an aufwärts entlassen und nur die Mannschaftsdienstgrade nach Frankreich deportiert hatten. Ich konnte ihnen nur kurz von unserem Déminage-Kommando berichten, weil ich zum Arzt gerufen wurde.

Strandleben in Lestrevet

Mitte April 1946 wurde unser Kommando aufgelöst, weil das Arbeitsgebiet minenfrei war. Wir wurden dem direkt an der Atlantikküste in der Bucht von Douarnenez liegenden Déminage-Kommando Lestrevet zugeteilt. Die 14 Kilometer lange Wegstrecke mussten wir zu Fuss gehen, während Arbeitsgeräte und die sonst noch brauchbaren Sachen mit dem Lkw befördert wurden. Auf dem Weg nach Lestrevet fand ich zwei Geldscheine à 20 Franc, die ich einsteckte und die später noch eine Rolle spielen sollten.

Die Unterkunft war, an unserem bisherigen «Zuhause» gemessen, geradezu komfortabel. Es war ein richtiges zweistöckiges Haus mit nicht ausgebautem Mansardenraum. Im Erdgeschoss lagen das Wachtlokal der Posten und die Küche mit kleinen Vorratsräumen. Sie verfügte über einen Waschkessel zum Suppekochen und sogar einen Herd mit Backröhre. Im ersten Stock und im Mansardenraum waren die Gefangenen untergebracht. Jeder hatte ein Metallbett oder zwei teilten sich ein doppelstöckiges Holzbett. Jedes Bett hatte sogar eine Matratze.

Das Haus lag am oberen Rand der kleinen halbkreisförmigen Bucht von Lestrevet, die einen schönen Sandstrand hatte, und war etwa 200 Meter vom Strand entfernt. Begrenzt wird die Bucht im Süden und Norden jeweils von einer felsigen Halbinsel, die am westlichen Ende in eine Steilküste ausläuft. Im Norden schliesst sich der drei Kilometer lange Sandstrand von Pentrez-St Nic in Süd-nordrichtung an. Er endet



Der Strand zwischen Lestrevet und Pentrez-St. Nic (im Hintergrund) in Süd-Nord-Richtung. Auf diesem Strand standen 1946 noch die Rommelböcke im Wasser. Der Standort des Betrachters liegt auf der nördlichen felsigen Halbinsel von Lestrevet.

in Pentrez an der Halbinsel Crozon. Diese beiden Strände und der landeinwärts liegende Geländestreifen waren unser Arbeitsgebiet.

Als wir 20 Mann zum Kommando kamen, befanden sich dort schon etwa 35 Kriegsgefangene, von denen ein grosser Teil das eigentliche Übel von Lestrevet war. Es herrschte der typische Kommissston mit Einschüchterung der Leute, der von den obersten Diensträngen bestimmt wurde. Dabei waren beide Gruppen, die Kommisshengste und die meisten Untergebenen ältere Semester, so um die 40 Jahre alt. Vielleicht war es neben dem dauernden Druck gerade das fortgeschrittene Alter, was diese Leute auch gegenüber den Franzosen zu würdelosen, unterwürfigen Knechten machte.

Ich bemerkte das natürlich erst nach einer gewissen Zeit, nach schlechten Erfahrungen. Es gab etliche, die scheuten sich nicht, beispielsweise Kameraden, die etwas Essbares geklaut hatten, sofort bei den Franzosen zu denunzieren. Als Belohnung bekamen



Die Bucht von Lestrevet. Die Häuser im Vordergrund sind neu. Der Standort des Betrachters ist derselbe wie im vorhergehenden Bild, allerdings mit entgegengesetzter Blickrichtung, jetzt nach Süden.

sie dann eine Kippe. Auch wenn ein Wachtposten eine Kippe ausspuckte, stürzten sie sich wie die Geier darauf. Dazu eine – wenn auch eklige – Beschreibung einer französischen Kippe:

Die meisten Franzosen drehten sich aus Kostengründen ihre Zigaretten selber von Hand, nicht wie in Deutschland üblich mit einer kleinen Maschine. Die Zigaretten fielen deshalb viel dicker aus, sie hatten fast die Stärke eines Zigarillos. Am Mundende angefeuchtet, wurden sie fest auf die Unterlippe geklebt, wo sie in der Regel bis zum Schluss blieben, auch beim Reden oder Essen. Die Kippe war dadurch ziemlich schlabberig, wenn sie ausgespuckt wurde.

Bei dieser Mentalität gewisser Gefangener war es fast unmöglich, durch gemeinsame Aktionen irgendwelche Verbesserungen bei den Franzosen zu erreichen. Man hatte zunächst zu niemandem Vertrauen, was auch die Atmosphäre vergiftete. Diese Lestrevet-Leute kamen fast alle aus der Marine, waren aber – das



Das Haus, in dem 1946 das Déminage-Kommando untergebracht war. Es liegt vom Standort des Betrachters der beiden vorherigen Bilder etwa 200 Meter entfernt in südöstlicher Richtung am oberen Rand der Bucht von Lestrevet.

muss zur Ehrenrettung der Kriegsmarine gesagt werden – nie zur See gefahren, sondern gehörten zur Marineflak oder Küstenartillerie. Sie trugen auch nicht die dunkelblaue Marineuniform, sondern Feldgrau.

Sie stammten aus der Festung Lorient, einem U-Bootstützpunkt, der erst am 10. Mai 1945, also zwei Tage nach dem allgemeinen Waffenstillstand, kapituliert hatte. Das lag an einem bis dahin geübten internationalen Brauch, dass Besatzungen von Festungen, die abgeschnitten vom Mutterland über einen allgemeinen Waffenstillstand hinaus weiter kämpften, nach einer Kapitulation freien Abzug in die Heimat erhielten, sozusagen als ehrenvolle Pflicht des Siegers. Aber die von 1945 besaßen keine Ehre und die Möchtegernsieger wie Frankreich schon gar nicht. Für die Franzosen war es natürlich auch eine Prestigefrage, gehörte die Besatzung von Lorient doch zu den echten französischen Kriegs-

gefangenen, welche die glorreichen Streitkräfte de Gaulles gemacht hatten.

Diese Deutschen hatten anfangs ziemlich unter Drangsalierungen zu leiden. Es gab zahlreiche Übergriffe der Zivilbevölkerung und viele Tote, aber die amerikanischen Rheinwiesenslager und das Hungerlager Rennes hatten sie nicht erleben müssen und waren deshalb auch in besserer körperlicher Verfassung als wir. Nach der Kapitulation wurden sie über die Lager Lorient und Quimper direkt auf Arbeitskommandos verteilt, also noch vor uns.

Vielleicht war auch dadurch die militärische Struktur (Vorgesetzte und Kommissstön) in Lestrevet stärker erhalten geblieben. Ich stellte jedenfalls fest, dass der deutsche Kommandoführer, der Dolmetscher und noch ein paar Dienstgrade in einem Zimmer wohnten, das besser ausgestattet war als die übrigen Räume. Dort wurde auch hinter verschlossener Tür ausgemacht, welche Angelegenheiten des Kommandos man wie behandeln sollte. Die übrigen Kameraden wurden nicht gefragt, gegenüber den Franzosen trat man stets sehr unterwürfig auf.

Gleich am ersten Tag, als ich die Zustände noch gar nicht kannte, hatte ich schon einen Zusammenstoß mit dem deutschen Kommandoführer. Ich hatte gerade in einem Raum des ersten Stocks ein freies Bett belegt, meine Habseligkeiten untergebracht und sprach, den Rücken zur Tür, mit einem Kameraden, als ich plötzlich von hinten angebrüllt wurde: «Nehmen Sie gefälligst Haltung an, wenn ich das Zimmer betrete!» Ich drehte mich langsam um und sah dabei zuerst eine Schulterklappe mit vier Sternen. «Aha, ein Stabsoberbootsmannsmaat», dachte ich. Dann stand er vor mir, mit Marine-Schirmmütze und wohl doppelt so alt wie ich.

Die Leute vom Lestrevet-Kommando standen in strammer Haltung vor ihren Betten, die von Ploéven, die mich jetzt erwartungsvoll angrinsten, nicht. Ich musterte ihn von oben bis unten und sagte zu ihm ganz ruhig: «Warum? Und wer bist Du?» Dann, während er sich aufpumpte wie ein Maikäfer, setzte ich in schneidendem Ton fort: «Wie kommen Sie dann dazu, einen Dienstranghöheren so unverschämt von der Seite anzureden und das Zimmer ohne anzuklopfen zu betreten? Verlassen Sie sofort das Zimmer, sonst lasse ich Sie zur Tür robben!»

Das war natürlich etwas unfair von mir, denn ich trug ja keine Rangabzeichen mehr auf meiner Uniform, aber es wirkte. Er brachte kein Wort mehr heraus, drehte sich um und ging. Fortan machte er immer einen grossen Bogen um mich. Sein Abgang war zwar ein Erfolg, aber ich hatte trotzdem kein gutes Gefühl, denn ich dachte bei mir: Was sind das für Vorgesetzte, die mit ihren Kameraden sogar in der Gefangenschaft noch so umspringen?

Das französische Personal des Kommandos Lestrevet bestand aus acht Leuten: zwei *Démineuren*, fünf Wachtposten und dem Postenchef, der sich – amerikanisiert – Al Maniv nannte. Er war Berufsboxer der Schwergewichtsklasse und von entsprechendem Körperbau. Tatsächlich hiess er Albert Manivel und stammte aus Quimper. Von diesen Angaben war in Lestrevet nur ein Teil bekannt. Den Rest erfuhr ich erst etliche Monate später, als ich im Sportteil der Zeitung *L'Ouest France* einen Artikel über ihn las.

Das Gefährliche aber war sein Charakter. Er besass überhaupt keine Selbstbeherrschung. Die Bezeichnung «cholisch» ist viel zu schwach, man muss ihn eher als «explosiv» bezeichnen. Wenn ihm das Geringste nicht passte, schlug er sofort zu. Kreuzte er im Kommando auf – das kam Gott sei Dank nur selten vor – und ein Kriegsgefangener begegnete ihm, so schlug er ihn ohne Grund sofort zusammen. Kein Wunder, dass ihm jeder vorsorglich aus dem Wege ging. Den letzten dieser Vorfälle werde ich später noch schildern. Er sprach übrigens recht gut Deutsch.

Die erste Massnahme der Wachtposten gegenüber unserem hinzugekommenen Kommando war, dass uns die Köpfe kahlgeschoren wurden. Hygienische Gründe dafür gab es nicht, denn wir waren dank DDT-Pulver läusefrei. Wir protestierten natürlich gegen diese Demütigung. Einige gingen zum deutschen Kommandoführer und forderten ihn auf, bei den Franzosen vorstellig zu werden. Er lehnte das kategorisch ab, denn er war einfach zu feige. Beim Schikanieren der Kameraden hatte er dagegen keine Hemmungen.

Unsere Arbeit begann sofort mit allen Leuten des Kommandos am Strand von Pentrez. Dort lagen in einem breiten Streifen schachbrettähnlich versetzt an die 300 Rommelböcke (nach unse-

rem Feldmarschall benannt) im Wasser. Bei Flut waren sie nicht sichtbar. Sie sollten das Heranfahren von Landungsbooten verhindern, zumindest aber erschweren. So ein Rommelbock bestand aus Stahlbeton und hatte die Form eines Tetraeders: ganz gleich, wie man ihn hinstellt, er ruht immer auf einem Dreieck, während die anderen drei Dreiecke eine spitze Pyramide bilden, also eine ideale Form für diesen Zweck.

Der Rommelbock war aber nicht als Vollkörper in einen Betonblock gegossen, sondern bestand nur aus Betonbalken mit Dreiecksprofil (für jede der sechs Aussenkanten des Tetraeders also ein solcher Balken) je von circa 2 bis 3 Metern Länge und circa 40 Zentimeter Durchmesser. Ein solches Betonungetüm hatte ein unheimliches Gewicht, das natürlich gegen die Meeresbrandung notwendig war, aber für den, der das Ding vom Strand entfernen sollte, ein grosses Problem darstellte. Die Rommelböcke waren zudem nicht einfach auf den Sand gestellt worden, sondern hatten auch noch ein Fundament. Unter jedem Bock befanden sich vier Kiefernstämme von je 30 Zentimeter Durchmesser und 4 Meter Länge, die in Form eines Quadrates mit überstehenden Enden ausgelegt wurden. Wir verwendeten die Stämme später, nachdem sie ausgetrocknet waren, als Brennmaterial für unsere Küche.

Diese 300 Rommelböcke sollten wir nun in Handarbeit an Land holen, eine äusserst schwere Arbeit bei unserer miserablen Ernährung, eigentlich keine Arbeit für die *Déminage*. Die Franzosen aber hatten grosse Angst vor eventuell dort angebrachten Sprengkörpern, und so gaben *Démineure* sowie Wachtposten jedes Mal Fersengeld, wenn wir einen neuen Bock in Arbeit nahmen. Nach meinen Überlegungen wäre das Anbringen von Sprengkörpern unsinnig gewesen, denn im Fall eines Angriffs mit Landungsbooten hätten diese garantiert eine Explosion ausgelöst, die natürlich gleichzeitig die Rommelböcke zerstört hätte.

Ihr Herausziehen ging so vor sich: Zunächst konnte diese Arbeit nur bei Ebbe begonnen werden, denn der Bock stand bis zu einem halben Meter tief im Sand. Er musste erst notdürftig freigeschaufelt werden, damit er sich überhaupt bewegen liess. Dabei hatten wir manchmal Glück, denn wir fanden in den Sandhöhlen

am Fusse des Bocks riesige rote Seespinnen oder auch hellbraune Taschenkrebse mit Panzern von 20 Zentimetern Durchmesser, mit denen wir unsere Verpflegung etwas aufbesserten.

Die Holzstämme des Fundaments waren nicht mehr sichtbar; im Laufe der Jahre war alles immer tiefer gesackt. Mit einem Drahtseil, an dem alle verfügbaren Leute ziehen mussten, wurde der Block unter Verwendung einiger Tricks zur besseren Gleitfähigkeit aufs halbwegs Trockene gezogen. Das war schon eine sehr schwere Arbeit, die auch viel Zeit in Anspruch nahm. Beim Ziehen fand man im teilweise losem Sand keinen Halt, ausserdem ging es bergauf.

Danach gingen einige zum ursprünglichen Standort zurück, buddelten die Stämme aus und trugen sie an Land. Andere zerschlugen mit Vorschlaghämmern die Verbindungsstellen an den vier Spitzen des Bocks. Das ging ganz schön in Hände und Arme, denn der Beton war in den Jahren gut ausgehärtet. Wenn er endlich abbröckelte, musste auch noch die Eisenarmierung mit Hammer und Meissel durchtrennt werden – eine Arbeit, die nur die Kräftigsten aushielten.

Die dann entstandenen sechs Betonbalken, deren Einzelgewicht ich auf über 300 Kilo schätze, wurden von mindestens sechs Leuten durch tiefen Mahlsand getragen und oberhalb des Strandes abgelegt. Diese Arbeit ging nicht in aller Ruhe vor sich. Die *Démineure* hüpfen wie die Zinshähne um uns herum und trieben uns durch lautes Schreien zur Arbeit an, unterstützt von den Wachtposten, die ab und zu mit den Gewehrkolben nachhalfen.

Dabei taten sich besonders einer der Posten von unserem alten Kommando *Ploéven/Plomodiern* sowie Gabriel Gauguin hervor, den die *Lestreveter* wegen seiner hübschen Visage *Spitzmaus* nannten. Die Wachtposten Jean und Barré beteiligten sich nie an diesen Spielchen. Barré war ziemlich dick und nicht gerade klein, also eine recht imposante Erscheinung. Dazu passte überhaupt nicht seine verhältnismässig hohe Stimme. Von ihm ging das Gerücht, er sei in der Fremdenlegion gewesen. Deutsch spräche er gar nicht.

Das stimmte aber nicht, denn als ich schon längere Zeit in *Lestrevet* verbracht hatte, kam ich mit ihm ins Gespräch – auf

Deutsch. Auch später sprach ich ab und zu mit ihm. Einmal sagte er mir, er verstünde nicht, warum keiner von diesem Kommando flüchtete. Er selbst wäre längst abgehauen und wenn er sehen würde, dass einer von uns flüchtete, würde er wegschauen. Das war etwa zwei Wochen vor meiner Flucht.

Die ganze Antreiberei bei den Rommelböcken brachte nichts, denn viele von uns waren noch viel zu schwach, und ausserdem brauchte diese Arbeit einfach ihre Zeit. Wir schafften am Tag im Durchschnitt nur einen Bock. Das hing auch mit den Gezeiten zusammen, denn nur bei Ebbe war das anfängliche Freischaufeln eines Bocks möglich, das die Voraussetzung für das An-Land-Ziehen bildete.

Nach etwa vier Wochen Arbeit ohne befriedigendes Ergebnis dämmerte allmählich den Démineuren, die vermutlich unter dem Druck von oben standen, den Strand schnell zu räumen, dass das in Handarbeit nicht ging. Plötzlich wurde unsere Arbeit eingestellt, und fast gleichzeitig rasselten drei Schützenpanzerwagen der Wehrmacht vom Typ Maybach an den Strand. Es waren sogenannte Halbkettenfahrzeuge von der Grösse eines mittleren Lastkraftwagens, die vorn und an den Seiten eine leichte Panzerung als Schutz gegen Infanteriewaffen hatten und mindestens zehn Infanteristen befördern konnten. Diese Fahrzeuge sollten nun die Rommelböcke kraftvoll an Land ziehen.

Ein Kamerad unseres Kommandos, der sich im Kfz-Wesen der Wehrmacht auskannte, sagte gleich voraus, dass die Motorgeltriebe für eine derartige Aufgabe nicht geeignet seien. Und tatsächlich, nach drei oder vier Tagen lagen die Fahrzeuge mit Getriebeschaden am Strand herum wie tote Käfer und rosteten dort noch lange Zeit vor sich hin. Dann dauerte es ungefähr einen Monat, bis eine amerikanische Baumaschine mit Kettenantrieb und Kran vom Typ Caterpillar erschien. Diese hievte ohne Vorarbeiten den Bock in die Höhe und fuhr mit ihm einfach an Land. Wann und wie die Strandräumung beendet wurde, erlebte ich nicht mehr, weil ich Ende Oktober das Kommando aus eigenem Antrieb verliess.

Leichtere Arbeit beim Minensuchen

Nach diesem Strandintermezzo wurden zwei Arbeitsgruppen gebildet, die an unterschiedlichen Stellen, mal am Strand, mal ein Stück im Landesinneren, nach Minen suchen mussten. Die Erde mit der Spitzhacke umbrechen wie vorher in Ploéven mussten wir nicht mehr. Unter den in Lestrevet gefundenen Minen gab es Granaten mit einem Druckzünder an der Spitze, etwa vom Kaliber acht Zentimeter, die senkrecht eingegraben waren, sowie T-Minen (wegen ihrer Form und Grösse auch Tellerminen genannt), die eine enorme Sprengwirkung hatten. Der Zünder wurde ausgelöst bei einer Belastung von 90 Kilo in der Mitte und 120 Kilo am Rand.

Wir fanden auch Schützenminen, die gefährlichsten von allen. Sie hatten die Grösse einer 1-Kilo-Konservenbüchse, waren mit kleinen Eisenstücken oder ähnlichen Schweinereien gefüllt und hatten eine schrapnellartige Wirkung. Deshalb gab es meistens «nur» schwerste Verletzungen, überwiegend abgerissene Gliedmassen. Der Zünder reagierte schon auf einen Druck von drei Kilo und bestand aus drei etwa streichholzgrossen Metalldrähten, die wie ein auf der Spitze stehendes Dreieck angeordnet und nur schlecht erkennbar waren.

Ich hatte einmal am Arbeitsplatz während der Mittagspause ein wenig geschlafen. Als ich mich wieder aufrichten wollte, stach etwas in meine Hand, auf die ich mich stützte. Zu meinem grössten Schrecken sah ich, dass das der Draht eines Schützenminenzünders war. Die beiden anderen Drähte hatte ich schon abgebrochen. Ich stellte dann fest, dass der Druckmechanismus des Zünders, der zum Teil aus Aluminium bestand, zu meinem grossen Glück durch Oxydation festsass.

Die Minen waren, in drei Streifen gestaffelt, parallel zum Strand nach ganz bestimmten Plänen verlegt. Zum grossen Teil standen diese Pläne zur Verfügung. Hier fanden wir die vorgeannten drei Sorten Minen. Darüber hinaus steckten an den Rändern der ins Landesinnere führenden Wege englische Beute-Schiffsgranaten (etwa 28 Zentimeter Kaliber) mit Druckzünder in der Erde, gedacht als Abwehr gegen schwere Fahrzeuge.

Die meisten Minen waren schon geräumt und abtransportiert, als ich im April 1946 nach Lestrevet kam. Nur die Schiffsgranaten lagerten noch aufgeschichtet an zwei oder drei Stellen oberhalb des Strands, inzwischen durch die Seeluft mit einer dicken Rostschicht behaftet. An der Spitze der Granaten konnte man durch das Schraubloch des Zünders an den hellgelben TNT-Sprengstoff herankommen. Er hatte etwa die Festigkeit einer Gipsplatte. So konnten wir ihn vorsichtig ohne Funkenbildung herauschaben und als Brennstoff zum Erwärmen unserer Mittagssuppe verwenden – in gebührender Entfernung von den Granaten. Er verbrannte im Freien ganz harmlos mit bläulicher Flamme, verhältnismässig langsam.

Mich erstaunte, dass diese Minengürtel zusammen mit den Rommelböcken am Strand der ganze imposante Atlantikwall sein sollte. Aber es war so. Ausser einem zur Landseite offenen betonierten Unterstand in den Felsen am Südenende des Strandes von Pentrez mit einer einzigen 5- bis 7-Zentimeter-Kanone gab es keine Befestigungsanlagen, die nach militärischen Gesichtspunkten oberhalb der Minengürtel in Form von Bunkern hätten angelegt werden müssen. Schliesslich galt immer noch der taktische Grundsatz, 'dass eine Sperre nur dann sinnvoll ist, wenn sie auch verteidigt wird. Wird sie das nicht, schützt sie nur den Gegner im Falle eines Gegenstosses. Man hätte sich also die Minengürtel ganz sparen können.

Gefährlich war, dass über die vorher genannten Minenfelder hinaus viele Minen einzeln, völlig planlos überall in der Erde steckten. Sie gingen auf das Konto russischer Einheiten der Wlassow-Armee, die in diesem Gebiet unter dem Kommando der deutschen Wehrmacht im Einsatz gewesen waren. Eines Tages war ich Zeuge, wie etwa 50 Meter von mir entfernt eine Kuh durch eine Mine in die Luft flog. Wir suchten daraufhin die ganze Weide mit dem Minensuchgerät ab, fanden aber weiter nichts.

Unsere Hauptarbeit in den folgenden Monaten war, diese Minen aufzuspüren. Normalerweise sollte man annehmen, dass die Démineure eine solche Arbeit mit Hochdruck betrieben, doch das war nicht der Fall. Es herrschte die Tendenz vor, das Ende der Minenräumung möglichst lange hinauszuschieben. Vermutlich wollten Démineure und Wachtposten möglichst ebenso lange ih-

ren Arbeitsplatz halten. Konsequenz zu Ende gedacht, bedeutete das auch eine Verlängerung unserer Gefangenschaft.

Die Verpflegung in Lestrevet

Mit den auf das Kommando *Ploéven/Plomodiern* zusätzlich organisierten Lebensmitteln hatten wir einen kleinen Teil der Hungerschäden aus dem Lager *Rennes* ausgleichen können. Dieser Prozess wurde in *Lestrevet* wieder rückläufig, denn dort gab es nur die mageren Rationen der *Démontage*. Eine grundlegende Verbesserung wie vordem war nicht möglich. Im Gegenteil, die Rationen wurden noch weiter verringert. Erhalten blieb nur die tägliche Brotration von 200 Gramm, die Kartoffelmenge wurde erheblich vermindert.

Dafür gab es einen ziemlich harten Spitzkohl, der aber nichts mit den hierzulande bekannten fleischigen Blättern des Weisskohls gemein hatte. Von dem schwammen einige Blätter in der Wassersuppe. Und das bei der vorher geschilderten Schwerstarbeit an den *Rommelböcken*! Mitte Mai glaubten wir, aufatmen zu können, denn wir bekamen bei der wöchentlichen Lebensmittellieferung erstmalig einen grossen Sack mit Sojamehl. Da die Sojabohne einen sehr hohen Eiweissgehalt hat, erhofften wir ein Ende der Hungerei. Doch das war ein Trugschluss. Das Sojamehl wurde in die Suppe gegeben, die damit dicker wurde und anfangs tatsächlich besser sättigte.

Nach zwei Wochen war das aber vorbei, denn der Körper konnte das viele Eiweiss nicht mehr verwerten. Es wurde unverdaut wieder ausgeschieden und sah dann aus wie vorher die Suppe – weisslich und in flüssiger Form. Eine weitere üble Folge war das Auftreten von grossen Furunkeln bei vielen Kameraden, die wegen des Fehlens von Medikamenten und des Mangels an Verbandmaterial nur unzureichend behandelt werden konnten.

Die einzige Möglichkeit, etwas Essbares zu ergattern, ergab sich manchmal auf den Arbeitskommandos. Das konnte aber nur jeder für sich allein tun, und er musste dabei schnell sein, bevor ein anderer das Objekt erspähte. Eine Gelegenheit ergab sich, wenn wir zufällig am Strand arbeiteten oder auf dem Weg zur Arbeitsstelle in Kolonne dort entlang gingen. Bei ablaufendem Was-

ser lag immer am Scheitelpunkt der Flut ein Streifen Seetang vermischt mit anderen angespülten Gegenständen.

Wenn nun im zehn Kilometer entfernten Douarnenez Markttag gewesen war und der Wind günstig stand, wurden die dort ins Wasser gefegten Abfälle ein bis zwei Tage später an unseren Strand gespült. Da fand man dann im Seetang ganze Mohrrüben und vor allem grosse Zwiebeln, deren Inneres noch geniessbar war. Eine zweite, viel seltenere Möglichkeit ergab sich, wenn wir bei Ebbe in absehbarer Nähe zur Steilküste von Lestrevet arbeiteten. Gelegentlich konnte man dort in der Mittagspause Meerestiere fangen.

In den zurückgebliebenen Tümpeln zwischen den Klippen gab es manchmal Sardinen, denen wir die Köpfe abbissen und die wir gleich roh assen. Oder Seeigel, die man nach Entfernen des kalkigen Mundes an der Unterseite (auch Laterne des Aristoteles genannt) ausschlürfen konnte. Am besten waren aber die Kegelschnecken, heute noch wichtiger Bestandteil der «Meeresfrüchte» in den Fischrestaurants der bretonischen Küste. Diese Schnecken haben ein hohes, raues, kegelförmiges Haus aus Kalk ohne Windungen und sitzen bei Ebbe auf den Felsen. Beim Absammeln muss man sehr schnell mit einer Messerklinge unter den Rand des Gehäuses fahren und sie sofort abhebeln. Schafft man das nicht, saugen sie sich fest, und man kann sie nur durch Zerschlagen des Gehäuses entfernen. Wegen der vielen Kalksplitter sind sie dann nicht mehr geniessbar.

Von diesen Schnecken schaffte man durch fleissiges Absammeln pro Tag zwei bis drei Hände voll. Abends im Kommando konnte man sie in einer Büchse oder im Kochgeschirr in der Bratröhre des Küchenherdes durch den Koch dünsten lassen. Nach zehn bis 20 Minuten waren sie gar und hatten sich vom Schneckenhaus gelöst, und nach einem speziellen Messerschnitt am Kopf, mit dem man diesen und die Eingeweide herausreissen konnte, waren sie essbar. Sie schmeckten ähnlich wie Weinbergsschnecken und machten satt.

Ich hatte eines Tages Glück und konnte auf den Klippen nach einer ziemlichen Hetzjagd eine flügellahme Möwe fangen. Erfahrene Küstenbewohner unter den Kameraden rieten mir, die Haut

abzuziehen, weil diese nach Tran schmeckte. So geschah es, ich ersparte mir das Rupfen und bekam eine kräftige Suppe. Viel Fleisch hatte das Tier nicht.

Die dritte Möglichkeit, an Essbares zu kommen, war der Diebstahl. Moralische Bedenken in dieser Hinsicht hatte keiner von uns. Kurz gesagt, sie existierten einfach nicht, weil wir Hunger hatten. Leider gab es im Frühjahr, zumindest auf den Feldern, noch nichts, was geerntet werden konnte.

Zur Verpflegung gehörte auch das Salz. In unserem Kommando Ploéven/Plomodern waren die von der Démunage gelieferten geringen Mengen oft ein Problem. In Lestrevet bekamen wir auch nicht mehr, aber wir hatten das Meer direkt vor der Nase. Wir füllten den Kochkessel mit Meerwasser und unser Koch kochte das so lange ein, bis er eine dickflüssige Sole zum Würzen erhielt – sozusagen Bio-Salz.

Ende Juni 1946 erschien auf unserem Kommando ganz unerwartet eine Kommission höherer Offiziere, einer davon offensichtlich ein Truppenarzt, der unseren Ernährungszustand untersuchte. Zwei Wochen später geschah ein Wunder: Innerhalb von drei Tagen kamen drei kleine Lkws, von denen einer mit Kartoffeln, einer mit Gemüse wie Blumenkohl, Tomaten oder Mohrrüben und einer mit frischen Fischen beladen war – alles für uns!

Nur wenige Kilometer von unserem Kommando entfernt lag der grösste französische Fischereihafen Douarnenez, den wir am gegenüberliegenden Ufer der Meeresbucht mit blossen Auge sehen konnten. Trotzdem hatten wir bis zu diesem Zeitpunkt nicht einmal einen Fischschwanz bekommen. In der Folge war die Ernährung auf diesem Kommando etwas besser. Den Grund für diesen Wandel erfuhr ich vier Monate später im Lager Brest: Im Frühjahr 1946 war eine kleine Gruppe von Kriegsgefangenen nach Irland geflohen. Die näheren Einzelheiten habe ich bereits weiter vorne beschrieben.

Wirklich nette Franzosen

Als wir an einem Maiabend vom Arbeitseinsatz zur Unterkunft zurückkamen, wartete schon unser Postenchef Al Maniv auf uns. Mit der rechten Faust schlug er unseren kleinsten Kameraden zusammen, der zufällig in der ersten Reihe stand. In der linken

Hand hielt er einen geladenen und entscherten Karabiner, den er – kaum dass der Misshandelte am Boden lag – halb hochriss und abfeuerte. Die Kugel ging haarscharf zwischen unseren Köpfen durch. Dann hielt er eine mit wüsten Drohungen gespickte Ansprache, wobei wir erfuhren, dass von einem benachbarten Déminage-Kommando vier Kriegsgefangene geflüchtet waren. Nach meiner Erinnerung handelte es sich um das vier Kilometer entfernte Kervigen.

Schliesslich verschwand er mit einigen unserer Wachtposten, kehrte aber gegen Morgen mit einem uns unbekanntem Kriegsgefangenen zurück, der zunächst im Postenzimmer festgehalten wurde. Im späteren Verlauf des Tages konnte ich mit diesem Kameraden sprechen, der völlig verstört war, an allen Gliedern zitterte und offenbar misshandelt worden war. Ich erfuhr von ihm, dass er der Dolmetscher des besagten Déminage-Kommandos war. Ihm wurde vorgeworfen, er hätte die Flucht mit geplant und gedeckt. Tatsächlich hatte er aber erst nachher davon erfahren.

Er wurde deshalb zunächst geschlagen und musste dann mit den Wachtposten in der Nacht auf freies Feld gehen, im Schein einer Laterne ein Grab ausheben und davor niederknien. Man hielt ihm die Mündung eines entscherten Karabiners ins Genick und forderte ihn nochmals auf, den Fluchtweg der Kameraden anzugeben. Diese Prozedur wurde mehrmals wiederholt. Dann brachte man ihn zu unserem Kommando. Bei diesem Kriegsgefangenen handelte es sich um den Unteroffizier Gevelsberg. Er wurde kurz danach weggebracht, sein späteres Schicksal ist mir nicht bekannt.

Nach diesem Vorfall erschien Al Maniv nicht mehr auf unserem Kommando. Bald danach bemerkten wir, dass Spitzmaus nicht mehr als Bewacher mit den Arbeitskommandos ausrückte, sondern den ganzen Tag im Haus zurückblieb. Er gab auch den anderen Wachtposten Anweisungen. Also war er zum Postenchef aufgestiegen. Seine früheren Handgreiflichkeiten gegen uns bei der Arbeit wandelte er nun um in zahlreiche Schikanen, zum Beispiel häufiges Filzen oder Essenentzug bei schlechter Arbeitsleistung oder angeblicher Disziplinlosigkeit. Unseren Stabsober-

bootsmannsmaat-Kommandoführer berührte das nicht. Er protestierte nicht einmal.

Etwa um Pfingsten herum suchten wir oberhalb des Strandes von Pentrez nach Minen auf einem verdächtigen Platz, an den hinter einem Bach ein Kartoffelfeld grenzte. Ich hatte schon am Morgen eine angehäufelte Kartoffelpflanzreihe seitlich angebohrt und festgestellt, dass die Kartoffeln pflaumengross, also essbar waren. In der Mittagszeit, als alle einschliesslich des Wachtpostens schliefen oder dösten, schlich ich mich mit einem Säckchen – so etwas hatte ein Kriegsgefangener für alle Fälle immer dabei – zum Kartoffelfeld und sammelte diese ein, ohne die oberen Pflanzenteile zu beschädigen.

Ich hatte gerade das Säckchen voll, als ich sah, dass einer der lieben Marinekameraden zum Wachtposten ging und ihm etwas sagte. Ich versenkte sofort die Kartoffeln in den – leider – sehr klaren Bach. Dann kam der Posten im Sturmschritt auf mich zu, fand aber zunächst nichts. Zufällig fiel sein Blick auf den Bach, in dem sich langsam eine mehrere Meter lange Dreckwolke entwickelte. Schnell hatte er mein Kartoffelsäckchen ausgemacht und mit dem Gewehrlauf aus dem Wasser gehoben. Ich war entdeckt, durfte aber die Kartoffeln behalten. Sonst geschah mir zunächst nichts. Der Wachtposten ging zu seinem früheren Platz zurück und gab dem vorgenannten Kameraden den Rest der Zigarette, die er sich inzwischen angesteckt hatte.

Als wir abends in unserer Unterkunft ankamen, sagte natürlich der Wachtposten der Spitzmaus Bescheid. Nun war der Teufel los. «Quatre jours prison (vier Tage Arrest)!\», schrie er mich an. Mir machte das nichts aus, denn ich hatte ja meine Kartoffeln, und so lächelte ich ihn freundlich an. Auf der westlichen Giebelseite unseres Hauses war ein grosser Hofraum mit einem Stacheldrahtzaun abgegrenzt, in dem sich ein Holzschuppen mit unseren Kartoffelvorräten und Arbeitsgeräten befand. Hier wurde ich vier Nächte eingesperrt, musste dann aber morgens mit zur Arbeit ausrücken.

Die Verpflegung wurde nicht verringert. Ich bekam also meine Brotration und abends die warme Suppe. Ich liess dem Koch ausrichten, dass er mir diese so heiss wie möglich bringen sollte. Das geschah dann auch, und so konnte ich mir mit einer auf einer klei-

nen Kartoffelreibe geriebenen rohen Kartoffel eine dicke Suppe zaubern, in der der Löffel stand. Eine solche Reibe hatte fast jeder. Sie bestand beispielsweise aus dem Deckel einer Sardinenbüchse, der von einer Seite in regelmässigen Abständen mit einem Nagel perforiert war.

Wie Kameradschaft in anderen Kommandos aussah, davon hörten wir gerade in diesen Tagen. Ich weiss nicht mehr, auf welchem Wege es geschah, auf jeden Fall erfuhren wir folgende Geschichte über ein zwanzigköpfiges Strassenbaukommando von Waffen-SS-Angehörigen in unserer Nähe: Auch diese Kriegsgefangenen bekamen wie wir in der Mitte jeden Monats ihre Tabakration. Als sie einmal nicht geliefert wurde, ging der deutsche Kommandoführer zu den Franzosen und mahnte den Tabak an. Er wurde zwei bis drei Mal mit der typisch französischen Redewendung «peut-être demain» (vielleicht morgen) vertröstet, die eigentlich nichts bedeutete.

Daraufhin sagte der Kommandoführer den Franzosen, dass seine Leute am nächsten Tag nicht arbeiten würden, wenn der Tabak nicht da sei. Der Tabak kam nicht, und so stellten sich die Kriegsgefangenen mit ihren Arbeitsgeräten vor ihrer Unterkunft auf und rührten sich nicht vom Fleck. Auf die Drohung, dass es keine Verpflegung geben würde, wenn sie nicht die Arbeit aufnähmen, lautete ihre Antwort: «Dann essen wir nichts.» Die morgendliche Brotration wurde nicht ausgegeben, die Gefangenen blieben weiterhin stehen. Jetzt wurden die Franzosen langsam nervös, und es kreuzten mehrere bewaffnete Zivilisten zusätzlich auf. Dann wurde den Deutschen gesagt, wenn sie jetzt nicht zur Arbeit gingen, würden sie erschossen. Sie legten die Arbeitsgeräte auf den Boden, öffneten Jacken sowie Hemden auf der Brust und sagten: «Dann schiesst doch!» Noch am Nachmittag traf der Tabak ein, und sie gingen wieder zur Arbeit. Auf dem Kommando Lestrevet wäre so etwas undenkbar gewesen.

Kurze Zeit nach meiner Kartoffelaktion kamen wir eines Abends nach der Arbeit in unsere Unterkunft zurück und fanden eine totale Unordnung vor. Unsere Habseligkeiten lagen überall verstreut herum. Spitzmaus hatte tagsüber gefilzt, und unser Kommandoführer hatte wie immer gekuschelt, obwohl er im Haus

war, weil er nicht zu arbeiten brauchte. Mir fehlten die auf der Strasse gefundenen 40 Franc.

Kurz danach kam der Wachtposten Jean und holte mich ins Postenzimmer. Dort sass hinter einem Tisch Spitzmaus. Jean setzte sich zu ihm, ich schloss die Tür hinter mir und blieb stehen. Spitzmaus fragte mich, woher ich das Geld hätte. Ich antwortete wahrheitsgemäss, dass ich es gefunden hätte. Er glaubte es nicht und fragte mehrmals, wer es mir gegeben oder ob ich es gestohlen hätte. Ich blieb bei meiner ersten Antwort. Jetzt stand er plötzlich auf, und ich dachte dabei an den Unteroffizier Gevelsberg sowie daran, dass es für mich ernst werden könnte.

Mit zwei schnellen Schritten ging ich an die rechte Seite des Zimmers, wo sich an der Wand ein Gewehrständer mit den Karabinern der Posten befand. Ich schnappte mir einen dieser deutschen Karabiner 98k und sah, dass sich ein Patronenstreifen im Magazin befand. Ich lud durch und legte den Sicherungshebel um. Spitzmaus wurde blass, setzte sich wieder hin und sagte kein Wort mehr. Ich spielte noch ein bisschen am Schloss herum und verstellte das Visier. Dann sagte ich zu ihm: «Ein schönes deutsches Gewehr. Das Geld, das du mir gestohlen hast, schenke ich dir. Im Übrigen werde ich über diese Geschichte mit dem Karabiner keinem Kameraden etwas erzählen.» Daran habe ich mich bis heute gehalten. Dann stellte ich den Karabiner wieder in den Gewehrständer und verliess den Raum. Spitzmaus hat danach, zumindest solange ich noch in Lestrevet war, keine Filzung mehr vorgenommen.

Essen wie Gott in Frankreich

Im Juli suchte ich mit meinem Kameraden Heinrich auf einer kleinen Anhöhe nach Minen. In der Mittagspause sassen wir an einem Abhang, der zu einem Talgrund abfiel, in dem sich etwa 200 Meter entfernt ein Bauernhof befand. Aus seinem Schornstein kräuselte sich fast senkrecht blauer Rauch in die Luft. Plötzlich sagte Heinrich: «Ich möchte gern wissen, was die da unten heute Gutes zu essen haben.» Ich hatte ebenso plötzlich eine Idee, und antwortete ihm: «Das wirst du vielleicht bald wissen.» Dann erläuterte ich dem Verdutzten meinen Plan.

Sobald die Bauersleute ihre Mahlzeit vermutlich beendet haben würden, wollte ich mit meinem leeren Kochgeschirr hinuntergehen und fragen, ob sie etwas übrig hätten. Nach einer Weile machte ich mich auf den Weg, immer schön in Deckung hinter den Wallhecken, damit der Wachtposten mich nicht sehen konnte. Ich hatte den richtigen Zeitpunkt erwischt. Hinter einem offenen Fenster sassen alle um den Tisch herum, einige rauchten noch eine Zigarette.

Ich sagte höflich «Bonjour» und fragte mit ein paar französischen Brocken nach Essen. Einer fragte mich nach einem Gefäss, und so reichte ich ihm mein Kochgeschirr durchs Fenster. Sie waren kaum erstaunt, blickten mich alle freundlich an und wünschten mir guten Appetit. Das Kochgeschirr wurde zu einem Drittel mit Salzkartoffeln und zu zwei Dritteln mit Schweinebraten in einer dicken braunen Sosse gefüllt. Ich bedankte mich artig und entschwand. Heinrich sagte gar nichts mehr, sondern ass.

In den folgenden Wochen verlagerte sich unser Arbeitsgebiet nur wenig, und so hatte ich vier Wochen lang jeden Mittag für uns zwei eine herrliche Mahlzeit. Nur einmal lief es etwas anders. Ich traf die Bäuerin in der Wohnküche, wie sie, mit den Füßen eine grosse gusseiserne Schale festhaltend, darin einen hellgrauen kuchenartigen Teig umrührte. Wie ich später erfuhr, war dies ein bretonisches Nationalgericht der Bauern aus Buchweizenmehl. Hiervon konnte ich natürlich nichts bekommen, weil es noch nicht fertig war. Die Frau hörte auf zu rühren und gab mir eine grosse Bauernbrotstulle mit viel Butter als Ersatz.

Nach etwa vier Wochen wurde dieser Verpflegungshahn plötzlich zugedreht. Wir kamen eines Abends von der Arbeit zurück, als Spitzmaus mit grossen Schritten wie ein Tiger im Käfig im Hofraum herum lief. Wir mussten stehenbleiben, und dann fragte er, wer von uns sich jeden Mittag von einem Bauernhof Essen geholt hätte. Der Bauer hätte nämlich den Démineur gefragt, ob ihm die tägliche Mahlzeit geschmeckt hätte. Das war entweder eine Lüge, oder der Bauer hatte den Démineur auf eine feine Art auf unsere schlechte Verpflegung hinweisen wollen.

Ich hatte nichts zu verbergen, und so meldete ich mich sofort,

denn sich Essen schenken zu lassen war ja nicht verboten. Spitzmaus tobte, die Kameraden aber feixten und fragten Heinrich nach den Einzelheiten aus. Spitzmaus «bestrafte» (wofür?) mich sofort. Ich musste mich in einem Nebenraum der Küche auf die scharfe Kante eines Holzscheits knien, wobei ich, die Hände auf dem Rücken, mit geradem Oberkörper verharren musste. Er kündigte mir an, dass er das die nächsten Nächte (also ohne Schlaf für mich) fortsetzen würde. Ich war entschlossen, das nicht mitzumachen, wollte aber erst mal abwarten. Meine erste spontane Überlegung war, ihm, wenn er mit mir allein in diesem Raum war, an die Kehle zu gehen und ihm das Holzscheid auf die Rübe zu hauen. Das verwarf ich aber sofort, lächelte ihn überlegen an und schützelte nur meinen Kopf.

Nach einer halben Stunde erschien Spitzmaus wieder und sagte mir, ich solle meine Suppe aus der Küche holen, diese oben in unserem Wohnraum essen und dann wieder herunterkommen. Ich ass meine Suppe in aller Ruhe, während unser Schneider Jupp an die Innenseite meiner Hosenbeine auf Kniehöhe dicke Stoffpolster annähte. So gerüstet, setzte ich meine Kniehaltung fort. Spitzmaus sah ab und zu zu mir hin, ob ich auch richtig dahockte. Das machte mir nun nichts mehr aus.

Kurz nach 21 Uhr verliess Spitzmaus das Kommando, um wie jeden Abend nach Haus zu fahren. Kaum war er weg, erschien der Wachtposten Jean, der Nachtwache hatte, und sagte mir, ich solle schlafen gehen. Er würde mich rechtzeitig, das heisst vor dem Eintreffen von Spitzmaus, in der Frühe wecken, damit ich wieder an meinem Platz zurückkehren könne. So geschah es. Jean weckte mich und ich ging mit ihm nach unten. Dabei überlegte ich mir, was ihn wohl bewogen haben könnte, so zu handeln, gegen eine ausdrückliche Weisung seines Vorgesetzten. Störte ihn das gegen mich verübte Unrecht, war es einfach Menschlichkeit oder kam auch noch eine gewisse Hochachtung vor mir wegen der nicht lange zurückliegenden Karabinergeschichte im Postenzimmer hinzu? Unten fasste ich ihn an der Schulter, sah ihm in die Augen, drückte ihm die Hand und sagte nur: «Danke.» Er nickte ein wenig und ging. Als wir abends von der Arbeit zurückkamen, hatte Spitz-

maus offenbar das Interesse an der Schikane verloren, es geschah nichts mehr.

Flucht zu Fuss durch Finistère

Kurz danach, an einem frühen Augustabend, hörten wir plötzlich laute verzweifelte Hilfeschreie, die vom unterhalb unseres Hauses liegenden Strand kamen. Vor der Steilküste, die im Süden die Bucht von Lestrevet begrenzte, trieb jemand im Wasser. Wir sahen auch einige Leute, die vor dem Ufer hin und her rannten, aber nichts unternahmen. Es war klar, der Mensch kämpfte um sein Leben. Ich war ausgebildeter Rettungsschwimmer, hatte den Grundschein und sogar den Lehrschein dafür von der DLRG (Deutsche Lebensrettungsgesellschaft). Sofort fragte ich, ob noch jemand Rettungsschwimmer sei. Es meldete sich einer von den jüngeren Kameraden.

Wir beide gingen zu Spitzmaus, der inzwischen ebenfalls vor unserem Haus erschienen war, sagten ihm, dass wir Rettungsschwimmer seien und den Franzosen aus dem Wasser holen wollten. Er lehnte das kategorisch ab und blieb auch dabei, als ich ihm klarmachte, dass von den Leuten am Strand offenbar keiner wusste, wie man helfen konnte. Neben seiner Neigung, Leute zu schikanieren, war er eben nichts weiter als ein bornierter Idiot. Wir gingen dann ins Haus zurück und hörten über eine Stunde lang noch die Schreie, die immer heiserer wurden, bis sie erstarben. Später erfuhren wir, dass man den armen Teufel doch noch an Land bringen konnte. Aber da war er schon tot.

Ende September erlebte ich eine besondere menschliche Anteilnahme. Wir marschierten des Morgens über den langen Strand nach Rentrez und gingen am Ortsrand von St. Nic auf einem Feldweg an einem Grundstück entlang, von dem lange Apfelbaumäste voll mit reifen Früchten über den Weg hingen. Das war eine günstige Gelegenheit, und so schnappte sich fast jeder von uns einen Apfel, um ihn sofort zu essen. Da sah ich hinter dem Zaun ein wunderhübsches Mädchen stehen, etwa 19 Jahre alt, mittelblond und mit einem Madonnengesicht. Sie starrte uns an, und in ihren grossen grauen Augen standen Tränen.

Als wir abends nach getaner Arbeit wieder an diesem Grundstück vorbeikamen, stand sie auf dem Weg und hielt uns einen grossen Korb mit Äpfeln entgegen. Mit einer Hand teilte sie zusätzlich Äpfel an uns aus. Als ich bei ihr ankam, hielt ich einen Augenblick inne und sah sie lächelnd an. Sie lächelte leicht errötend zurück und gab mir einen Apfel. Ich sagte «merci», dann musste ich weitergehen.

In diesen Wochen hatten wir durch die bessere Verpflegung allmählich wieder mehr Körperkräfte gewonnen, und so begann ich, konkrete Fluchtpläne zu schmieden. Eine Flucht besteht aus zwei Teilen. Der erste Teil, das Entkommen aus dem Überwachungsbereich des Kommandos, war vergleichsweise einfach. Durch Täuschung der Wachtposten und ähnliche Tricks konnte ein zeitlicher Vorsprung von zwölf Stunden herausgeholt werden. Der zweite Teil war weitaus schwieriger und strapaziöser. Er bestand aus dem Weiterkommen mit dem Ziel, notfalls über viele Wochen hinweg die deutsche Grenze zu erreichen.

Erschwert wurde dies dadurch, dass ich nie in Frankreich gewesen war, keine Landkarten, kein französisches Geld, nur die zerlumpfte Kriegsgefangenenkleidung anhatte und kaum ein Wort Französisch sprach. Verpflegung konnte nur in beschränkter Menge mitgenommen werden und musste danach durch Diebstähle auf den Feldern gesichert werden. Daraus folgte, dass wir nur nachts marschieren konnten und tagsüber im Gebüsch schlafen mussten.

Landstrassen waren wegen der Bevölkerungsdichte und Ortsdurchquerungen zu gefährlich, also blieb nur der Weg über das Schienennetz der Eisenbahn. Hier konnte man mit etwas Glück sogar einen Güterzug erwischen, der in die richtige Richtung fuhr. Die grösseren Orte auf diesem Weg waren mir aufgrund meiner Erdkundekenntnisse bekannt.

Wie ich nach der ersten missglückten Flucht feststellen musste, waren diese Überlegungen leider noch viel zu optimistisch. Es fehlte die Berücksichtigung des Zeitfaktors. Diese Fluchtart erstreckte sich über viele Wochen und erhöhte damit das Risiko, erwischt zu werden, um ein Vielfaches. Also musste ein Fluchtweg gewählt werden, der nur wenige Tage dauerte, mithin nur mit einem schnellen Verkehrsmittel möglich war: Flugzeug,



Flucht am 26.10.1946 aus Lestrevet.

☒ 1 Dépôt (Lager) 112 Quimper-Lanniron

☒ 2 Dépôt 113 Brest

○ 1 Déminage – Kdo. Ploéven – Plomodiern

○ 2 Déminage – Kdo. Lestrevet

----- Fluchtweg zu Fuß

X Ende der Flucht

○ 3 Bauern – Kdo. Elliant

Auto, Eisenbahn. Das ideale Verkehrsmittel wäre für mich ein Flugzeug gewesen. Da hätte die Flucht nur ein paar Stunden gedauert, ohne jedes Risiko, unterwegs angehalten zu werden.

Doch diese Möglichkeit schied aus. Sie war geradezu utopisch, denn Voraussetzung wäre gewesen, dass ich als Kriegsgefangener irgendwo in der Nähe eines Flugplatzes zur Arbeit eingesetzt wurde. Das Auto war am zweitbesten. Das brauchte man nur zu stehlen und fuhr dann – weitgehend abgeschirmt – durch die Gegend. Die Eisenbahn schliesslich war nur möglich mit französischen Sprachkenntnissen, denn man musste eine Fahrkarte lösen und sass danach dauernd mit Franzosen im Zugabteil.

Zunächst plante ich nach praktischen Gesichtspunkten für die Flucht zu Fuss. Im Juli arbeiteten wir am Rande eines Weizenfelds, dessen Körner schon reif waren. Ich schnitt die Ähren ab, tat die Körner in meinen Kochgeschirrdeckel und hielt diesen über ein kleines Feuerchen. Nach ein paar Minuten platzten sie auf. Sie waren dann konserviert und gut verdaulich. Es war eigentlich eine Art Popcornfabrikation. Die Körner wogen nicht viel und waren leicht zu transportieren. Bald hatte ich ein kleines Säckchen zusammen, von dem ich notfalls eine ganze Woche leben konnte.

Besonders schwierig war es, auf diesem Kommando geeignete Fluchtbegleiter zu finden. Selbst wenn man einen vertrauenswürdigen Kameraden fand, durften die anderen nichts davon merken. Es gab zu viele, die uns sofort bei den Franzosen verpfeifen hätten. Schliesslich fand ich zwei fluchtbereite Kameraden: Jupp, unseren Schneider, etwa zwölf Jahre älter als ich, und einen rund zwei Jahre älteren Ostpreussen, der von einem Bauernhof stammte und zufällig denselben Vornamen hatte. Das alles hatte sich bis Ende September hingezogen. Wir trafen uns öfter und besprachen unter gewissen Vorsichtsmassnahmen die Einzelheiten der Flucht.

An einem Samstagabend Ende Oktober war es so weit. Wir drei hatten unsere Betten in dem nicht ausgebauten Mansardenraum unter dem Dach. Zunächst bauten wir auf unseren Betten mit allen möglichen Gegenständen lebensechte Schlafpuppen, die wir mit einer Decke zudeckten, denn wir wussten, dass der Wachtpos-

ten ein bis zwei Mal pro Nacht die Zimmer mit einer Laterne kontrollierte, ob noch alle Gefangenen dort schliefen. Wie wir später erfuhren, klappte das auch ausgezeichnet, denn unser Fehlen wurde nicht bemerkt.

Die Kameraden, die mit uns die Mansarde bewohnten, gehörten nicht zu den Alten von der Marine, denen man nicht trauen durfte. Gegen 23 Uhr, als alles fest schlief – auch der Wachtposten im Postenzimmer –, gingen wir mit unserem Gepäck leise nach unten. Plötzlich stand uns im ersten Stock unser lieber deutscher Kommandoführer gegenüber. Er wollte gerade sein Maul aufreissen, da packte ihn Jupp, der Ostpreusse – er war sehr kräftig und hatte Hände wie Kohlschaufeln – an der Brust und sagte leise zu ihm: «Halt die Klappe. Du hast nichts gesehen und legst dich jetzt in deine Koje. Wenn nicht, siehst du morgen die Sonne nicht mehr aufgehen.» Der Stabsoberbootsmannsmaat drehte sich um und verschwand leise in seinem Zimmer. Wir schlichen am Postenzimmer vorbei durch die nie verschlossene Haustür nach draussen. Mit einem Nachschlüssel öffneten wir die Gittertür im Stacheldrahtzaun und tauchten im Dunkel der sternklaren Nacht unter.

Unser Ziel war, zunächst die von Süd nach Nord verlaufende Nebenbahnlinie Quimper-Châteaulin-Landerneau zu erreichen. Der Eisenbahnknotenpunkt Landerneau lag an der Hauptstrecke Brest-Rennes, wo wir hofften, nach Osten weiterzukommen, eventuell mit einem Güterzug. Das waren die einzigen Ortskenntnisse, die wir hatten. Eine Landkarte besaßen wir natürlich nicht, so dass eine genaue Orientierung nicht möglich war.

Die bretonische Landschaft hat fast Mittelgebirgscharakter mit tiefen Senken und Bergen wie dem 330 Meter hohen Ménez-Hom, dessen langen kahlen Rücken wir nördlich von unserem Kommando aus liegen sahen. Wir gingen mit Orientierungshilfe des Polarsterns einfach auf den Strassen weiter, die etwa in nordöstliche Richtung führten, um irgendwann auf die Bahnlinie zu treffen. Nach etwa fünf Stunden Fussmarsch gelangten wir an ein sehr breites Wasser, an das wir nicht einmal herankamen, weil sich zwischen dem bewachsenen Ufer und der Wasserfläche ein

100 Meter breiter Schlickstreifen erstreckte. Ich vermutete sofort, dass es sich um einen weit ins Land reichenden Meeresarm bei Ebbe handelte, den wir nicht überqueren konnten.

Viel später, als ich eine Landkarte in die Hände bekam, stellte ich fest, dass es sich um die circa 30 Kilometer ins Land reichende Aulne handelte, die in den Naturhafen von Brest mündet. Es blieb uns nichts anderes übrig, als uns in Sichtweite des Gewässers weiter nach Osten zu tasten, denn irgendwo musste ja die Eisenbahn darüber hinwegführen. Bald danach wurde es auch im Osten hell, und wir mussten uns ein Versteck suchen, das wir schnell hinter einer Wallhecke fanden. Offenbar hatten wir doch noch zu wenig Kraftreserven, denn wir waren hundemüde und schiefen sofort ein.

Als wir wieder aufwachten, war es heller Tag. Wie vorher abgesprochen, trat jetzt unser Schneider in Aktion, der vor dem Krieg als erster Zuschneider in einem der renommiertesten Massschneidergeschäfte Hannovers gearbeitet hatte. Unser Ostpreusse hatte nämlich nur eine total verschlissene Hose an, die nicht mehr zu reparieren war. Er hatte sich deshalb eine Wollecke organisiert, aus welcher der Schneider ihm eine Hose machen sollte. Im Kommando wäre das nicht möglich gewesen, denn dort war das Zerschneiden von Decken streng verboten. Was jetzt geschah, grenzte für mich an Zauberei.

Jupp packte seine Werkstatt aus: gerolltes Zentimetermass, Schere, ein Stück Schneiderkreide, Nadeln und Zwirn. Er nahm kurz die Masse, schrieb sie aber nicht einmal auf. Dann legten wir die Decke auf der Grasnarbe aus, und unser Schneider zeichnete mit der Kreide die einzelnen Hosenteile freihändig darauf. Schnipp, schnapp, waren diese schnell ausgeschnitten, und dann ging es ans Zusammennähen, was die meiste Zeit beanspruchte. Wir arbeiteten mit drei Nadeln. Mit der ersten nähte der Schneider, die anderen beiden versahen wir Hilfsarbeiter derweil mit Zwirn und Knoten in der erforderlichen Länge. Als die Sonne ihren Mittagsstand erreichte, war die Hose fertig – eine Masshose vom bretonischen Acker, die wie angegossen sass.

Am späten Abend, als nicht mehr so viele Leute unterwegs waren, setzten wir unsere Flucht fort und sahen nach wenigen Stun-

den Fussmarsch endlich den Bahndamm vor uns auftauchen. Kurz danach überquerten wir auf einer Eisenbahnbrücke das Flusstal. Leider hatte inzwischen Regen eingesetzt, der sich in den nächsten Tagen zu einem für diese Küstenregion eigentlich ungewöhnlichen Dauerregen entwickelte. Ansonsten war das Gehen auf dem Trampelpfad neben den Gleisen ganz angenehm.

In dieser Nacht kam uns plötzlich eine schwankende Laterne entgegen, die zu einem Streckengeher der Eisenbahn gehörte. Bei der Begegnung murmelten wir ein «Bonjour», das auch erwidert wurde. Als wir uns umdrehten, sahen wir, dass die Laterne sehr heftig schwankte und viel schneller verschwand, als sie uns entgegengekommen war. Am nächsten Morgen hatten wir Glück, weil wir hinter einer Wallhecke einen halbwegs regendichten Ver-schlag fanden, in dem wir den Tag verbrachten. Dann ging es wieder hinaus in den Regen auf die Eisenbahn nach Norden. Das Schlimme war, dass wir keine Regenschutzkleidung hatten.

Bei Tagesanbruch hatten wir uns gerade unter einem Baum zur Ruhe gesetzt, als plötzlich mehrere mit Mistgabeln bewaffnete Franzosen auftauchten. Einer hatte wohl im hohen Gras unsere Fussspuren entdeckt, was wir vorher in der Dämmerung nicht sehen konnten. Damit war die Flucht zu Ende. Wir waren fast froh darüber, denn der immer noch andauernde Regen hatte uns zermürbt. Die Franzosen brachten uns zur Gendarmerie Nationale in Châteaulin, wo uns die Polizisten – wie auch bei allen späteren Fluchtversuchen – durchaus korrekt behandelten und uns Essen und Trinken gaben, zum Teil sogar Zigaretten und Rotwein. Lediglich beim Transport am Nachmittag in das Lager Brest (Dépôt 113) legten sie uns Handschellen an, was wohl nicht den Bestimmungen der Genfer Konvention entsprach, entschuldigten sich aber ausdrücklich, dass es Polizeivorschrift sei.

Wir kamen deshalb nach Brest, weil das Lager Quimper-Lanniron im Frühjahr aufgelöst worden war. Im Lager Brest wurden wir sofort vernommen, hatten aber insofern Glück, weil wir angaben, wir hätten nur wegen schlechter Behandlung und Verpflegung des Kommando Lestrevet verlassen, um in das Lager Brest zu gelangen. Da unsere – zunächst vorgesehene – Fluchtrichtung

damit übereinstimmte, entgingen wir der sonst obligatorischen Sonderbehandlung, das heisst Glatze schneiden und brutales Zusammenschlagen.

Wir erhielten nur 21 Tage Arrest, die wir in einem 10 Meter tiefen Betonbunker der Festung absitzen mussten. Dort befanden sich etwa 20 weitere Kriegsgefangene, die ebenfalls nach der Flucht gefasst worden waren. Sie hatten gerade ihre Abendsuppe empfangen und waren beim Essen, als wir unten ankamen. Da geschah etwas, was ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen habe: Einer von ihnen – ein Kamerad von der Waffen-SS, wie ich an den Farbringen um Hosenbeine und Ärmel erkennen konnte – sagte zu mir: «Komm, setz dich erst mal hin und iss etwas.» Dann gab er mir sein noch halb gefülltes Kochgeschirr und seinen Löffel. Ich hatte so etwas in der ganzen vorherigen Gefangenschaft noch nicht erlebt. Ich war überwältigt, und mir schnürte es so den Hals zu, dass ich zuerst keinen Bissen herunterbringen konnte.

In den nächsten Tagen, wir hatten ja genug Zeit, tauschten wir unsere Fluchterfahrungen aus und erhielten so Informationen, die nicht mit Geld zu bezahlen waren. Natürlich erzählte auch jeder seine persönliche Geschichte. Der Kamerad, der mir die Suppe gegeben hatte, war zum Beispiel auf eine ganz einfache, aber äusserst freche Art aus dem Lager Brest entwichen: Er hatte sich im Lager eine Schubkarre mit einer Schaufel beschafft und war eines Morgens unmittelbar hinter einem ausrückenden Arbeitskommando an der Wache vorbei herausmarschiert.

Ausserhalb der Sichtweite des Lagers bog er einfach in eine Seitenstrasse ab, stellte die Schubkarre hin und war frei. Dann fand er irgendwo ein herumstehendes Fahrrad und fuhr damit weiter. Erwischt wurde er eigentlich wegen mangelnder Sprachkenntnisse. Er kam an eine über eine Meeresbucht führende Brücke, für deren Benutzung man eine Maut von 1 Franc zahlen musste. Als man ihn anhielt, kapierte er nicht, was man von ihm wollte, und schon hatten sie ihn.

Ein anderer Gefangener, etwa 15 Jahre älter als ich, hatte einen ganz ausgefallenen Fluchtweg gewählt. Er war im Zivilberuf Reichsbahnbeamter und kannte deshalb alle Besonderheiten des Eisenbahnbetriebs, die sich im Prinzip in Frankreich nicht von de-

nen in Deutschland unterschieden. Nachdem er aus dem eigentlichen Gewahrsam entwichen war, hatte er sich im Dunkeln auf einem Bahnhof auf der Achse des Waggons eines D-Zugs angeschnallt, der bald darauf abfuhr. Beim ersten Halt auf dem nächsten Bahnhof war er hervorgekrochen, um sich ein bisschen aufzuwärmen, denn der Fahrtwind hatte ihn ganz schön ausgekühlt. Dabei war er etwas unvorsichtig gewesen und hatte einen vorbeigehenden französischen Eisenbahner nicht bemerkt – damit war auch seine Flucht beendet. Ich traf diesen Mann zufällig etwa zwei Jahre später wieder als Stationsvorsteher des kleinen Bahnhofs Söllingen im Kreis Helmstedt. Trotz seiner roten Dienstmütze erkannte ich ihn sofort wieder und sprach mit ihm eine Weile über die vergangenen Zeiten.

Von der durch amerikanische Bombenangriffe schwer zerstörten Stadt Brest und deren Hafen bekam ich wegen der Arrestverbüßung im Tiefbunker nur wenig mit. Ich erinnere mich nur an das modernste französische Schlachtschiff «Jean Barth», das wir vom Lager aus unten im Hafen liegen sahen.

Arbeitseinsatz in der Landwirtschaft 1946 – 1947

Schon nach zwei Tagen Lageraufenthalt nämlich wurden wir drei Fluchtgenossen mit fünf anderen Kameraden in einer grossen mehrsitzigen schwarzen Limousine zum Arbeitseinsatz in der Landwirtschaft abgeholt. Fahrer des Autos war ein grosser starkknochiger Franzose, der Leiter des Kommandos Elliant. Er stellte sich vor als Jean-Louis und sprach sehr gut Deutsch, aber – ich traute meinen Ohren nicht – in unverfälschtem Wiener Dialekt. Jean-Louis Bourbigot hatte fünf Jahre in der Nähe Wiens als Kriegsgefangener in der Landwirtschaft gearbeitet. Während der Fahrt sagte er uns, dass wir für mehrere Bauernhöfe eine kleine Strasse bauen sollten. Er fuhr mit uns über Elliant nach Tréanna, fünf Kilometer nördlich davon, wo er einen grossen Landwirtschaftsbetrieb besass. Dort wurden wir auf mehrere Höfe verteilt.

Jupp, der Schneider, kam auf einen Bauernhof mit Nähmaschine bei Tréanna, wo er hinfort nur noch Anzüge und Damenbekleidung gleich für die ganze Umgebung herstellte. Der Ostpreusse landete auf einem anderen Hof südöstlich von Tréanna. Fünf kamen nach Penvern, nicht weit davon entfernt. Penvern bestand nur aus drei Bauernhöfen, die den Familien Le Rest, Gauguin und Lennon gehörten, sowie einem Wohnhaus, in dem eine alte Dame mit weissen Haaren und Dutt allein lebte. Die Einheimischen nannten sie etwas respektlos «Die weisse Taube».

In der ländlichen Struktur der Bretagne gab es zunächst die Gemeinde als grösseren Dorfmittelpunkt, von den Bauern mit «bourg» bezeichnet. Hier befanden sich Rathaus, Schule, Kirche, Sportplatz, eventuell Polizeiposten, Apotheke, Arzt und Zahnarzt. Zu dieser Gemeinde gehörten in einem etliche Kilometer umfassenden Umkreis alle Bauernhöfe. Diese lagen entweder allein oder in Gruppen dicht beieinander inmitten ihrer Felder. Jede dieser Gruppierungen hatte einen eigenen Namen. Es war eine Struktur, wie man sie ähnlich auch heute noch im bayerischen Voralpenland findet.



Die Kriegsgefangenen der Bauernhöfe von Penvern (Gemeinde Elliant). Alle tragen die berühmten Holzschuhe, die Sabots. Der Autor steht links am Bildrand.

Hier sollten wir nun arbeiten. Für uns war aber etwas anderes viel wichtiger: Wir nahmen unsere Mahlzeiten zusammen mit der Bauernfamilie an einem Tisch ein, und das hiess, mit dem Hunger war es endgültig vorbei. Unsere Flucht bedeutete also trotz ihres Misslingens eine erhebliche Verbesserung unserer Lebensbedingungen. Ich kam zur Familie Lennon, und zwar mit dem Nürnberger Hans und einem ziemlich arroganten Sauerländer. Der pritzte sofort damit, dass er aus einer sehr wohlhabenden Familie käme und welche Besitztümer sie hätte. Zur Arbeit zog er immer eine weisse Drillichhose an.

Gleich in den ersten Tagen war er einmal viel früher als Hans und ich aufgestanden und weggegangen. Etwas später tauchte er wieder auf, und ich sah, dass er plötzlich einen grünen Hosenboden hatte. Gemeinerweise sagte ich ihm das und fragte scheinheilig, woher das käme. Er antwortete – im Prinzip wahrheitsgemäss –, er

wäre im Kuhstall hingefallen. Was er dort zu suchen gehabt hatte, fragte ich ihn nicht mehr, wohl aber die ältere Tochter Annie, die dort jeden Morgen die Kühe molk. Sie lachte und machte mir durch Gesten klar, dass unser sauberer Sauerländer ihr zu nahe-treten wollte und sie ihn in einen Kuhfladen geschubst hätte. Fortan hatten Hans und ich ein Auge auf ihn. Er blieb aber nicht lange, nach zwei Wochen kam er schon zu einem anderen Bauern.

Zu dieser Zeit hatte sich bereits herausgestellt, dass das Stras-senbauprojekt geplatzt war. Vorerst blieben wir zwei aber bei Lennon und hatten eine ziemlich schwere Arbeit zu leisten. In der Bretagne lagen die Felder nicht frei nebeneinander wie in Deutschland, sondern waren – in der Regel nur ein bis drei Hektar gross – von Wallhecken umgeben. Diese «*talus*» genannt, waren im Laufe der Jahrhunderte dadurch entstanden, dass man die auf dem Acker gefundenen Steine zu Grenzwällen aufgeschichtet hatte. Später hatten sich darauf Büsche und Bäume angesiedelt. Die so entstandene Landschaft hatte grosse Vorteile für die Feldwirt-schaft, weil die in der Küstenregion auftretenden Stürme ge-bremsst wurden und der Ackerboden weniger auskühlte.

Nun waren die modernen Menschen auf die schlaue Idee ge-kommen, dass diese uralte Erfahrung überholt sei und grössere Felder sich leichter bewirtschaften lassen. Dabei übersahen sie völlig, dass keiner der Bauern einen Traktor besass. Alle arbeite-ten noch mit ihren Pferden, und da machte es keinen Unterschied, ob man ein oder drei Hektar beackerte. Nun, es war eine Mode-seuche. Jeder Bauer wollte einen Teil seiner Wallhecken einreis-sen, so auch Jacques Lennon. Also fingen wir an, Bäume zu fällen, Gebüsch herauszureissen und zu planieren – natürlich alles von Hand, denn Motorsägen waren damals unbekannt.

Da gab es Eichen von nur drei bis vier Metern Höhe, denen man immer wieder den Austrieb gestutzt hatte. Sie sahen ähnlich aus wie die bekannten Kopfweiden, hatten aber Stammdurchmesser bis zu anderthalb Metern. Wollte man sie durchsägen, traf man schon nach 20 Zentimetern auf das dunkelbraune eisenharte Kernholz, das jede Säge nach kurzer Zeit stumpf machte. Jahres-

ringe konnte man kaum erkennen, also auch nicht zählen. Ich schätzte ihr Alter auf 500 Jahre.

Le Patron, wie der Bauer überall genannt wurde, arbeitete mit vollem Einsatz mit, ebenso sein etwa 12-jähriger Sohn Jacques, der offenbar den Hof später übernehmen sollte. Insgesamt hatte die Familie sieben Kinder. Den ältesten Sohn Pierre, über 30 Jahre alt, sah ich nie, denn er arbeitete als Kolonialbeamter in Dakar (Westafrika), aber man zeigte mir Fotos von ihm und seiner Familie. Die älteste Tochter Ellen, Ende 20, kam oft mit ihrem Mann, einem Bankangestellten, zu Besuch. Dann folgte die schon erwähnte 21-jährige Annie, die verlobt war. Ein hübsches Mädchen, schlank, mit schwarzen Haaren und blauen Augen.

Ebenfalls auf dem Hof arbeitete Madeleine, 17 Jahre alt, blond, ein bisschen dick und backfischmässig ziemlich schnippisch. Dann gab es noch einen 14-jährigen Sohn, dessen Vornamen ich vergessen habe. Er besuchte ein humanistisches Gymnasium mit Internat und kam nur einmal zu Weihnachten auf Besuch. Der Nächste war der schon genannte Jacques und dann kam das Nesthäkchen, die 5-jährige Jacqueline. Sie hatte mich in ihr Herz geschlossen, seit ich in den ersten Tagen ihren Ball, der mir vor die Füsse gerollt war, zurückgeworfen hatte. Jedes Mal, wenn sie mich sah, kam sie angerannt, fasste mich an der Hand und wollte mit mir Ball spielen. Als ich nach mehreren Wochen den Hof verliess und mich von der Familie verabschiedete, weinte sie hemmungslos.

Die Hauptperson aber war Madame Lennon. Sie herrschte über Kuhstall, Küche, Haus, Kleinvieh und Kriegsgefangene. Äusserlich hätte man sie für eine typisch deutsche Bäuerin halten können: gross, blond, kräftig gebaut (sieben Kinder!), aber nicht fett. Sie war stets ausgeglichen, aber bestimmt und hatte ein gutes Herz.

Ich hatte einmal fürchterliche Zahnschmerzen und ging deshalb zum Zahnarzt nach Elliant. Der stellte an der Wurzel eines Backenzahns eine Fistel fest und wollte diesen gleich herausreißen. Ich lehnte das zunächst ab und ging wieder nach Penvern zurück. Da «verschrieb» mir Madame ein halbes Trinkglas Weinessig, in dem ein Esslöffel Salz aufgelöst war, mit dem ich den Zahn laufend spülen sollte. Kurz danach hörten die Schmerzen

auf und nach zwei Tagen war die Fistel verschwunden. Ein gutes Hausrezept, das ich später noch angewendet habe und das auch als vorübergehendes Schmerzmittel hilft, wenn man mal ein Loch im Zahn hat.

Französischkurs in Penven

Ebenfalls zum «Hofstaat» gehörte der Knecht Etienne. Er war fünf Jahre in deutscher Gefangenschaft gewesen und verhielt sich uns gegenüber immer kameradschaftlich. Über ihn lief anfangs wegen seiner Deutschkenntnisse die gesamte Kommunikation mit der Familie, bis ich – überraschend schnell – schon nach vier Wochen einiges auf Französisch sprechen oder verstehen konnte. Le Patron sagte mir eines Tages, ich wäre ein «grand filou», weil ich schon von Anfang an Französisch verstanden hätte.

Tatsächlich bestanden meine Französischkenntnisse nur aus einigen Brocken, die ich in der Déminage-Zeit aufgeschnappt hatte. Über Grundkenntnisse verfügte ich überhaupt nicht, denn ich hatte ein humanistisches Gymnasium besucht, wo man nur Latein, Griechisch und später Englisch lernte. Allerdings waren meine Lateinkenntnisse sehr hilfreich, denn ich konnte viele französische Wörter von lateinischen Vokalen ableiten. In diesem Zeitpunkt kam hinzu, dass ich mir wegen der Voraussetzungen für eine aussichtsreiche Flucht fest vorgenommen hatte, so schnell wie möglich Französisch zu lernen.

In Penvenn kamen meinen persönlichen Wünschen ein paar Ereignisse entgegen. Unmittelbar neben dem Lennon-Hoflag der Hof der Familie Gauguin. Dort arbeiteten die Kriegsgefangenen Hein aus Plön und ein älterer Kölner, dessen Namen ich vergessen habe. Dieser trat mit einer sympathischen Freundlichkeit immer sehr selbstbewusst auf. Ich vermutete, dass er im Zivilberuf eine leitende Stellung gehabt hatte. Er war eine Persönlichkeit und wurde sehr schnell von der Familie Gauguin anerkannt. So führte er bald eine neue Sitte ein: Wenn er nach der Arbeit zusammen mit dem Patron zum Essen ins Haus ging, führte er ihn vorher an der vor der Haustür stehenden Handpumpe zum Händewaschen. Fließendes Wasser gab es in keinem bretonischen Bauernhaus.

Zu dieser Familie gehörten auch zwei Töchter, die zusammen mit der Mutter die Haus- und Stallarbeiten verrichteten: die 16-jährige Denise, die furchtbar schielte, und die 18-jährige Marie, Mimi gerufen, die recht hübsch war. Diese hatte ich schon ein paar Mal begrüsst, konnte aber wegen mangelnder Sprachkenntnisse kaum mit ihr reden. Sie war aber recht aufgeschlossen und so wurde wenigstens geflirtet.

Gleich in den ersten Tagen gingen Hans und ich abends mal zu den beiden Kameraden bei Gauguins. Mutter, beide Töchter und wir beiden Gefangenen sassen um den offenen Kamin, in dem ein wärmendes Feuer prasselte, denn es war November. Ich hatte meine Mundharmonika dabei, und so sangen wir einige deutsche Volkslieder. Es war richtig gemütlich. Dabei stellte sich heraus, dass Marie auf einer höheren Schule Englisch gelernt hatte. Sie holte ihr französisch-englisches Übungsbuch und ein Vokabelheft, wodurch wir plötzlich eine Verständigungsmöglichkeit hatten. Für mich war das der Einstieg in die französische Sprache. Wir trafen uns von da an fast jeden Abend am Kamin.

Kurz danach kam der Kölner zu einem anderen Bauern. Patron Gauguin behielt trotzdem das Ritual des Händewaschens vor dem Essen bei. Nur Hein wurde jeden Abend saurer, wenn Hans und ich vor dem Kamin aufkreuzten. Uns belustigte das, und manchmal machten wir auch eine blöde Bemerkung. Schliesslich ging Hein ostentativ schlafen, sobald wir eintrafen. Auch Madame Gauguin kam sich bald überflüssig vor und verschwand frühzeitig.

Wir aber sassen manchmal bis Mitternacht zu viert am Kamin, und ich lernte fast spielend nebenbei Französisch. Ganz bewusst kümmerte ich mich dabei wenig um Grammatik und Schreibweise, sondern mehr um die Aussprache und typische Ausdrucksweise. So habe ich zum Beispiel lange nicht gewusst, wie man «aujourd'hui» (heute) schreibt. Eins lernte ich aber gewiss: eine akzentfreie Aussprache, die bei einer Flucht viel wichtiger war als grammatische Kenntnisse.

Ein grosses Kriegsgefangenenproblem war unser Schuhwerk. Neues gab es nicht, und unsere alten, zum Teil schon recht lädierten Schuhe hätten die Landarbeit im Stall und auf dem Acker keine zwei Monate mehr durchgehalten. Gelöst wurde das Pro-

blem dadurch, dass wir keine Lederschuhe mehr trugen, sondern nur «sabots» (Holzschuhe) wie alle Bretonen auf dem Lande. Ein weiterer Vorteil war, dass wir keine Strümpfe oder Fusslappen mehr brauchten, denn in Holzschuhe schlüpfte man mit nackten Füßen.

Der einzelne Holzschuh wird aus einem Stück Leichtholz gefräst oder geschnitzt. Er war ziemlich klobig und vergleichsweise schwer, umfasste den gesamten Vorderfuss und hatte über dem herausgearbeiteten Absatz um den Hacken herum einen sechs Zentimeter hohen Rand. Zum Anziehen ging man morgens an das Strohlager in der Scheune und zog sich ein von beiden Händen umfasstes Strohbandel heraus. Dieses schob man bis zum Anschlag in den Holzschuh hinein, wobei es mit den Fingern etwas in die Breite gedrückt wurde. Es ragte dann wie ein schräg hochgereckter Schwanz mehrere Zentimeter hinten aus dem Schuh heraus.

Darauf formte man aus möglichst weichem Heu ein vorderfussgrosses Polster, das an der Vorderseite eine Wulst erhielt, legte es auf den Spann des Fusses und schob diesen unter gleichzeitigem Herunterdrücken des Hackens mit Gewalt in den Holzschuh. Wenn der Fuss nicht hineinwollte, musste man mit dem Holzschuh kräftig gegen einen harten Gegenstand treten. So erhielt man einen bretonischen Massschuh. Das überschüssige Stroh schnitt man mit einem scharfen Messer so weit ab, dass nur drei bis vier Zentimeter lange Stoppeln stehenblieben. Diese verhinderten das Hineinfallen von Dreck oder Steinchen beim Laufen.

Kalte Füße oder Schweissfüße gab es mit diesem Schuhwerk nicht. Gewöhnungsbedürftig war natürlich das Laufen. Anfangs hatte man das Gefühl, eine Watschelente zu sein. Tatsächlich hatten die jungen Mädchen, wenn sie am Wochenende ohne Holzschuhe zum Tanzen gingen, durch die jahrelange Gewöhnung einen ausgesprochenen Watschelgang. Besonders lustig sah es aus, wenn sie mit Stöckelschuhen liefen.

Bei den männlichen Bretonen machte ich noch eine weitere Beobachtung: So ein bretonischer Originalfuss war oben weiss, die Fusssohle und ein etwa zwei Zentimeter breiter Streifen, der sich oberhalb der Sohle ganz um den Fuss herumzog, dagegen schwarz. Diese Erscheinung bemerkte ich an meinen Füßen nach

mehreren Wochen Holzschuhtragen in gewisser Weise ebenfalls. Ich hatte an den beschriebenen Stellen eine richtige Hornhaut. Die blieb allerdings weiss, weil ich meine Füsse wusch.

Kurz vor Weihnachten hatten wir die vorgesehene Planierung der Wallhecken beendet, und damit bestand auch kein Bedarf mehr an Kriegsgefangenen auf dem Lennon-Hof.

Tréanna

Ich kam kurz nach Weihnachten als Zwischenlösung auf den Hof von Jean-Louis in Tréanna, wo bereits vorübergehend ein Hamburger und Hermann aus Uelzen arbeiteten. Hermann war mehrere Jahre älter als ich. Er schmiss den Laden, denn Jean-Louis war häufig unterwegs. Ich vermute, dass er in der örtlichen Politik oder im Bauernverband tätig war.

Gerade zu dieser Zeit brachte die Frau von Jean-Louis den lang ersehnten Stammhalter zur Welt. Da war natürlich sehr viel Trübel. Anfang Januar 1947 gab es einen – für bretonische Verhältnisse – fürchterlichen Wintereinbruch, wie ihn die ältesten Leute bisher nicht erlebt hatten: Morgens waren es minus vier Grad kalt, und der Schnee lag zwei Zentimeter hoch. Tatsächlich sind die bretonischen Winter recht mild, weil der Golfstrom die Bretagne direkt umspült. Wegen der damit verbundenen hohen Luftfeuchtigkeit fühlten sich diese Minusgrade aber wie minus 15 bis minus 20 Grad an.

Hinzu kam, dass die bretonischen Häuser keine Öfen oder Heizungen kannten. Es gab nur im Wohnzimmer einen offenen Kamin, in dem ein gemütliches Feuer brannte. Wenn man bei grösserer Kälte davor sass, versengte man sich – übertrieben gesagt – die Nase, während im Rücken Eiszapfen wuchsen. Dazu blies durch den Zug im Kamin dauernd eiskalte Luft von hinten, besonders wenn man in der Mitte sass. Zur Abmilderung dieser Probleme gab es aber eine bretonische Erfindung: Man stellte bei grösserer Kälte hinter den Sitzen im Halbkreis um den Kamin herum hölzerne Paravents auf.

An einem Sonntagabend – die ganze Familie Bourbigot war ausgeflogen – sass ich noch beim Abendbrot im Wohnzimmer, als

plötzlich etwa fünf junge Franzosen hereinstürmten und nach Jean-Louis fragten. An ihrem Verhalten merkte ich, dass sie schon einiges gebechert haben mussten, und ich wusste aus Erfahrung, dass mehrere angetrunkene Franzosen und ein Kriegsgefangener Gefahr bedeuteten, weil jene sich dann stark fühlten. Trotzdem forderte ich sie nach bretonischer Sitte zum Sitzen auf und schenkte jedem ein Glas Cidre ein.

Es wurde ein bisschen hin und her geredet, und dann hatten sie wohl gemerkt, dass ich Deutscher war. Sie fingen an, mich anzupöbeln. Von «boche» (Schimpfwort für Deutsche) und Ähnlichem war die Rede. Ich überhörte das zunächst und sagte ihnen, dass ich sie nicht verstanden hätte. Dann stand einer auf, ging auf mich zu und machte die mir wohlbekannteste Handbewegung des Halsabschneidens. Bevor er wusste, wie ihm geschah, stand ich vor ihm und schmiss ihn auf den Steinfussboden. Dann riss ich die Haustür auf, von der eine zweieinhalb Meter hohe Steinausstertreppe auf den Hof führte, und schrie sie an, sofort das Haus zu verlassen. Ziemlich verdutzt gingen sie folgsam die Treppe hinunter. Unten neben der Treppe stand Hermann mit einem dicken Knüppel in der Hand. Was dann folgte, war mehr eine Flucht.

Erlebnisse in Mézaler

Am 2. Februar 1947 – Lichtmess war der Tag, an dem Mägde und Knechte ihren Arbeitsplatz wechselten – kam ein 62-jähriger Bauer und holte mich zur Arbeit auf seinem Hof in Mézaler ab, der eine halbe Stunde Fussmarsch von Tréanna entfernt lag. Le Patron sprach etwas Deutsch. Er hiess Cumunel und war im Ersten Weltkrieg in Altenessen (Ruhrgebiet) in deutscher Gefangenschaft gewesen. Auf dem Weg fragte er mich, ob ich Kühe melken könnte. Ich verneinte das wahrheitswidrig, denn ich wusste, das bedeutete, jeden Tag eine Stunde früher aufstehen als alle anderen. Er meinte darauf, ich würde das schon lernen.

So begann meine landwirtschaftliche Laufbahn in Mézaler mit Unterricht. Der Alte zeigte mir, wie es geht, aber ich stellte mich einfach zu ungeschickt an. Nach mehreren Tagen wurde es mir dann zu bunt. Als der Eimer schon zu drei Viertel voll war, kniff ich die arme Kuh ins Euter und Le Patron musste mit ansehen,

wie das «störrische» Vieh mit einem Fusstritt den Eimer umstiess. Damit war meine Tätigkeit als Aushilfs-Schweizer frühzeitig beendet.

Die Milchleistung der bretonischen Kühe war ausserordentlich miserabel. Von den acht Kühen in Mézaler wurden täglich mit zwei Mal Melken höchstens drei bis vier Eimer, also maximal 40 Liter Milch geliefert. Als ich dem Alten später mal sagte, dass in Deutschland damals *eine* Hochleistungskuh im Schnitt täglich 20 Liter Milch gab, sah er mich nur mitleidig an: er glaubte es einfach nicht.

In Mézaler hatte ich meinen Schlafplatz, also meine «Wohnung» auf einem Dachboden, den man mit einer Steintreppe erreichte, über dem Schweinestall, weitab vom Wohnhaus. Die Lagerstatt bestand aus einem rechteckigen Brettergestell mit einer Strohschütte. Zusätzlich brachte ich noch einige kleine Bretter als Regal für meine Habseligkeiten und ein paar Nägel zum Aufhängen von Kleidungsstücken an. Die abseitige Lage war mir ganz recht, denn so konnte ich unbeobachtet kommen und gehen, wann ich wollte. Das Quartier selbst war nicht komfortabel, schien mir aber nach dem gedrängten Zusammenleben im Lager und im Arbeitskommando bis vor kurzem fast gemütlich. War es aber nicht, denn es fand schon in der ersten Nacht auf dem Dachboden ein Hexentanz von Ratten und Mäusen statt. Einige der lieben Tierchen liefen mir sogar über das Gesicht. Vermutlich hatten sie sich dort oben eingemietet, weil es im Erdgeschoss bei den Schweinen genug Futter gab. Also besorgte ich mir zuerst eine grössere Kiste, die ich auf den Dachboden stellte. Dann fing ich mit List eine der grösseren Hauskatzen und sperrte sie dort drei Tage lang ein, ohne Futter, nur mit einer kleinen wassergefüllten Blechdose. Während dieser Zeit untersuchte ich den Dachboden auf Schlupflöcher, durch welche die Katze entwischen konnte, fand aber keine. Am Abend, als ich schlafen ging, liess ich sie dann frei. Bald ging die wilde Jagd los: Fauchen, Quietschen, Rattenschreie. Am Morgen lag die Katze voll gefressen in einer Ecke und schlief, auf dem Boden aber befanden sich Blutflecke und etliche tote Ratten. Bekanntermassen sind die Tiere sehr schlau. Sie mieden daher in Zukunft meine Wohnung.

Die Belegschaft des Hofes bestand aus folgenden Personen: Da

war der schon erwähnte Patron. Seine Ehefrau, die ich nie zu Gesicht bekam, lag dauernd im Bett. Der Knecht sagte mir, sie sei krank. Um welche Krankheit es sich handelte, konnte oder wollte er mir nicht sagen. Angeblich verstand sie nicht einmal Französisch, sondern sprach nur Bretonisch. Der älteste Sohn, über 30 Jahre alt, befand sich in einer psychiatrischen Anstalt, sagte der Knecht. Dann gab es eine Tochter um die 30, die mit einem Müller verheiratet war. Das war praktisch, denn so konnte der Patron unbeschränkt Weizenmehl beziehen, was den Brotkauf erleichterte. Weizenmehl wurde nämlich wieder vom Staat bewirtschaftet. Das geschah aber nicht bei den Weizenproduzenten, den Bauern, sondern viel einfacher bei den Mühlen. Die Tochter kam hin und wieder zu Besuch.

Der nächste Sohn, François, 24 Jahre alt, arbeitete auf dem Hof wie ein Knecht. Mit ihm hatte ich am meisten zu tun und so blieb es nicht aus, dass wir uns bald näherkamen. Wir redeten viel miteinander, soweit es die Arbeit zuliess, oft über die Ereignisse der Kriegsjahre und die Zeit danach. Seine politischen Ansichten entsprachen genau dem, was in der Zeitung stand. Vieles, was ich ihm nach eigenen Erlebnissen schilderte, entsprach dem dagegen absolut nicht. So wurde er oft sehr nachdenklich.

Schliesslich fragte ich ihn, ob er mir Bretonisch beibringen könnte. Das tat er dann auch mit regelrechter Begeisterung. Einige Brocken kannte ich sowieso schon, denn bei der Arbeit mit den Pferden, musste man die Befehle auf Bretonisch geben – Französisch verstanden sie nicht. Zwangsläufig konnte ich Bretonisch nur nach dem Hören lernen, denn Geschriebenes gab es nicht. Ich konnte aber anhand der bretonischen Ortsnamen, die ja überall lesbar waren, feststellen, dass die Schreibweise weitgehend mit der Aussprache übereinstimmte, wie im Deutschen. Es gab auch etliche Wörter, die mit dem deutschen Begriff identisch waren, zum Beispiel «Nadel». Ob es auch im Satzbau, in der Deklination oder Konjugation ähnliche Regeln gab, konnte ich nicht ergründen, denn eine bretonische Grammatik gab es ebenso wenig. Eins war für mich sicher: Deutsch und Bretonisch standen sich viel näher als Deutsch und Französisch.

Der jüngste Sohn war 18 Jahre alt und hiess Yves. Er arbeitete ebenfalls auf dem Hof, hatte aber im Gegensatz zu François ein sehr cholerisches Temperament und war ziemlich sprunghaft. Mit zum Hof gehörte auch Pierre, der Knecht. Er war im gleichen Alter wie François. Ich kam gut mit ihm aus und erfuhr manches über Mézaler sowie seine Bewohner, denn er hatte seine Augen und Ohren überall. Den alten Cumunel hielt er für einen Ausbeuter und Geizkragen, was sich für mich später bestätigte.

In dieser Zeit führte der französische Staat wegen des schwachen Franc eine kleine Währungsreform durch. Mit einem Schlag wurden alle 500-Franc-Scheine als Zahlungsmittel ausser Kraft gesetzt. Wer solche Scheine hatte, konnte sich damit bei der Bank einen entsprechenden Anleiheschein ausstellen lassen, dessen Einlösungstermin aber erst irgendwann später bekanntgegeben werden sollte. Eigentlich war es eine auf unbestimmte Zeit vorgenommene Enteignung. Pierre wollte nun wissen, dass der Alte in einer Kommode ein ganzes Fach voll mit diesen Scheinen gehortet hatte. Tatsache war, dass Le Patron nach dieser Aktion furchtbar wütend war und das auch äusserte, Pierre aber freute sich diebisch.

Die letzte Person, auch in der Rangordnung, war die Magd Marie, 38 Jahre alt, ziemlich dick, mit langen ungepflegt wirkenden schwarzen Haaren, schon von grauen Strähnen durchsetzt. Ihr Gebiss hatte mehrere Lücken. Sie trug nur schwarze Kleider. Mein erster Eindruck war: ein ganz armer Mensch. Marie sprach leidlich Deutsch. Sie erzählte mir, dass während der Besatzungszeit ein deutscher Unteroffizier ihr Liebster gewesen sei. Sie sei sehr froh, dass jetzt ein Deutscher – nämlich ich – auf dem Hof sei. Demzufolge war sie tatsächlich immer sehr freundlich zu mir. Auch sonst war sie die Gutmütigkeit in Person, was von der Familie weidlich ausgenutzt wurde.

Ich hatte im Januar, als ich in Tréanna war, die Gewohnheit angenommen, am Sonntagnachmittag nach Penvern zu gehen und dort Mimi Gauguin zu besuchen, auch um weitere Französischkenntnisse zu erwerben. Wenn man quer über die Felder und ein paar Wallhecken ging, konnte man in 20 Minuten dort sein. Auf diesem Weg kam ich an einem Bauernhof vorbei, wo ein

Kriegsgefangener arbeitete. Ich kam mit ihm ins Gespräch und merkte schnell, dass er ein Kerl war, mit dem man Pferde stehlen konnte. Er stammte aus Hamburg, war ein paar Jahre älter als ich, Berufsfischer und hatte das Steuermannspatent.

Sein Vater hatte zu Kriegsbeginn eine Flotte von mehreren Fischdampfern der Hochseefischerei. Davon war natürlich durch die Kriegsergebnisse fast nichts mehr vorhanden. Aber jetzt wurde die Hochseefischerei wieder aufgebaut, und sein Vater hatte ihm geschrieben, dass er ihn gerne dabei hätte. Er sagte mir klar und deutlich, er müsse deshalb unbedingt sehen, dass er nach Hause käme. Ich riet ihm dringend von einer überstürzten und schlecht vorbereiteten Flucht ab und verwies auf meine Erfahrungen und Erkenntnisse, besonders aber darauf, dass nur eine kurze Fluchtzeit erfolgreich sein konnte. Ich sagte ihm ferner, dass ich in dieser Richtung schon Pläne hätte, diese aber nicht so schnell umgesetzt werden könnten.

Insgeheim hoffte ich natürlich, dass ich mit diesem Kameraden ein gutes Team für eine Flucht abgeben würde. Er war voller Ungeduld und sagte mir, er könne nicht warten. So erfuhr ich dann Anfang Februar, dass er tatsächlich mit einem weiteren Kriegsgefangenen abgehauen war. Etwa zehn Tage später las ich in der Zeitung eine kurze Meldung, dass die beiden in Elliant geflüchteten Kriegsgefangenen gefasst worden seien. Die Gendarmerie hätte sie – wörtlich «in das camp de concentration Brest» eingeliefert.

Dieser Zeitungsschmierer entblödete sich nicht, ein normales Kriegsgefangenenlager als Konzentrationslager zu bezeichnen, obwohl das damals schon als Inbegriff für Menschenchinderei galt. Offenbar wollte er damit demonstrieren, dass die Franzosen Kriegsgefangene wegen ihrer Flucht ebenso schinden würden. Sein Motiv war die typische, in der französischen Presse praktizierte Gehässigkeit, wobei er völlig übersah, dass er sich als Schreibtischtäter mit Menschenchindern auf eine Stufe stellte.

Die Tücke des Objekts brachte es mit sich, dass er mit der Verwendung des Worts «Konzentrationslager» für Brest ganz unbeabsichtigt die Wahrheit sagte, denn die dortige Behandlung entflo-

hener Kriegsgefangener war der eines Konzentrationslagers durchaus gleichwertig. Es waren jetzt ja erst drei Monate vergangen, dass ich das selbst erlebt hatte. Das Lager Brest wurde übrigens bald danach aufgelöst, es blieben dort nur einige Arbeitskommandos. Wir gehörten von da an zum Lager Lorient (Dépôt 114).

Meine Arbeit in Mézaler umfasste – bis auf das Melken – alle landwirtschaftlichen Tätigkeiten, wie sie gerade anfielen, auch Pferdeställe ausmisten und die Tiere füttern. Wir hatten zwei Wallache, den hochbeinigen 19-jährigen Encrier (Tintenfass), der eine seltsame Fellfarbe hatte, nämlich Dunkelblau mit weissen Haarspitzen, und Urbain, einen Rotschimmel in den besten Jahren. Als drittes Kaltblut kam noch die Stute Machine hinzu, die aber nicht zur Arbeit eingesetzt wurde, weil sie hochtragend war.

Zusätzlich hielt sich Le Patron ein Warmblut, die zierliche 9-jährige etwas nervöse Stute Parisienne, fuchsfarben mit einer weissen Blesse. Sie wurde nur als Kutschpferd eingesetzt, zum Beispiel sonntags zur Kirche, oder als Reitpferd, wenn der Alte einen längeren Weg hatte, den er nicht zu Fuss machen wollte. Mit allen Pferden hatte ich bald ein gutes Verhältnis, denn ich behandelte sie – im Gegensatz zum Alten – von Anfang an gut. Schliesslich musste ich mit ihnen arbeiten, sei es als Zugpferd vor dem typischen französischen zweirädrigen Bauernwagen oder auf dem Acker beim Eggen und Pflügen. Letzteres hatte mir Le Patron nur kurz gezeigt, und schon konnte ich mit einem Wendepflug schnurgerade Furchen ziehen. Es machte mir regelrecht Spass.

Als Futter erhielten die Pferde Heu, Gras, Futterrüben und etwas Hafer mit Stechginster, Französisch «L'ajonc». Das erstaunte mich anfangs sehr. Diese Pflanze wuchs überall in der Bretagne auf Flächen, die zum Ackerbau wegen zu vieler Steine oder Felsen nicht geeignet waren. Dieser Stechginster wird mannshoch, hat aber drei bis vier Zentimeter lange Dornen, an denen man sich gemein verletzen kann. Trotzdem wurde er landwirtschaftlich genutzt, nachdem man ihn dicht über dem Boden mit einer scharfen Sichel abgeschlagen hatte. Die verholzten Äste wurden als Unterlage für die Strohschütte im Kuhstall genommen, während die

einjährigen grünen, ebenfalls dornigen Triebe gehäckselt den Pferden verfüttert wurden. Merkwürdigerweise frassen sie den Ginster noch lieber als Hafer, und das, obwohl Pferde ja bekanntlich sehr weiche Mäuler haben.

Gehäckselt wurde mit einem Göpel als Antrieb, den es heute in Mitteleuropa wohl auf keinem Bauernhof mehr gibt. Der Göpel besteht aus einem Planetengetriebe, das über eine vier Meter lange Holzstange in Bewegung gesetzt wird, die am Kummel eines im Kreis laufenden Pferdes befestigt wird. Am unteren Ende des Getriebes ist eine lange Gelenkwelle befestigt, die sich durch die Übersetzung schnell dreht. Diese Welle verläuft in einem Erdkanal vom Getriebe zu einer Häckselmaschine, die ausserhalb der Kreisbahn des Pferdes steht. Sie ist oben durch eine eiserne Halbröhre abgeschirmt. Oft war es meine Aufgabe, mit diesem Göpel den Stechginster zu häckseln.

Eines Tages, als ich den Stall von Urbain ausmistete, stellte dieser unabsichtlich einen Hinterfuss auf meinen rechten Schuh. Es gab ein fürchterliches Krachen: meinem Fuss war nichts passiert, aber der Holzschuh war zum Teufel. Le Patron fing sogleich lauthals an zu jammern, dass er jetzt einen neuen Holzschuh kaufen müsste. Ja, so war das mit dem Geiz.

Die eigentlich anstrengendste Arbeit war jene, die mit Mist zu tun hatte. Schon im Februar fingen wir damit an. Zunächst wurden der Mist von Hand auf die Wagen geladen, dann aufs Feld gefahren, wieder von Hand in mehreren Haufen dort verteilt und zum Schluss durch Werfen mit der Mistgabel gleichmässig verstreut. Doch das war nichts gegen das Ausmisten der bretonischen Kuhställe. Diese wurden nämlich im Gegensatz zu den deutschen Ställen nicht täglich gereinigt. Wenn die oberste Streu zu nass oder zu schmutzig geworden war, wurde einfach eine neue Schicht Stroh aufgebracht, zwischendurch mal durch eine Schicht groben Stechginster unterbrochen.

Bis so ein Stall entleert wurde, vergingen mindestens sechs Monate. Der Mist hatte dann natürlich eine Höhe von 80 Zentimetern. Entfernte man die oberen 20 Zentimeter, gab es darunter nur noch eine glitschige, fürchterlich stinkende, blauschwarze Masse. Darin steckten die über ein Meter langen, noch nicht ver-

rotteten und elastischen Äste des Ginsters mit seinen Dornen, die einem um die Beine und manchmal auch ins Gesicht schlugen, wenn man mit einem Misthaken die nächste Schicht Mist abheben wollte.

In Mézaler war das im Frühjahr 1947 noch viel schöner. Der Kuhstall war 13 (!) Monate nicht ausgemistet worden, und so hatte der Mist eine Höhe von 1,30 Metern erreicht. Wenn man durch die Türen in den Stall wollte, ging das fast nur noch mit einem gewagten Hechtsprung. Die Kühe standen so hoch, dass sie mit ihren Rücken nur noch wenige Zentimeter von den Querbalken der Dachkonstruktion entfernt waren. In dieser Situation fragte ich eines Tages mit ernstem Gesicht den Patron, wann denn die Zimmerleute kämen. Etwas verwirrt fragte er zurück: «Warum?», worauf ich ihm antwortete: «Natürlich zum Absägen der Querbalken, damit die Kühe wieder stehen können.»

Kurz danach war es so weit: Der Stall wurde ausgemistet. Der morgendliche Auftrieb an Menschen, Pferden und Fuhrwerken hatte fast Volksfestcharakter. Von zwei benachbarten Bauernhöfen waren Wagen mit je zwei Pferden und Arbeitskräften sowie fünf Tagelöhner gekommen. Zwei Pferde pro zweirädrigem Karren waren erforderlich, da der Mist ausserordentlich schwer war. Auch das Beladen erforderte einiges Geschick, denn die Karren mussten immer in Waage beladen werden. Packte man am Hinterteil des Wagens zu viel Mist auf, konnte es passieren, dass das Pferd plötzlich mit der Deichsel in der Luft hing.

Aber die Leute hatten Erfahrung und den Arbeitsablauf gut organisiert. Der Mist wurde teilweise zu nahe gelegenen Feldern gekarrt, teilweise am Hof zu einem grossen Haufen aufgeschichtet. Gegen Mittag war der Stall tatsächlich schon zur Hälfte geleert, wir aber sahen aus wie die Schweine. Bis zum Bauchnabel blauschwarz, brachen von den Hosenbeinen inzwischen angetrocknete blauschwarze Krusten schon wieder ab.

In der Mittagspause führte einer der Tagelöhner das grosse Wort – unser Knecht Pierre sagte mir, er sei ein Kommunist – und pöbelte mich an, als er mitkriegte, dass ich Kriegsgefangener war. Zunächst überhörte ich alles und tat so, als verstünde ich kein

Französisch. Schliesslich fasste er mich am Arm und redete mich – deutsch radebrechend – direkt an, allen «boches» würde der Hals durchgeschnitten und keiner käme mehr nach Haus.

Ich antwortete ihm ganz ruhig auf Französisch, in den letzten Jahren hätten die Franzosen schon Hunderttausende deutsche Kriegsgefangene verhungern lassen. Das allein würde reichen, dass wir Deutschen, wenn wir wieder wie 1940 nach Frankreich kämen – und das wäre unausweichlich –, dafür sorgen würden, dass dort kein Stein mehr auf dem anderen blieb. Das verschlug ihm zunächst die Sprache. Er entgegnete schliesslich, ich sollte vorsichtig sein mit meinen Äusserungen, sonst würde ich tatsächlich nicht mehr nach Haus kommen. Ich sagte ihm, auch das würde nichts ausmachen, dann käme ich mit auf die Rechnung, die wir den Franzosen präsentieren würden. Daraufhin sagte er den ganzen Tag nichts mehr.

Le Patron war nicht nur geizig, sondern auch ein Ausbeuter. Ich ahnte so etwas schon, als er mir unbedingt das Melken beibringen wollte. Gleich in den ersten Tagen, etwa zehn Minuten vor dem Mittagessen, das es immer ziemlich pünktlich um 12 Uhr gab, ging er mit mir in den Kuhstall, rührte dort in einem Eimer Magermilch, warmes Wasser sowie Kleie zusammen und bedeutete mir, dass ich den beiden Kälbern diese Brühe zum Saufen geben sollte.

Am nächsten Mittag zur gleichen Zeit sagte er mir, ich wüsste ja nun Bescheid und solle wieder die Kälber tränken. Ich tat das und musste natürlich bei den Tieren bleiben, bis der Eimer leer war, sonst hätten sie ihn umgestossen. Das dauerte aber über eine halbe Stunde, und ich kam erst zum Mittagessen, als alle anderen schon fast fertig waren. Nach der Mittagspause sagte ich dem Patron deutlich, ich würde gern die Kälber tränken, aber nicht unmittelbar in der Mittagspause. Für alle Zukunft würde ich das strikt ablehnen. Er akzeptierte das.

Sein nächster Versuch in dieser Richtung fand am 1. Mai statt. Das war ein gesetzlicher Feiertag, und wir Kriegsgefangenen brauchten nicht zu arbeiten. Nun hatte ich aber schon vorher mitgekriegt, dass an diesem Tag grosses Kartoffelpflanzen geplant

und zu diesem Zweck einige Tagelöhner, darunter auch Frauen, engagiert waren. Mir hatte der Patron nichts davon gesagt, obwohl ich zu ihm beiläufig geäussert hatte, ich würde mich auf den freien Tag freuen. So stellte ich mich gleich auf einen Zusammenstoss ein. Tatsächlich klopfte er morgens um 5 Uhr an meine Tür (sonst machte das Marie) und sagte: «Aufstehen!» Ich antwortete, es wäre Feiertag und ich wolle ausschlafen. Er kam noch zwei Mal zum Wecken, ich aber antwortete nicht einmal.

Schliesslich stand ich doch auf, wusch mich und ging zum Wohnhaus zum Kaffeetrinken. Dort erschien er wieder und sagte mir, ich solle mich beeilen, alle anderen würden schon warten. Ich antwortete ihm, ich würde heute nicht arbeiten. Dann verlegte er sich aufs Bitten, er hätte die Tagelöhner bestellt und alles vorbereitet. Ohne mich würde eine Arbeitskraft auf die Länge des Ackers verteilt fehlen. Das würde einen zügigen Arbeitsablauf unmöglich machen. Ich antwortete ihm, das hätte er mir rechtzeitig vorher sagen müssen. Ich würde ihm aber entgegenkommen und mitarbeiten, wenn er mich angemessen entlohnen würde, also wie einen Tagelöhner. Zähneknirschend willigte er ein. Mir aber kam es auf das Geld an wegen meiner Fluchtpläne.

Gleich darauf kam es zu einem weiteren Eklat. Ich musste noch in die Scheune gehen, um dort ein Arbeitsgerät zu holen, als ich auf den jüngsten Sohn Yves traf. Dieser ging sofort auf mich los und schrie mich an, er würde diesen «boche» erschlagen, und wenn er ein Gewehr hätte, würde er mich sofort erschiessen. Ich griff mir eine der Mistgabeln, die dort standen, hielt sie ihm direkt vor die Brust und trieb ihn wortlos rückwärts an die Scheunenwand. Jetzt wurde er plötzlich ganz blass. Ich sagte zu ihm, wenn er noch ein Wort sage oder mich noch einmal so angreife, würde ich ihn abstechen.

Dann stellte ich die Gabel neben ihm an die Wand und ging zu seinem Vater. Ich sagte ihm, welche Morddrohungen sein Sohn gegen mich ausgestossen hätte; ich würde deshalb nicht länger auf seinem Hof arbeiten und er solle mich so schnell wie möglich ins Lager zurückbringen. Jetzt wurde der Alte blass. Er versuchte, mich zu beruhigen und sagte mir, er würde das in Ordnung

bringen, ein solcher Vorfall würde sich nicht wiederholen. Dann ging er zu seinem Sohn. Dieser ging dann mit zum Kartoffelsetzen und lief den restlichen Tag wie ein geprügelter Hund herum. Kurze Zeit später wurde er zum Wehrdienst eingezogen.

Am gleichen Tag hatte ich noch einen Auftritt mit dem Patron. Ziemlich zu Beginn des Kartoffelpflanzens stand mitten auf dem Acker ein Bauernkarren voll Pflanzkartoffeln, den der 19-jährige Wallach Encrier ziehen sollte. Wir holten uns von dort je nach Bedarf mit einem Korb die Pflanzkartoffeln ab. Jetzt sollte dieser Wagen weiterfahren, und der Alte ging hin, um das Pferd zum Weiterziehen zu bewegen. Das ging aber nicht, denn die beiden Räder waren ziemlich tief im weichen Ackerboden eingesackt und auf dem Wagen lagen noch etwa 20 Zentner Kartoffeln.

Der arme Encrier gab sich die grösste Mühe, konnte aber den Wagen nicht mehr bewegen. Jetzt wurde der Alte wütend und rastete ganz aus. Er nahm eine Eisenharke und schlug dem Tier damit auf die Stirn. Da war ich aber schon heran, riss ihm die Harke aus der Hand und schrie ihn an. Das holte ihn zurück, und ich sagte ihm, er solle Urbain aus dem Stall holen und zusätzlich vor den Wagen spannen, was er dann auch tat. Ich beruhigte inzwischen den alten Encrier, der mit zitternden Flanken vor dem Wagen stand. Mit zwei Pferden war dieser sofort wieder flott.

Der Alte versuchte noch ein letztes Mal, mich auszubeuten. Eines Mittags kurz vor dem Essen trug er mir auf, mit Pferd und Wagen zu einem Ginsterfeld zu fahren, dort den schon abgeschnittenen Stechginster aufzuladen und wieder zum Hof zurückzukehren. Encrier stand schon angeschirrt vor dem Wagen. Das Feld war aber so weit entfernt, dass ich allein für Hin- und Rückfahrt mindestens eine halbe Stunde gebraucht hätte. Hinzu kam noch der Zeitaufwand für das Beladen. Mir wäre also mehr als die Hälfte der Mittagspause verloren gegangen.

Ich sagte nichts und ging sofort los. Als ich ausser Sichtweite des Hofes war, machte ich eine Viertelstunde Pause und fuhr danach erst weiter. Mit dem Beladen liess ich mir auch viel Zeit. Dann fuhr ich langsam zurück, wieder mit einer Viertelstunde

Unterbrechung. Ich kam – wie beabsichtigt – gerade auf dem Hof an, als die anderen zur Nachmittagsarbeit aufbrechen wollten. Der Alte fuhr auf mich los und wollte wissen, warum ich so lange gebraucht hatte. Ich sagte ihm, der alte Encrier könne nicht mehr so schnell laufen, vor allem mit beladenem Wagen. Ich würde jetzt aber ins Haus gehen, um erst mal zu Mittag zu essen. Das tat ich auch, und das inzwischen kalt gewordene Essen machte mir gar nichts aus. Jedenfalls fiel ich in der Planung für die Nachmittagsarbeit eine Weile aus.

Danach versuchte der Patron derartige Tricks nicht mehr, und ich kam gut mit ihm aus. Wir unterhielten uns sogar häufiger miteinander. So erzählte ich ihm, dass die Franzosen uns im Lager Quimper-Lanniron alle Bekleidung abgenommen hätten, sogar die Unterwäsche. Er glaubte das zunächst nicht und meinte, so etwas würden nur die Russen tun. Daraufhin fragte ich ihn nach den Russen aus, denn ich hatte schon mehrfach bemerkt, dass die Bretonen dieser Gegend eine Heidenangst vor ihnen hatten, obwohl die Rote Armee doch gar nicht bis hier vorgedrungen war.

Es kam dann heraus, dass 1944 offenbar bei den Rückzugswirren der deutschen Truppen Teile der Wlassow-Armee unbemerkt hier übel gehaust, geraubt, vergewaltigt und gemordet hatten. Das war mir ganz neu, und ich zweifelte nicht an dem Wahrheitsgehalt. Schlussfolgerung: Ob Rote Armee oder Wlassow-Armee, die russische Soldateska bestand überall aus dem gleichen Gesindel. Da bedurfte es nicht einmal der blutrünstigen Hetze eines Ilja Ehrenburg.

Ich erfuhr von den Franzosen eine weitere interessante Sache. De Gaulle hatte 1945 in Frankreich zwei Bestimmungen eingeführt, die nach 1933 beziehungsweise während des Krieges in Deutschland galten und nach dem Krieg als typisch nationalsozialistisch bezeichnet wurden: erstens das Ehegesundheitszeugnis des Amtsarztes, das die Franzosen zur standesamtlichen Trauung vorlegen mussten, und zweitens die vormilitärische Ausbildung, die in Deutschland erst 1942 eingeführt wurde. In Frankreich mussten alle 16-Jährigen und auch Älteren bis zur Einberufung zum Wehrdienst alle sechs Wochen am Wochenende an einer vormilitärischen Ausbildung durch die Armee teilnehmen, und

das zu Friedenszeiten! Hitler war ein guter Lehrmeister für die Franzosen.

Etwa zu dieser Zeit geisterten von findigen Reportern erfundene Spekulationen durch die Presse, dass Hitler noch am Leben sei. Noch grössere Schlaumeier wussten sogar, dass er sich bei Peron in Argentinien aufhalten würde. Gleichzeitig aber, und das waren keine Gerüchte, fanden in der französischen Kolonie Indochina (Vietnam und Kambodscha) die ersten Aufstände mit schweren Kämpfen statt. Nun gab es etliche Franzosen, die glaubten, uns ärgern zu können, wenn sie uns Hitler wieder mal unter die Nase rieben, ohne zu ahnen, dass dessen Person uns völlig egal war. So fragten sie uns: «Ittlär kaputt?», um dann gleich selbst zu antworten: «Ittlär en Argentine!» Wir antworteten darauf, schadenfroh lachend: «Ittlär nix kaputt, Ittlär en Indochine!» (Hitler lebt, er ist in Indochina). Diese Franzosen sprachen so schnell keinen Kriegsgefangenen mehr auf Hitler an.

Le Patron schickte mich eines Tages mit dem alten Wallach Encrier zum etwa fünf Kilometer entfernten Dorfschmied, um ihm dort neue Hufeisen verpassen zu lassen. Auf dem Rückweg, der alte Gaul trottete langsam hinter mir her, kam mir ein älterer, gut angezogener Franzose entgegen, dem ich höflich die Tageszeit bot und der mich darauf in gutem Deutsch ansprach. Er sagte mir, er wäre in deutscher Kriegsgefangenschaft gewesen und es täte ihm sehr Leid, dass wir immer noch nicht in die Heimat zurückkehren könnten.

Ich war zunächst so überrascht, dass ich mir gar nicht merken konnte, was er alles sagte. Aber wie er es sagte und mir Trost gab, das traf meine Seele. Ich sah ihn nur an und hörte ihm zu. Schliesslich hatten wir beide Tränen in den Augen. Zum Abschied gab er mir die Hand und wünschte mir eine baldige Heimkehr. Ich konnte nur noch ein «Danke» stammeln, blieb stehen und sah ihm lange nach. Er drehte sich noch einmal um und winkte mir zu. Wenn ich ein religiöser Mensch gewesen wäre, hätte ich behauptet, einem Engel begegnet zu sein.

An einem anderen Tag arbeitete ich allein auf dem Hof, während die Übrigen irgendwelche Feldarbeiten vornahmen. Der Patron hatte mir gesagt, heute käme der «veroneur» (Entwurmer),

wurmer), um die Kühe zu behandeln, die an diesem Tag dicht am Hof auf eine Weide gebracht worden waren. Nun konnte ich mir zunächst nicht vorstellen, was ein «veroneur» war. Bald erschien ein etwa 30-jähriger Mann auf einem Fahrrad mit einer Tasche auf dem Gepäckträger.

Ich begrüßte ihn und er antwortete mir auf Deutsch, genau genommen in breitestem Hessisch. Ich glaubte wirklich einen kurzen Moment, es mit einem Kameraden zu tun zu haben. Er hatte fast fünf Jahre als Kriegsgefangener auf einem Bauernhof bei Frankfurt am Main gearbeitet, daher der perfekte Dialekt. Mehrere Kühe hatten auf dem Rücken etliche kleine Beulen, die drückte er jetzt auf, und es kamen die Larven der Dasselfliege zum Vorschein. Dann bestrich er die Wundstellen mit einer gelben Salbe.

Die bretonische Küche auf den Bauernhöfen war – objektiv betrachtet – recht eintönig. Mich und wohl auch die anderen Gefangenen störte das überhaupt nicht. Hauptsache war, man hatte genug zu essen. Hauptbestandteil waren Kartoffeln, die man selbst produzierte. Ich hatte ja schon im Herbst 1945 auf dem Kommando Ploéven/Plomodiern an der Ernte teilgenommen. Dort hatten wir ausschliesslich Speise- und Futterkartoffeln geerntet. Die Bauern in Elliant bauten dagegen überwiegend Saatkartoffeln an, so auch in Mézaler.

Der Ertrag war aber geringer, da sie schon geerntet werden mussten, wenn sie noch kleiner waren. Vorher wurde das Kartoffelkraut mit einem Spritzmittel behandelt, das nebenbei auch Kartoffelkäfer sowie deren Larven tötete und dann das Kraut zum Eintrocknen brachte. Saatkartoffeln brachten aber beim Verkauf ein Mehrfaches von Speisekartoffeln. Wie ich erfuhr, wurden die Saatkartoffeln nach Nordafrika verkauft, wo Speisekartoffeln in grossem Umfang angebaut und natürlich klimabedingt viel früher geerntet werden konnten. Angeblich war die Anzucht von Saatkartoffeln dort nur schlecht möglich.

Man darf dabei nicht übersehen, dass fast ganz Nordafrika, also Tunesien, Algerien und Marokko, damals noch französische Kolonie war, die von den Franzosen selbst als «la plus grande France» (das grössere Frankreich) bezeichnet wurde. Für mich war interessant, dass ich die am meisten angebauten Kartoffelsor-

ten schon aus Deutschland kannte, nämlich die deutschen Sorten «Ackersegen» sowie «Ostbote» und die holländische Sorte «Bintje».

Die normale Speisekarte sah so aus: mittags Pellkartoffeln und Speck, das war eigentlich fettes Schweinefleisch, abends Speck und Pellkartoffeln. Diese entsprachen aber nicht der deutschen Pellkartoffel, sondern waren halbierte Kartoffeln mit Schale, die wie Salzkartoffeln gekocht wurden. Das Schweinefleisch wurde aus eigener Schlachtung gewonnen. Dabei liess man das Blut weglaufen. Wurst wurde fast gar nicht hergestellt. Es gab nur ein paar Würste, deren Inhalt aus wenig magerem Fleisch und undefinierbaren Resten bestand. Sie wurden zum Trocknen und Räuchern in die Esse über den Küchenherd gehängt. Ich habe eine solche Wurst mal probiert, fand sie aber nicht gut.

Das ganze tote Schwein wurde in grosse Fleischstücke geteilt und diese in einem grossen Fass in Salzlake gelegt, wo sie bis zum Verzehr blieben. Schinken oder Speckseiten wurden nicht fabriziert. Ungefähr einmal pro Woche wurde ein grosses Stück Fleisch aus dem Fass entnommen und in einem hohen Topf zusammen mit Suppengemüse (Sellerie, Porree, Mohrrüben, Steckerrüben, Zwiebeln) gründlich durchgekocht. Die heisse Brühe wurde dann über ein paar Stücke Weissbrot auf den Teller gegeben. Das war die Vorspeise, Brotsuppe genannt, die aber recht gut schmeckte.

Das Fleisch kam am ersten Tag frisch gekocht auf den Tisch, wo sich jeder etwas abschnitt. In den folgenden Tagen gab es diesen «Speck» nur kalt zu den Pellkartoffeln. An Sonn- und Feiertagen wurde auch mal Schweinebraten mit Pommes frites oder Ähnliches aufgetischt. Andere bretonische Spezialitäten wie Buchweizenbrei, Crêpes oder Galettes, das sind kleine runde salzige Pfannkuchen, kamen vielleicht alle drei Wochen mal auf den Tisch.

Buchweizenbrei wurde folgendermassen hergestellt: In einen flachen gusseisernen Topf mit kochendem Wasser auf offenem Feuer wurde Buchweizenmehl eingerührt, bis ein ziemlich fester Brei entstand. Zwischendurch wurde der Topf vom Feuer genommen und in einen Strohkorb gestellt. Die Köchin stellte sich dann über den Topf, hielt ihn mit den Füssen im Strohkorb fest und

rührte mit einer anderthalb Meter langen Holzstange, die am unteren Ende verbreitert war wie ein schmales Ruderblatt, so lange weiter, bis der Brei die richtige Konsistenz hatte. Das war ziemlich anstrengend, denn der Brei war zum Schluss so fest wie Brotteig.

Buchweizenbrei ist hellgrau mit vielen kleinen schwarzen Punkten und leicht gesalzen. Topf und Strohkorb kamen auf die Mitte des Tisches, auf den Brei wurde ein grosser Klumpen Butter getan und die Mahlzeit begann. Die ganze Familie sass um den Tisch herum, und jeder fischte sich mit dem Löffel ein Stück des leicht klebrigen Breis mit Butter heraus. Er schmeckte übrigens recht gut.

Dazu wurde Cidre getrunken, der nichts anderes ist als normaler Apfelwein. Ich hatte seine Herstellung schon im November/Dezember des Vorjahres in Penvern miterlebt. Die Äpfel stammten von den Bäumen, die in kleinen Gruppen um jeden Bauernhof herumstanden. Eine besondere Apfelsorte für den Cidre gab es nicht, man verwendete sogenanntes Wirtschaftsobst. Die Äpfel selbst waren im Geschmack sehr unterschiedlich. Manche schmeckten sehr gut wie Tafelobst, manche waren sehr süss und manche hatten sogar einen bitteren Beigeschmack, so dass man sie roh kaum essen konnte. Sie waren alle nicht besonders gross.

Die Äpfel wurden nicht gepflückt, sondern allenfalls geschüttelt, wenn sie nicht von selbst herunterfielen, und zunächst bei den Bäumen zu Haufen aufgeschichtet. Erst wenn sie sich schon bräunlich färbten – das war im November der Fall –, wurden sie verarbeitet. Zuerst wurden sie gehäckselt und kamen dann schichtweise mit Stroh in eine grosse hölzerne, meist schon ziemlich alte Kelter, wie sie auch im Weinbau verwendet wird. Der ablaufende Saft schmeckte so gut, dass man gern etwas mehr trank. Die Franzosen warnten uns zwar gleich, aber es gab auch bei uns ein paar Nimmersatte, die das nicht glaubten. Sie bereuten es bitter, denn in grösserer Menge getrunken, wirkte der Saft wie Rizinusöl.

Er kam dann in grosse Holzfässer mit einem Durchmesser von etwa anderthalb Meter, wo er blieb, bis er ganz durchgegoren war. Dann war der Cidre fertig. Er moussierte leicht wie Perlwein und war recht sauer, weil sich der gesamte Zucker in Alkohol verwan-

delt hatte. Der Alkoholgehalt war ziemlich niedrig, etwa vier Prozent, also fast wie beim Bier. Der saure Geschmack war gewöhnungsbedürftig, doch nach einer Weile mochte man ihn nicht mehr missen. Bei grosser Hitze gab es keinen besseren Durstlöcher, wenn er mit etwas Wasser verdünnt wurde. Der Cidre, den man hierzulande heute überall in den Supermärkten kaufen kann, hält keinen Vergleich mit dem Originalgetränk aus, denn er ist oft nachgesüsst.

Wenn sich im Laufe des Jahres herausstellte, dass Cidre übrigblieb, brannte man daraus einen Schnaps, den die Bretonen Alambic nennen; in der Normandie ist er als Calvados bekannt. So geschah es auch 1947 in Mézaler. Le Patron fuhr eines Tages mit zwei Fässern Cidre zur Brennerei und kam später mit einem kleinen Fass Alambic zurück. Er liess gleich alle probieren, mir aber gab er ein dreiviertel volles grosses Wasserglas von dem 56-prozentigen Destillat. Vielleicht war es eine Anerkennung, vielleicht wollte er auch nur sehen, wie viel ich vertragen konnte. In diesem Fall war er sicher enttäuscht, denn ich liess mir nichts anmerken. Allerdings hatte ich zufällig kurz vorher ausgiebig Pellkartoffeln und Speck gegessen.

Das Backen der berühmten Crêpes erforderte viel Erfahrung und grosses Geschick der Hausfrau sowie eine besondere Backvorrichtung auf dem Herd. Das war eine wenige Millimeter dünne runde Eisenplatte mit circa 60 Zentimeter Durchmesser. In der Mitte darunter verlief ein waagerechter Schacht von etwa 20 Zentimeter Höhe und gleicher Breite, von dem aus die Platte aufgeheizt wurde. Zum Heizen wurde nur einmal gespaltenes Knüppelholz von den Wallhecken verwendet, das auf knapp 60 cm Länge geschnitten war. Nur damit konnte man die richtige Temperatur der Eisenplatte erreichen und auch halten.

War die Backtemperatur erreicht, gab die Hausfrau mit einer Kelle den dünnflüssigen Crêpes-Teig auf die Platte. Mit einem abgeflachten Holz wurde der Teig sofort mit ein, zwei Strichen auf dem Blech verteilt, ohne dass er über den Rand lief. Und in wenigen Sekunden war die zeitungspapierdünne Crepe fertig gebacken. Sie wurde mit Butter bestrichen, zuerst auf die Hälfte und

dann fächerartig zu einer langen Tüte gefaltet. Man ass sie aus der Hand und trank Cidre dazu aus einer halbkugeligen Keramikschale (Französisch «bob») ohne Griff. So jedenfalls habe ich die Crêpes auf bretonischen Bauernhöfen kennengelernt.

Recht selten gab es Spiegeleier. Danach beobachtete ich einmal, dass Marie die leere Pfanne am Kamin abstellte, wo die Hauskatzen diese genüsslich sauber leckten. Abgewaschen wurde die Pfanne dann nicht mehr. Ausser den Katzen gab es in Mézaler noch einen sehr jungen mittelgrossen kurzhaarigen Jagdhund von hellbrauner Farbe mit einem weissen Fleck auf der Brust. Er wurde in französischer Aussprache «Dschüpittär» gerufen. Erst nach ein paar Tagen kam ich dahinter, dass er den Namen des römischen Göttervaters Jupiter trug. Das arme Tier war so klapperdürr, dass die Rippen fast aus dem Fell herausstachen, weil der Alte ihn als schlanken Jagdhund haben wollte und ihm deshalb nicht genug zu fressen gab. Für einen so jungen Hund, der fast noch ein Welpen war, die reinste Tierquälerei.

Die Hühner auf dem Hof hatten keinen Stall. Sie rannten überall herum und hatten an vielen – auch versteckten – Stellen die Nester, wo sie ihre Eier legten. Nachts flogen sie einfach in die Baumkronen und schliefen dort. Ich holte mir nur ein, zwei Mal in der Woche ein rohes Ei und schlug es mit etwas Würfelzucker auf, um es so zu trinken. Um dem armen Hund zu helfen, klaute ich zunächst ein Ei und zeigte ihm, dass man es fressen konnte. Dann führte ich ihn zu einigen Nestern. Von da an ging es ihm besser. Er hat es mir nie vergessen.

Etliche Wochen später fragte mich der Alte, ob ich bemerkt hätte, dass «Dschüpittär» die Hühnernerster plündere. Ich verneinte natürlich. Dann wurde er in flagranti erwischt und neben seiner Hütte an eine lange Kette gelegt. Als guter Kamerad musste ich ihm jetzt helfen, und so bekam er, wenn die Luft rein war, ab und zu von mir ein Ei spendiert.

Meine bretonischen Sprachkenntnisse (neben dem wichtigeren Französisch) machten gute Fortschritte. So hörte ich eines Abends, als es mal keine Pellkartoffeln gab, dass der Patron zu den anderen Tischgenossen auf Bretonisch sagte:

«Jetzt isst der schon die zweite Scheibe Brot mit Butter!» Der Alte sah es nämlich lieber, wenn man stattdessen Speck ass, dann konnte er mehr Butter auf dem Schwarzmarkt verkaufen. Ich war eigentlich schon satt, aber jetzt bestrich ich mir noch eine dritte Scheibe dick mit Butter. Als ich abgebissen hatte, sagte ich – mit vollen Backen kauend – auf Französisch zum Patron: «Deine Butter schmeckt einfach fantastisch.» Er lächelte etwas gequält, die anderen aber sahen betreten vor sich hin.

Etwas später, an einem Sonntag, waren einige Verwandte oder Bekannte zum Mittagessen zu Gast. Ich kannte das schon. Gesprächsmittelpunkt war ich, der Kriegsgefangene. Das merkte man sofort, denn die Leute sahen mich alle auf einmal an, während sie lauthals bretonisch drauflosschwadronierten. Untereinander sprachen sie sowieso nur selten Französisch. Nur: jetzt wusste ich auch, was sie redeten. Da griff plötzlich der Alte ein und sagte laut: «Hemal kos bresonnic» (er spricht bretonisch). Sofort herrschte Schweigen. Ich aber hob mein Glas mit Cidre und protestierte ihnen lächelnd zu: «Jech maat» (gute Gesundheit).

Kurz vorher hatte ich einen Kameraden getroffen, der schon längere Zeit im Bereich Elliant arbeitete. Als er von mir hörte, ich sei in Mézaler, war er überrascht und fragte mich gleich, wie ich dort klarkäme. Von ihm erfuhr ich dann, dass schon 1946 ein Kriegsgefangener dort gearbeitet hätte, aber wieder nach Brest zurückgegangen wäre, weil er in Mézaler ganz miserabel behandelt worden war. Ich sagte dem Kameraden, dass es mir dort gut ginge und warum das so sei. Es war das alte Lied: Wer sich von den Franzosen alles gefallen liess, wurde noch schlechter behandelt.

Im April bahnte sich in Mézaler eine Veränderung mit unserer Magd Marie an. An einem Samstag schlug mir der Alte vor, doch mal am Abend nach Elliant ins Kino zu gehen. Marie wolle auch hin und ich könnte ja mit ihr zusammen – quasi als Aufsichtsperson – den Film ansehen. Die Kinokarten würde er bezahlen. Ich war ja mehr als zwei Jahre nicht im Kino gewesen und sagte zu. Also ging ich abends mit Marie los. Unterwegs sagte sie mir, sie hätte jetzt einen Freund, den wir noch abholen müssten.

Wir kamen zu einem kleinen Haus, das nur einen Innenraum als Wohnung hatte. Dort hauste ihr etwa 45-jähriger Freund, der seinen Lebensunterhalt als «taupinier» (Maulwurfsfänger) im Gemeindebereich Elliant verdiente. Wir gingen von dort zusammen zum Gemeindesaal in Elliant, wo jeden Samstagabend eine Wanderkinovorstellung stattfand. An der Stirnwand des Saals war eine Leinwand aufgespannt, und vor der gegenüberliegenden Wand stand das Vorführgerät. Dazwischen standen die in Reihen angeordneten Stühle und einfache Bänke ohne Lehnen. Es gab einen Einheitspreis von 30 Franc für alle Plätze.

Marie kaufte die Eintrittskarten, und da wir früh dran waren, konnten wir uns die Plätze noch aussuchen. Wir wählten einen schönen Platz ungefähr in der Mitte des Saales und warteten auf den Beginn des amerikanischen Schwarzweissfilms *Yoshiwara*, ein Abenteuer-Liebesfilm, der in Japan spielte. Links neben mir sassen Marie und ihr Freund, bald füllte sich der Saal, und rechts von mir sassen jetzt etliche Franzosen.

Während der Wochenschau bemerkte ich, dass der neben mir sitzende Mann auffällig viel mit den weiter rechts sitzenden Leuten tuschelte. Plötzlich sagte er zu mir auf Französisch, ich solle mich auf die Bank an der rechten Seitenwand des Saales setzen. Jetzt erst bemerkte ich, dass an den Seitenwänden eine Reihe Bänke standen, auf denen mehrere Personen sassen, die nach ihrem Äusseren Kriegsgefangene sein mussten. Nun weiss jeder, dass man im Kino, wenn man zu weit aussen sitzt, nur verzerrte Bilder auf der Leinwand sehen kann. Aber nicht nur deshalb, sondern prinzipiell störte mich das Ansinnen des Franzosen. Ausserdem ärgerte ich mich auch ein wenig über die Kameraden, dass sie sich diese Behandlung gefallen liessen.

Ich wollte aber keinen Streit und antwortete meinem Nebemann nur: «Nix compris» (vom Landserfranzösisch ins Deutsche übersetzt: «Ich verstehe kein Französisch»), ein Standardbegriff). Jetzt hörte ich, wie in seinem Kopf erst mal die Zahnräder knirschten. Dann ging das Getuschel eine ganze Weile weiter. Darauf sagte er zu mir: «Camarade là-bas, du auch là-bas» (Kamerad da drüben, du auch da drüben) und zeigte auf die Bänke an der Seitenwand.

Jetzt sah ich ihn direkt an und sagte auf Französisch so laut, dass es die ganze Umgebung hören konnte, ich hätte genau denselben Preis für den Sitzplatz bezahlt wie er und ich würde sitzenbleiben. Im Übrigen solle er die Schnauze halten (*ta gueule*), wir wollten ungestört den Film ansehen. Wieder knirschten die Zahnräder. Plötzlich stand er auf, packte mich am rechten Oberarm und riss mich hoch. Wir standen jetzt beide voll im Licht des Vorführgeräts, und jeder im Saal konnte als Schattenriss auf der Leinwand sehen, was sich abspielte.

Ich holte aus und versetzte ihm mit der Linken einen gewaltigen Schwinger direkt auf die Kinnschuppe. Er liess mich sofort los und flog der Länge nach zwischen die Sitzreihen. Erst nach einer Weile rappelte er sich auf und verschwand. Mehrere Sitzplätze rechts neben mir blieben danach unbesetzt, und es herrschte Ruhe bis zum Ende der Filmvorführung. Natürlich strömte jetzt alles zur einzigen Ausgangstür. Ich ging ebenfalls dorthin, Marie und ihr Freund hinter mir. Auf diesem Weg entstand vor mir eine Gasse, die Leute blieben stehen und bildeten ein Spalier, durch das wir nach draussen gingen. Irgendwelche Unmutsäusserungen hörte ich nicht, nur leises Flüstern.

Wir drei schlugen dann den Weg ein zum Haus des Maulwurffängers. Er nötigte mich hinein und bot mir ein Glas Cidre an. Ich setzte mich ein paar Minuten hin und sah nur noch, wie die beiden sich heftig abknutschten. Darauf entfernte ich mich ohne Abschied, schloss leise die Tür und ging allein nach Mézaler. Von da an war ich im Gemeindebereich Elliant bekannt wie ein bunter Hund, und wenn ich auf einen Bauernhof kam, hörte ich oft, dass ein Franzose zum anderen sagte: «Das ist er ...»

Als ich Sonntag früh zum Morgenkaffee kam, war von Marie nichts zu sehen. Stattdessen tauchte der Patron auf, der selbst das Frühstück gerichtet hatte, und fragte mich nach ihr. Ich sagte ihm, dass sie beim Maulwurffänger geblieben wäre, und berichtete ihm auch haarklein von dem Vorfall im Kino. Er lachte nur und sagte mir, er könne sich schon denken, wer mich angegriffen habe. Marie kam erst nach zwei Tagen zum Hof zurück, blieb aber nicht

dauernd da, sondern arbeitete in Mézaler nur noch sporadisch. Ende Mai zog sie dann ganz zu ihrem Freund. Kurz vorher, als ich abends in meiner «Wohnung» sass, erschien sie plötzlich bei mir und verabschiedete sich endgültig. Ich wünschte ihr zu ihrem kleinen Glück alles Gute. Anfang Juni tauchte eine neue Magd auf, sie hiess Anna und war um die 30 Jahre alt.

Ein paar Tage nach dem Kinoabend kam der Alte zu mir und sagte, er sei in Elliant gewesen und der Bürgermeister habe ihn angesprochen, mir nicht so viel Freiheit zu lassen. Er habe diesem daraufhin gesagt, dass ich angegriffen worden sei. Das hätte der Bürgermeister akzeptiert. Etwa zwei Wochen später musste ich wegen einer Verletzung zum Arzt nach Elliant. Es war üblich, dass man bei einer solchen Gelegenheit das Gemeindebüro aufsuchte, um dort nach Kriegsgefangenenpost zu fragen, die das Lager gesammelt an die Gemeinde schickte, und sie für die Kamerasden auf den Bauernhöfen, die am Wege lagen, mitzunehmen. Das tat auch ich.

Als ich das Büro betrat, sass dort nur der Bürgermeister, den ich vom Sehen ein wenig kannte. Er erschrak fast, als er mich sah. Offenbar war auch er im Kino gewesen und hatte mich sofort wiedererkannt. Ich fragte nach Post für die in Frage kommenden Bauernhöfe und er sprang auf und suchte hektisch alles zusammen. Als für mich persönlich nichts dabei war, entschuldigte er sich dafür zigmal und sagte mir mehrfach, es täte ihm sehr Leid, dass er mir keine Post geben könne. Er stand dabei dicht vor mir und ich sah, dass ihm Schweisserperlen auf der Stirn standen. Der arme Mann hatte offenbar gottserbärmliche Angst. Ich antwortete ihm freundlich, dass mir das nichts ausmachen würde, und dankte ihm für seine Bemühungen. Er schien dann sehr erleichtert, als ich mich verabschiedete.

Erneute Fluchtvorbereitungen

Im Februar hatte ich wieder begonnen, mich mit einer erfolgversprechenden Flucht zu befassen. Die Eisenbahn schied von vornherein aus, denn meine Sprachkenntnisse waren anfangs noch zu schlecht, vor allem aber fehlte es an Geld für eine Fahrkarte. Die Beschaffung von Zivilbekleidung wäre möglich gewe-

sen, denn das erforderte nur geringen Aufwand, da die Franzosen nicht besonders gut angezogen waren. Also blieb nur das Auto.

Allein ein geeignetes Fahrzeug zu finden war schon schwierig, denn damals hatten auch von den reicheren Bauern die wenigsten ein Auto. In dem von mir überschaubaren Bereich zwischen Penvern und Mézaler gab es nur vier, von denen ich wusste: in Tréanna die grosse Limousine von Jean-Louis, auf dem Nachbarhof ein Citroën und auf dem Weg nach Mézaler noch ein weiterer Pkw – diese standen alle direkt auf dem Bauernhof oder in einer Remise, die vom Wohnhaus aus einsehbar war, und wurden dauernd benutzt. Das vierte Fahrzeug war ein schwarzer Citroën Traction Avant, der sehr gepflegt aussah.

Er stand in Kerlouern, einem Einzelhof, der von Mézaler nur 150 Meter entfernt war, und wurde von der Familie nur am Sonntagvormittag zum Kirchgang nach Elliant benutzt, also eigentlich ein Prestigeobjekt. Die Holzgarage lag etwas vom Hof entfernt im Gebüsch. Das durch ein grosses Vorhängeschloss gesicherte Tor befand sich auf der vom Hof abgewandten Seite, konnte also nicht eingesehen werden. Das waren ideale Bedingungen für meine Zwecke, denn wenn ich das Auto am Sonntagabend abholte, würde unter normalen Umständen sein Verlust erst eine Woche später auffallen.

Zusätzlich überprüfte ich sonntags ein paar Mal, wie das Auto fuhr, wenn die Familie von Kerlouern damit unterwegs war. Mir fiel auf, dass der Patron dieses Hofes ziemlich langsam und sehr vorsichtig fuhr. Da er schon über 70 und nur jede Woche einmal zur Kirche im Auto unterwegs war, schob ich das auf mangelnde Fahrpraxis. Auf diesem Hof arbeitete auch ein Kriegsgefangener. Er war schon älter, stammte aus Thüringen und hiess Paul. Zwangsläufig war ich ihm ein paar Mal begegnet, wenn ich zur Feldarbeit unterwegs war, und hatte mit ihm gesprochen. Nachdem ich aber das Auto seines Hofes im Visier hatte, vermied ich jeden engeren Kontakt mit ihm, um ihn nicht in die Geschichte hineinzuziehen.

Die Verwendung eines Autos brachte allerdings ein weiteres Problem mit sich. Ich konnte zwar fliegen und kannte mich deshalb in technischer Hinsicht mit Verbrennungsmotoren recht gut aus, aber ich konnte nicht Auto fahren. Also musste bei der

Flucht ein Kamerad dabei sein, der dazu in der Lage war. Unter diesen Aspekten begann ich nun, mich nach fluchtbereiten entsprechenden Kameraden umzusehen. Zuerst fragte ich Jupp, den Ostpreussen, der bei der Flucht von Lestrevet dabei gewesen war. Er lehnte aber ab, weil er kurz zuvor erfahren hatte, dass seiner Familie mit Hilfe der Kriegsmarine die Flucht aus Ostpreussen gelungen war. Sie sass nun in Dänemark in einem Internierungslager und er wollte erst mal die weitere Entwicklung abwarten. Dafür hatte ich durchaus Verständnis.

Schliesslich fand ich zwei Kameraden in Tréanna auf den Nachbarhöfen von Jean-Louis' Bauernhof. Der eine war etwa so alt wie ich, stammte aus dem Schwäbischen und sprach recht gut Französisch. Der zweite, Andreas, etwa 35 Jahre alt, war in Rüdeshelm zu Hause. Er hatte der Leibstandarte angehört und dort leichte Panzer gefahren. Andreas wurde unser Fahrer.

Wir verabredeten, uns jeden Sonntagabend in Tréanna zu treffen, um die Flucht vorzubereiten. Für mich bedeuteten dabei meine Sonntagnachmittagbesuche in Penvern eine gute Tarnung, denn durch den Dorfklatsch war es längst bekannt, auch in Mézaler, dass ich dort Mimi besuchte. Ich mochte sie ganz gern, aber zu einer echten Liebesbeziehung kam es nicht, weil ich wegen der vorgesehenen Flucht abbremste. Jedenfalls fiel es in Mézaler überhaupt nicht auf, dass ich auf dem Rückweg noch in Tréanna Station machte.

In dieser Zeit bekamen wir plötzlich aus dem Lager eine grössere Menge amerikanischer Uniformstücke, insbesondere Hosen, Hemden und Jacken, die allerdings mit den 30 Zentimeter grossen Buchstaben «PG» (Prisonnier de Guerre) in Ölfarbe gekennzeichnet, also nicht zur Flucht geeignet waren. Ich weiss nicht mehr, wer von uns den genialen Geistesblitz hatte, jedenfalls stand plötzlich der Vorschlag im Raum, als französische Soldaten verkleidet zu fliehen. Jedem war sofort klar, dass es keine bessere Tarnung gab – der Hauptmann von Köpenick lässt grüssen. Das Problem war nur, dass alle Bekleidungsstücke wegen der PG-Bemalung für unsere Zwecke so nicht verwendet werden konnten.

Ich suchte deshalb Jupp, den Schneidermeister, auf seinem Hof

auf und fragte ihn, ob es möglich sei, die verschmierten Bekleidungsstücke gegen saubere auszutauschen. Er bejahte das, fügte aber hinzu, dass dafür andere Bekleidungsstücke geopfert werden müssten. Zum Beispiel könne er mit einem Hemd zwei andere einwandfrei erneuern. Daraufhin fragte ich ihn, ob er bereit sei, die Flucht mitzumachen. Er war sofort Feuer und Flamme. Ich nahm ihn gleich zur nächsten Fluchtbesprechung mit, auf der wir weitere Einzelheiten erörterten.

Es ergab sich dabei, dass wir die für die Erneuerung benötigten Uniformstücke leicht aus dem kleinen Fundus beschaffen konnten, der bei Jean-Louis lagerte. Der Schneider regte an, die Fluchtbekleidung auch mit den entsprechenden Rangabzeichen zu versehen, die zum Teil noch auf den Hemden aufgenäht waren. Soweit sie fehlten, erbot er sich, diese aus Resten selbst zusammenzunähen, denn er kannte sich damit aus. Zur Verfügung hatten wir allerdings nur amerikanische Rangabzeichen, aber wir fanden, so genau würde niemand hinsehen. Hauptsache war, dass Vorgesetzte erkennbar waren. So legten wir fest, dass der Schwabe und ich als Oberleutnant, die beiden anderen als Feldwebel ausstaffiert werden sollten.

Auf den im Fundus lagernden Hemden befanden sich aber auch Funktionsabzeichen wie gekreuzte Pistolen für Waffenmeister oder ein auf dem Oberarm zu tragender Schild mit der Stickerei «Militärpolizei». Diese sollten ebenfalls auf die Fluchtuniformen genäht werden. Ausserdem wollte Jupp für jeden von uns aus den Resten der geopfert Hemden Original-Käppis schneiden. Wir stellten ihm nach und nach das für seine Arbeit erforderliche Material zu Verfügung, das er entsprechend verarbeitete.

Wir wussten, dass die französische Armee überwiegend schwarze Pkws benutzte, die sich von Zivilfahrzeugen auf den ersten Blick nur dadurch unterschieden, dass sie vorn und hinten auf den Kotflügeln sowie auf jeder Tür eine aufgemalte Trikolore etwa in Postkartengrösse trugen. Genau so wollten wir den anvisierten Citroën herrichten, nachdem wir ihn am Fluchttag aus der Garage geholt haben würden. Zwar trugen die Armeefahrzeuge ein besonderes amtliches Kennzeichen, aber wer würde schon darauf achten, wenn überall die Trikolore zu sehen war? Wir besorg-



Der Autor im Juni 1947 in Mézaler kurz vor der Flucht.

ten uns einen besonders schnell trocknenden Lack in den Farben Blau, Weiss und Rot, fertigten entsprechende Pappschablonen an und machten eine Probemalung an einer unverfänglichen Stelle. Der Zeitaufwand dafür und die Qualität der Bemalung waren durchaus brauchbar.

Weiter benötigten wir alsbald gute Strassenkarten vom Nordteil Frankreichs, denn ich wollte die Fahrtroute nach Streckenabschnitten in Kilometern, vermutlicher Fahrzeit und Benzinverbrauch möglichst genau festlegen. Das war unerlässlich, denn während der Fahrt war dafür keine Zeit mehr. Für die Fahrtroute wählte ich aus Gründen der Vorsicht nicht die Hauptverbindungsstrassen, sondern Nebenstrecken, später im weiteren Verlauf südlich an Paris vorbei. So vermieden wir die grossen Städte wie Rennes und Le Mans. Zum Befahren stellten die Nebenstrassen kein Problem da, weil sie in Frankreich überall geteert waren.

Ich sollte während der Flucht auf dem Beifahrersitz die Rolle des Lotsen übernehmen. Das sollte später auch ganz ausgezeichnet klappen; wir verfuhrten uns nicht ein einziges Mal. Nachdem ich alle Karten zur Verfügung hatte, fertigte ich eine übersichtliche Routenbeschreibung an und hatte damit diese Vorbereitung abgeschlossen. Sie wurde mit den Kameraden ausführlich besprochen.

Ein weiterer, noch wichtigerer Punkt war die Ausrüstung des Autos. Man konnte damals nicht einfach an eine Tankstelle fahren und Benzin kaufen, denn Treibstoff gab es nur auf Bezugsschein. Also mussten wir die für die 1'000 Kilometer Fahrtstrecke erforderliche Menge einschliesslich eines Einfülltrichters vorher organisieren und im Auto mitnehmen. Wir fanden das Benzin auf unseren Bauernhöfen. In Mézaler gab es einen stationären Benzinmotor, der zum Beispiel zum Antrieb der Dreschmaschine benutzt wurde. Dafür lagerten etwa 100 Liter Benzin in Kanistern auf dem Hof, die wir dann mitnehmen wollten. Auch von den anderen Bauernhöfen kamen noch ein paar Kanister zusammen, so dass wir ausreichend Treibstoff dabeihatten.

Die Reifen einschliesslich Reservereifen an unserem Fluchtauto waren noch gut. Trotzdem nahmen wir von einem Hof in Tréanna noch ein zusätzliches, passendes Reserverad mit. Dazu besorgten wir uns zwei Montiereisen zum Reifenabziehen, Flickzeug für die Schläuche und Ersatzventile. Damals gab es ja noch keine schlauchlosen Reifen. Eine ganze Reihe weitere Dinge kamen hinzu, die auf unseren Bauernhöfen zugriffbereit lagerten: ausrei-

chend Motoröl zum Nachfüllen, Luftpumpe, Wagenheber, Zündkerzen und diverses Werkzeug.

Dem Besorgen dieser Ausrüstung gingen lange Besprechungen an den Sonntagabenden voraus. Die einzelnen Gegenstände konnten auch nur mit entsprechender Vorsicht, also nach und nach, beschafft werden. Das erforderte viel Zeit, so dass wir erst Ende Juni alles bereit hatten. Als Fluchtbeginn setzten wir Sonntag, den 29. Juni 1947 spätabends fest. Die Fluchtbeteiligten sollten kurz nach 23 Uhr zu mir nach Mézaler kommen, wo wir zunächst das Auto aus Kerlouern abholen wollten.

Ich hatte an diesem Sonntag Stalldienst, das heisst, ich musste Pferde und Kühe versorgen. Das passte mir ganz gut, denn so konnte ich in aller Ruhe mein kleines Reisegepäck herrichten. Der Patron war mit François den ganzen Tag auf einem Verwandtenbesuch, so dass ich mit der neuen Magd Anna allein war, abgesehen von der bettlägerigen Bäuerin. Der Patron hatte mich gebeten, ab und zu nach den Kühen zu sehen, die auf einer nahen Weide standen, weil eine hochtragend war.

Mittags war noch alles in Ordnung gewesen. Als ich die Tiere aber um 16 Uhr zum Melken in den Stall holen wollte, sprang ein Kälbchen herum. Die Nachgeburt war verschwunden, vermutlich hatte die Mutterkuh sie gefressen. Ich nahm das Kälbchen auf den Arm, zog mit der ganzen Herde in den Stall und informierte Anna über den Nachwuchs, die sich dann um alles kümmerte. Später ass ich zusammen mit Anna das von ihr bereitete Abendessen. Sie sass mir gegenüber und redete mich plötzlich in etwas eigenartiger Weise an, als ich gerade fertig gegessen hatte.

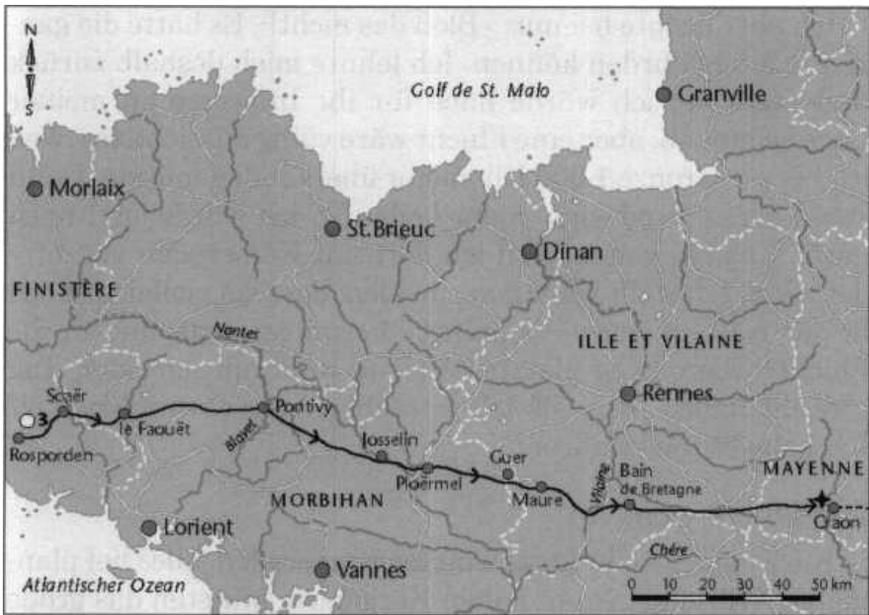
Bis dahin hatte ich sie noch gar nicht richtig angesehen, weil ich in den letzten Wochen mit meinen Gedanken nur bei der Flucht gewesen war. Sie lächelte mich an und fragte mich geradeheraus, warum ich noch nicht aus der Gefangenschaft geflohen sei. Sie jedenfalls würde niemand davon erzählen, wenn sie meine eventuelle Flucht bemerken würde, auch der Polizei nicht. Ich sah ihr dabei direkt in ihre wirklich schönen Augen und bemerkte, dass diese eine eigenartige Farbe hatten, wie ich sie noch nie gesehen hatte: grün-hellbraun mit kleinen Goldpunkten. Übrigens hatte sie echte blonde Haare.

Ich aber dachte bei mir: «Bloss das nicht!» Es hätte die ganze Flucht gefährden können. Ich lehnte mich deshalb zurück und sagte ihr, ich würde mich für ihr Interesse an meiner Lage bedanken, aber eine Flucht wäre völlig aussichtslos, weil ich bis zur Grenze 1'000 Kilometer überwinden müsste. Dann stand ich auf und sagte mehr beiläufig, ich würde jetzt noch nach Tréanna gehen, weil ich dort mit Kameraden verabredet wäre. Ich wollte damit vermeiden, dass sie vielleicht noch in der Nähe meiner «Wohnung» herumgeisterte und in die Fluchtvorbereitung platzte. Was sie wohl am nächsten Tag gedacht haben mag, als ich tatsächlich verschwunden war? Ich habe es nie erfahren.

Die Flucht geht los

Kurz nach 23 Uhr kamen meine Kameraden, alles lief planmässig. Wir gingen zum nahen Kerlouern, öffneten das grosse Vorhängeschloss mit einem Dietrich und das Garagentor. Den Wagen schoben wir von Hand heraus und etwa 100 Meter vom Hof entfernt in einen Hohlweg. Dann machten wir Garagentor und Schloss wieder zu. Im Schein einer Taschenlampe wurde die Zündung kurzgeschlossen, der Motor sprang sofort an und wir fuhren in die Nähe von Mézaler. Dort holten wir mein Gepäck, die Benzinkanister sowie etwas Werkzeug und erreichten Tréanna. Im Schutze eines Gebüschs malten wir im Schein von zwei Taschenlampen die sechs Trikoloren auf das Auto. Schnell schleppten wir das Gepäck der anderen drei Kameraden sowie die restliche Ausrüstung von den Bauernhöfen ins Auto und fuhren kurz nach Mitternacht los.

Wir benutzten wie geplant Nebenstrassen und fuhren sehr verhalten, um Reifen und Benzinvorräte zu schonen. Allmählich liess jetzt unsere Anspannung nach. Nach nicht einmal 50 Kilometern Fahrtstrecke – wir durchquerten gerade eine Strassenbaustelle – gab es plötzlich einen Knall, und das Auto fing an zu rumpeln. Wir hielten sofort an und sahen, dass ein Hinterreifen geplatzt war. Wahrscheinlich waren wir über einen scharfen Gegenstand gefahren, denn der Riss war so lang, dass mit unseren Mitteln keine Reparatur möglich war. Gott sei Dank hatten wir zwei Reserveräder mit und so liessen wir das defekte Rad nach dem Radwechsel einfach liegen.



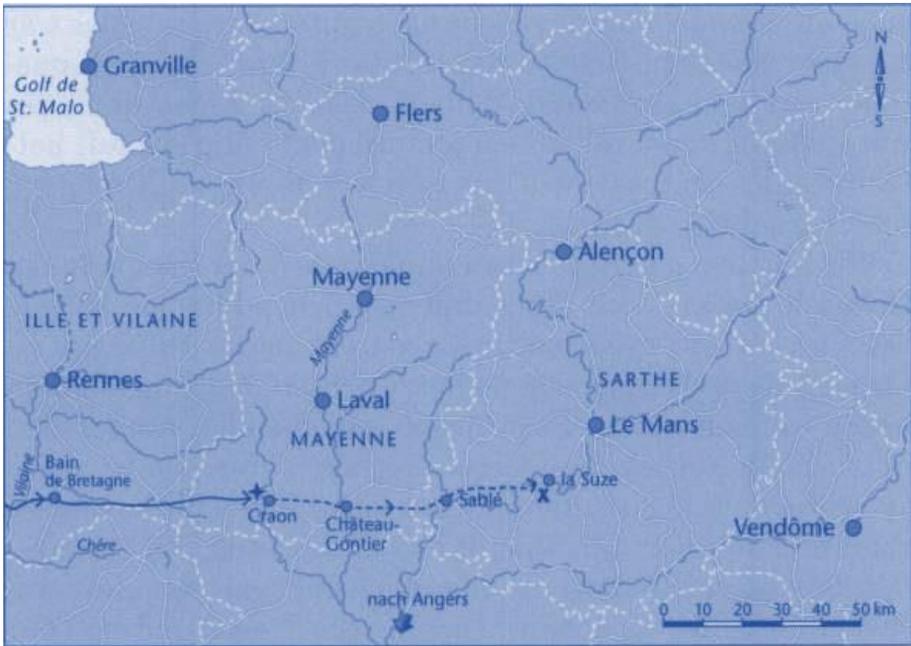
Flucht 29.6.1947 aus Elliant.

○ 3 Mézaler (Bauern – Kdo. Elliant)

----- Fluchtweg mit dem Auto (über Rosporden – Scaër – Le Faouët – Guéméné-s.-Scorff – Pontivy – Ploërmel – Guer – Messac – Bain de Bretagne – Thourie – Martigné-Ferchaud – St. Aignan-s.-Roë) nach Craon.

+ Ende der Autoflucht (Totalschaden des Motors)

Nach einer knappen Stunde ging die Fahrt weiter. Beim Durchfahren mehrerer Kleinstädte am frühen Morgen wurden wir von französischen Soldaten militärisch begrüßt, in einem Fall sogar von einem deutschen Kriegsgefangenen, der neben der Strasse arbeitete. Unsere Tarnung funktionierte also. Wir waren schon 330 Kilometer gefahren, hatten also schon fast ein Drittel der Entfernung bis zur deutschen Grenze geschafft, als am Ortsausgang von Craon, nördlich von Angers, eine Strassensperre der Polizei auftauchte, an der offenbar alle Fahrzeuge zur Kontrolle angehalten wurden. Jeder dachte es, aber nur einer sagte es: «Verdamnte Scheisse.» Doch der neben mir sitzende Fahrer gab nur mit der Hand ein Zeichen für freie Durchfahrt, worauf der Polizist



Fortsetzung der Flucht.

– *Fluchtweg zu Fuss. Ab Château – Gontier auf einer stillgelegten Bahnstrecke, die etwa bei Sablé-sur-Sarthe auf die Hauptstrecke Angers – Le Mans traf. Nach etwa weiteren 30 Kilometern auf dieser Bahnlinie X Ende der Flucht.*

zur Seite sprang, die Fahrt freigab und stramm grüßte. Richtig dankbar erwiderten wir den militärischen Gruss. In diesem Augenblick stand für uns fest, dass wir durchkommen würden.

Nur drei Kilometer weiter jedoch hörten wir plötzlich am Motor starkes Kolbenklopfen, ein Zischen – und dann stand der Wagen still. Wir stellten fest, dass der Zylinderblock gerissen war. Das war uns unerklärlich, denn wir waren motorschonend gefahren und hatten auch ausreichend Öl nachgefüllt. Für uns war es gerade in diesem Augenblick ein fürchterlicher Schock. Wir standen da wie die begossenen Pudel. Keiner konnte ein Wort sagen. Die

genauen Vorbereitungen, auch die Freude über den bisherigen guten Verlauf, alles war umsonst gewesen! Erst Monate später erfuhr ich von Kameraden aus dem Kommando Elliant, dass der Eigentümer des Autos dieses schon mit einem Motordefekt billig gekauft hatte und es als Statussymbol nur zum sonntäglichen Kirchengang sehr vorsichtig benutzte.

Wir schoben das Auto erst einmal neben der Strasse in ein Gebüsch. Da wir noch Farbe und ausreichend Benzin hatten, beschlossen wir, eventuell in Craon ein neues Fahrzeug zu «besorgen» und entsprechend herzurichten. Ich ging mit dem neben mir am besten Französisch sprechenden Kameraden in die Stadt zurück, um dort zu recherchieren. Da wir über etwas Geld verfügten, konnten wir ein grösseres Bistro aufsuchen und von dort aus unauffällig beobachten. Völlig ungefährdet unterhielten wir uns mit etlichen Franzosen und sprachen unter anderem über innenpolitische Fragen und die Tour de France, die gerade begonnen hatte.

Wir konnten aber leider kein Auto finden, das man ohne grösseres Risiko nach Einbruch der Dunkelheit hätte entführen können. Deshalb setzten wir unsere Flucht zu Fuss auf Eisenbahnstrecken fort, wurden aber vier Tage später erwischt und zur Gendarmerie Nationale gebracht. Auf die Frage, woher wir kämen, antworteten wir: «Elliant bei Quimper», worauf der Polizist sagte: «Bien marché» (gut marschiert). Wir schilderten dann wahrheitsgemäss die Einzelheiten unserer Flucht, den Standort des defekten Autos, das bis dahin noch nicht vermisst wurde, und wiesen darauf hin, dass wir das Auto nicht gestohlen, sondern nur zur Flucht ausgeliehen hätten. Die Polizisten behandelten uns sehr gut, einer gab mir den Tipp, den nächsten Fluchtversuch mit einer normalen Fahrkarte in der Eisenbahn zu unternehmen, denn dort fanden keine Passkontrollen statt.

Wir landen im Gefängnis

Am 5. Juli 1947 brachte uns die Polizei – wie gehabt in Handschellen – nach Laval. Wir wurden dem Untersuchungsrichter vorgeführt, vor dem wir dieselbe Fluchtschilderung abgaben, und dann sofort in das Maison d'Arrêt (Gefängnis) eingeliefert. Die Verpflegung hier war miserabel. Es gab pro Tag ein Stück Brot

mit Malzkaffee, einen Dreiviertelliter dünne Suppe mit etwas Gemüse, Kartoffeln und manchmal sehr wenig Fleisch. Das war so gering, dass sich schon bald wieder dieser entsetzliche Heißhunger der Jahre 1945/46 einstellte. Die Erlebnisse in den amerikanischen Lagern und in Rennes wirkten immer noch nach.

Man hielt uns fast zwei Monate in Einzelhaft ohne jede Beschäftigungsmöglichkeit. Als Lesestoff hatte ich nur eine Bibel (Altes und Neues Testament) in deutscher Sprache, die ich in meiner Zelle vorgefunden hatte. Ich machte daher aus der Not eine Tugend und las das Buch der Bücher sehr aufmerksam bis zum Schluss durch, nicht etwa aus religiösem Eifer oder um seelischen Trost zu finden, den ich ehrlich gesagt nirgendwo entdecken konnte. Teile der Bibel, wie die Genesis oder die Gleichnisse aus dem Neuen Testament, kannte ich natürlich. Sie gehören ja zur Allgemeinbildung. Nein, ich las das Buch wie einen Roman oder zutreffender: wie einen Krimi. Teile des Alten Testaments sind ja ohnehin nichts weiter als ein Querschnitt durch das Strafgesetzbuch.

Anfangs konnte man den Eindruck haben, völlig isoliert und verlassen zu sein. Aber dem war nicht so. Ich bekam eines Tages ein direkt an mich adressiertes kleines Paket mit hochwertigen Lebensmitteln wie zum Beispiel Erdnussbutter. Als Absender war nur angegeben «Mademoiselle Mitten, Laval». Ich kannte die Dame nicht, aber ich vermutete richtig, dass es mit dem katholischen Anstaltspfarrer zusammenhing, der mich kurz vorher besucht hatte. Auf jeden Fall half mir diese Verpflegung gut weiter.

Aber es gab noch weitere Hilfe. Diese kam durch den Anstalts-sanitäter, der nebenbei ein kleines Krankenrevier von einigen Betten betreute. Er konnte sich innerhalb des Gefängnisses frei bewegen und so nahm er Kontakt mit jedem unserer Fluchtmannschaft auf. Mir war sofort klar, dass er damit seine Kompetenzen überschritt. Er war eben ein guter Kamerad von uns, in der wahrsten Bedeutung dieses Wortes. Er sprach sehr gut Deutsch und war als Franzose zu 20 Jahren Zuchthaus verknackt worden, weil er als Angehöriger der Waffen-SS gegen den Bolschewismus gekämpft hatte.

Dabei hatte er noch Glück. Andere Franzosen traf es härter. So

liess der französische General Leclerc (in Frankreich als Nationalheld bezeichnet) noch am 8. Mai 1945, wenige Stunden vor Inkrafttreten des Waffenstillstandes, in Karlstein, einem Vorort von Bad Reichenhall, zwölf Angehörige der französischen SS-Division Charlemagne ohne Gerichtsverfahren durch Erschiessen hinrichten. Sie hatten sich ein paar Tage vorher den Amerikanern kampflos ergeben. Heute liegen sie in einem Gemeinschaftsgrab auf dem Friedhof von Bad Reichenhall, das von Bürgern dieser Gemeinde ehrenamtlich gepflegt wird.

Schon ein paar Mal hatte ich durch die offene Versorgungsklappe meiner Zellentür deutsche Laute gehört und einige Mitgefangene in Wehrmachtsuniform gesehen. Ich fragte den Sanitäter danach und erfuhr, dass es vier deutsche Soldaten waren, die in Einzelhaft (!) mehrjährige Zuchthausstrafen verbüsst, zu denen sie ein französisches Gericht verurteilt hatte, weil sie Teilnehmer eines Erschiessungskommandos gewesen waren, das französische Geiseln füsiliert hatte.

Zufällig hatte ich diesen Prozess ein paar Monate vorher in der Zeitung mitverfolgt. Er richtete sich gegen einen Major, zwei Unteroffiziersdienstgrade und einen Gefreiten und war nichts weiter als ein übler Schauprozess, in dem alle unschuldig verurteilt wurden. Einmal hatten sie als Angehörige des Erschiessungskommandos nur einen Befehl von oben ausgeführt, dem sie sich nicht widersetzen durften. Dann war die Erschiessung von Geiseln nach dem damals geltenden internationalen Recht als Repressalie nach einem vorherigen Partisanenangriff durchaus zulässig, entgegen der heutigen öffentlichen Meinung, die den damaligen Geislerschiessungen das heute geltende internationale Recht zu Grunde legt. Dabei war die deutsche Wehrmacht mit ihrer festgelegten Erschiessungs-Quote von 1:10 noch recht moderat. Für einen getöteten deutschen Soldaten wurden zehn Geiseln erschossen. Zum Vergleich: 1945 legten die Amerikaner in Deutschland eine Quote von 1:50 und die Russen sogar von 1:100 fest. Humanitär gesehen sind alle derartigen Erschiessungs-Quoten ein grosses Übel, aber hinterhältige Partisanenangriffe unter dem Schutzschild der Zivilbevölkerung sind noch gemeiner.

Am 4. September 1947 fand unsere Hauptverhandlung vor dem Einzelrichter statt. Es war dieselbe Person wie der Untersuchungsrichter. Eine Anklageschrift oder etwas Ähnliches war uns vorher weder zugeleitet noch vorgelesen worden. Letzteres wurde jetzt nachgeholt, dann verlas der Richter eine lange Liste von Gegenständen (es war unsere zusätzliche Ausrüstung), die wir neben dem Auto ebenfalls gestohlen haben sollten, und fragte, wer von uns welchen Gegenstand entwendet hätte.

Bevor der Dolmetscher mit seiner miserablen Übersetzung anfangen konnte, wandte ich mich auf Französisch direkt an den Richter und sagte ihm, dass wir das Auto und alle anderen Gegenstände gemeinschaftlich genommen hätten. Er fragte dann die anderen drei ausdrücklich, ob das so richtig sei. Sie bejahten das. Offenbar hatte ihn das Geständnis beeindruckt. Es ersparte ihm auch einen Haufen Rechenarbeit. Vielleicht hätten wir ohne diese Ausführungen noch eine höhere Strafe kassiert.

Wir wiesen auch hier ausdrücklich daraufhin, dass wir das Auto nicht weggenommen hätten, um es zu behalten oder gar zu verkaufen, sondern nur, um es zur Flucht bis zur Grenze zu benutzen. Ein Diebstahl in juristischem Sinne läge also nicht vor. Wir hatten sogar einen Pflichtverteidiger, einen jungen Advokaten, den der Richter unter mehreren dort zufällig anwesenden Anwälten erst bestimmte. Unser Verteidiger hatte vorher keine Akteneinsicht und konnte sich nur an der vorgelesenen Anklageschrift orientieren.

Er riet uns, die «Tat» ausdrücklich zu bereuen, was wir aus Gründen der Vernunft auch taten. In seinem Plädoyer trug er mit Vehemenz seine Ansicht vor, dass es an der Zeit wäre, die Kriegsgefangenen nach Hause zu lassen, damit solche Straftaten unterblieben. Er bat in Anbetracht unseres freimütigen Geständnisses um eine milde Strafe. Diese lautete dann unter Anrechnung der Untersuchungshaft auf sechs Monate Gefängnis. In Ausführung und Ergebnis war das – auch aus damaliger Sicht – ein recht fragwürdiges Strafverfahren.

Wir blieben zur Strafverbüßung in Maison d'Arrêt von Laval und kamen sofort aus den Einzelzellen in die Gemeinschaftsräu-

me (Schlafsaal und Tagesraum) der rechtskräftig verurteilten anderen Strafgefangenen. Diese verbüßten alle mehrjährige Zuchthausstrafen, einige lebenslänglich wegen Mordes (begnadigt von der Todesstrafe) oder sassen als Gewohnheitsverbrecher in Sicherungsverwahrung. Wir sassen also in einem Zuchthaus. Das hatte allerdings den grossen Vorteil, wie wir sofort von unseren Mitgefangenen erfuhren, dass wir nur etwa zwei Drittel der Strafe verbüßen mussten, weil wir lediglich zu Gefängnis verurteilt worden waren.

Diese Gefangenengruppe in Gemeinschaftshaft bestand aus etwa 60 Personen, unter denen eine streng hierarchische Ordnung herrschte. Die inoffizielle Spitze bildeten einige Berufsverbrecher. Sie bestimmte, wer lukrative Posten bekam. Danach richteten sich auch die Gefängniswärter. Es bestand absolutes Rauchverbot und das Verbot des Besitzes von Streichhölzern und Feuerzeugen. Trotzdem wurde überall geraucht, nämlich ins Gefängnis geschmuggelter Tabak. Zum Anzünden gab es mehrere Methoden. Grundlage waren aus Stoffresten gefertigter Zunder oder Watte mit Wundbenzin aus der Gefängnisapotheke. Funken wurden zum Beispiel mit einem durch Zwirn in schnelle Drehung versetzten Hosenknopf erzeugt, der auf ein eisernes Bettgestell gehalten wurde.

Als wir in diese Gemeinschaft kamen, wunderten wir uns zunächst über den Respekt, den man uns zollte. Der Grund war folgender: Über unsere Verhandlung und Schilderung der Flucht erschien kurz nach dem Gerichtstermin ein ausführlicher, über eine halbe Seite gehender Artikel in der Tageszeitung *L'Ouest France*. Einer der Gefangenen gab ihn mir zum Lesen. Das Wesentliche dieser Schilderung war für unsere Mitgefangenen offenbar, dass wir durch unsere Militärarnung die Polizei so schön an der Nase herumgeführt hatten.

Mich überraschte, dass der Artikel keine gehässigen Passagen über Kriegsgefangene oder Deutsche enthielt. Stattdessen las er sich eher wie die Schilderung eines lustigen Abenteuers, eine andere journalistische Masche, um das Interesse des Lesers zu erwecken. Der Schluss des Artikels war vom Plädoyer unseres Verteidigers abgekupfert, der die Entlassung aller Kriegsgefangenen gefordert hatte.

Ich habe auch nicht ein einziges Mal gehässige Äusserungen gehört, weil wir Deutsche waren – zum Beispiel das überall gängige Schimpfwort «boche». Einige Mitgefangene boten mir für die Zeit nach ihrer Haftentlassung ihre Mithilfe ohne Gegenleistung zur Flucht nach Deutschland an. Einer von diesen, ein professioneller Geldschrankknacker mit Namen Michel Legrand, gab mir die Adresse seines Bruders in Hirson, einer Kleinstadt an der belgischen Grenze. Ich sollte mich dort melden. Er würde mir garantiert weiterhelfen. Noch wichtiger war aber eine Vielzahl anderer Informationen, zum Beispiel über polizeiliche Routinekontrollen auf Landstrassen oder Bahnhöfen und wie man am besten durch Paris kommt.

In den ersten Tagen im Gemeinschaftsraum mussten wir noch – wie alle anderen – eine typisch geisttötende Strafgefangenenarbeit leisten. Jeder bekam einen Beutel mit Apfelkernen, die von Hand sauber aussortiert werden sollten, Verunreinigungen und schlechte Kerne wurden weggeworfen. Eine richtige Arbeit zum Mäusemelken also. Irgendwelcher Druck durch Leistungsvorgaben wurde dabei nicht ausgeübt. Dann fragte man uns, ob wir freiwillig für die Küche arbeiten würden, also Kartoffeln schälen und Gemüse putzen. Wir stimmten sofort zu, denn damit erhielten wir die doppelte Verpflegungsration. Unser Hungerproblem war damit gelöst.

Aufgrund des Zeitungsartikels hatte auch der deutsche katholische Lagerpfarrer des in der Nähe liegenden Kriegsgefangenenlagers Evron von unserem Schicksal erfahren. Er besuchte uns mehrmals, brachte Lesestoff und gab uns geschmuggeltes Tabak. Er verhielt sich wie ein richtiger Kumpel und schimpfte ohne jede Hemmung auf die Franzosen. Sein Name war Alois Mayer, er stammte aus Mühlendorf am Inn.

Offenbar auf demselben Wege hatte auch das Internationale Rote Kreuz in Genf von uns gehört. Jedenfalls erschien Mitte September im Gefängnis Monsieur Thomas von dieser Organisation. Er übergab jedem von uns einen amerikanischen Daunenschlafsack zusammen mit einem in Deutsch und Französisch abgefassten Zertifikat, in dem stand, dass dieser uns nicht weggenommen werden dürfte. Das Rote Kreuz würde sich eine entsprechende Überprüfung vorbehalten. Dieser Schlafsack leistete mir übrigens

ein gutes halbes Jahr später auf meiner letzten und geglückten Flucht wertvolle Dienste.

Anfang November 1947 wurden wir nach Verbüßung der Straffhaft in eine Kaserne am Stadtrand von Laval gebracht, in der ein Nachrichtenbataillon der französischen Armee lag. Kommandeur dieser Einheit war der fast perfekt Deutsch sprechende Capitaine Adam, der sich sofort unserer annahm. Er sorgte dafür, dass wir aus der Kleiderkammer französische Uniformen – ich trug immer noch meine alte verblichene Wehrmachtsjacke – und heile Schuhe bekamen.

Capitaine Adam hatte selbst fünf Jahre in deutscher Kriegsgefangenschaft zugebracht, auch Fluchtversuche unternommen, und kannte unsere Nöte. Er führte mit mir in dieser Zeit viele lange Gespräche und er sagte mir, er würde in Kürze den Armeedienst quittieren, um dann als Deutschlehrer zu arbeiten. Dafür wolle er seine Deutschkenntnisse verbessern und bat mich, ihm dabei zu helfen. Es kam ihm auf die Klärung grammatischer Fragen und die Verbesserung seiner Ausdrucksweise an. Ich glaube, dass ich aufgrund meiner Schulbildung dafür der richtige Partner war. Er sagte es mir zwar nicht, aber ich bin davon überzeugt, dass er auch alle Einzelheiten unserer Flucht kannte.

Nach Dienstschluss konnten wir übrigens ungehindert in die Stadt gehen. Das ging sogar so weit, dass die französischen Soldaten wegen eines damals ausgerufenen Generalstreiks Ausgangsverbot hatten, wir Kriegsgefangenen aber schadenfroh grinsend in die Stadt marschierten. Einmal waren wir sogar im Kino und sahen uns den damals neuen amerikanischen Farbfilm *Der Dieb von Bagdad* (mit französischen Untertiteln) an. Vor allem aber besuchten wir Mademoiselle Mitten, deren Anschrift wir uns noch im Gefängnis besorgt hatten, und bedankten uns für die Lebensmittelpakete, denn auch die anderen drei hatten von ihr diese Wohltat erfahren. Mademoiselle Mitten war eine schon ältere Dame, die aus Luxemburg stammte und deshalb auch Deutsch sprach.

Wir blieben drei Wochen in der Kaserne, bekamen die französische Truppenverpflegung einschliesslich täglicher Rotweinration und wurden mit kleinen Gelegenheitsarbeiten in der Kfz-Werkstatt beschäftigt.

Dépôt 114 und die letzte Flucht 1947-1948

Ende November holte uns ein französischer Wachtsoldat, ein Algerier, ab. Er sprach nur schlecht Französisch und konnte weder Lesen noch Schreiben. Er sollte uns mit der Eisenbahn nach Lorient (Dépôt 114) bringen, das für uns nach der Auflösung des Lagers in Brest zuständig geworden war, und ging deshalb mit uns zum Bahnhof in Laval.

Dort hatte er gleich einen turbulenten Auftritt. Wir wollten die Sperre passieren, und er zeigte dem Bahnbeamten seinen Marschbefehl vor. Dieser sagte ihm in aller Ruhe und sehr freundlich, er müsse den Marschbefehl vorher von der im Bahnhof befindlichen Dienststelle der Armee abstempeln lassen. Jetzt kam plötzlich der cholerische Charakter der meisten Nordafrikaner zum Vorschein. Aufgebracht antwortete er dem Bahnbeamten, das würde ihn nicht interessieren, er sei im Dienst und hätte den Befehl, die Kriegsgefangenen nach Lorient zu bringen.

Der Franzose – er kannte seine Pappenheimer – sagte ihm noch mal ganz ruhig, er solle sich den Stempel holen, erst dann dürfe er ihn durch die Sperre lassen. Jetzt explodierte der Afrikaner, schmiss den Marschbefehl auf den Boden, trat darauf herum und schrie bloss noch. In diesem Augenblick lief auch noch unser D-Zug nach Rennes im Bahnhof ein. Kurz entschlossen ging ich zur Sperre, hob den Marschbefehl auf, fasste den Algerier am Arm und sagte zu ihm: «Jetzt gehen wir erst mal zur Kommandantur.» Plötzlich schien er fast erleichtert und ging mit mir mit. In der Zwischenzeit hatte das Bahnpersonal die Abfahrt des Zuges verzögert und ein Abteil für uns reserviert, das heisst, die Fahrgäste mussten es räumen und auf dem Gang stehen.

Als wir mit dem Stempel zurückkamen, brauchten wir bloss noch einzusteigen. Dieser Vorfall zeigte mir aber auch, dass der Grund für das Ausrasten des Algeriers neben seinem cholerischen Charakter seine absolute Hilflosigkeit und Orientierungslosigkeit war, die man hätte ausnützen können. Da

wir noch mehrmals umsteigen mussten, jetzt aber auch sein Vertrauen gewonnen hatten, musste es möglich sein, mit ihm in einen D-Zug zu steigen, der in die andere Richtung, nämlich über Paris zur deutschen Grenze, fuhr. Dem Bewacher zu entkommen wäre dann kein Problem mehr gewesen. Ich setzte diesen möglichen Plan meinen Kameraden auseinander, weil wir so etwas nur gemeinsam machen konnten. Aber sie waren nicht dafür. Es wäre gegenüber dem Algerier wohl auch nicht fair gewesen. Auf jeden Fall hatte ich sein Vertrauen gewonnen.

Während der Fahrt nach Lorient, nachdem wir in Vannes umgestiegen und wieder in ein ganzes Abteil mit acht Sitzplätzen für uns vier eingestiegen waren, gab es noch ein nettes Zwischenspiel. Ali, so hiess unser algerischer Begleiter, eröffnete uns, er wolle zum Mittagessen in den Speisewagen gehen. Er gab mir sein Gewehr, einen deutschen Karabiner 98k, und sagte, ich solle mich auf den Gang vor die Abteiltür stellen, bis er wiederkäme. Dann ging er. Wir waren baff.

Ich aber sagte mit toderntem Gesicht zu meinen Kameraden: «Das ist ein dienstlicher Befehl» und stellte mich vor die Tür, den Gewehrkolben auf dem Boden, die rechte Hand am Laufende. Dazu muss ich bemerken, dass ich ein elegantes dunkelblaues Käppi der französischen Armee mit silbernen und gelben Paspelierungen trug, das ich in Laval bekommen hatte, weil ich keine Kopfbedeckung mehr besass.

Es dauerte dann auch nicht lange, bis mich ein auf dem Gang stehender Franzose ansprach. Wir redeten fast eine halbe Stunde über alles Mögliche. Dann zeigte er auf meine Flinte und stellte die rhetorische Frage: «Fusil boche?» (deutsches Gewehr). Ich antwortete sofort: «Non, fusil allemande», drehte mich um und ging zur Abteiltür. Da sah er dann die roten Buchstaben «PG», die auf meinem Rücken prangten. In der Tür schaute ich noch mal zurück. Ich sehe noch heute, wie er mich mit offenem Mund anstarrte. Dann ging ich ins Abteil.

Es gelang uns, Ali ohne Pannen nach Lorient zu bringen. Wenn er mich in der Folgezeit irgendwo im Lager sah, winkte er mir schon von weitem freudig zu. Er kam später sogar in meine Baracke und erzählte mir, wie die Franzosen die Nordafrikaner zum Wehrdienst pressten. Oft waren es Einheiten

der Fremdenlegion, die bestimmte Dörfer umzingelten, alle jungen Leute passenden Alters mitnahmen und in die Armee steckten. Sie wurden sofort nach Frankreich gebracht, wo man sie ausbildete und bei Bedarf auch im Krieg einsetzte.

Ihr Wehrdienst dauerte fünf Jahre, Urlaub oder schriftliche Verbindung zu den Angehörigen gab es schon wegen ihres Analphabetentums nicht. Offiziere dieser Kolonialtruppen waren nur weisse Franzosen, vor denen sie eine panische Angst hatten, wie wir Kriegsgefangenen selbst schon bemerkt hatten. Die Nordafrikaner konnten allerdings auch in der Armee bleiben und es dort bis zum adjutant chef (Oberfeldwebel) bringen.

Ein anderer Nordafrikaner sagte mir einmal sehr treffend: «Ihr Deutschen seid Gefangene hinter dem Stacheldraht und wir Gefangene vor dem Stacheldraht.» Mir fiel auf, dass etliche Nordafrikaner gross, blond und blauäugig waren. Ich vermutete, dass es Nachkommen der Wandalen waren, die im 6. Jahrhundert von Marokko bis Karthago ein grosses Königreich besaßen und sich vielleicht in abgelegenen Hochtälern des Atlas oder Rif-Gebirges konserviert hatten. Viele dieser Bewacher sprachen recht gut Deutsch. Ich bekam heraus, dass es ehemalige französische Kriegsgefangene aus dem Jahr 1940 waren, welche die deutsche Führung im Zuge ihrer araberfreundlichen Politik sofort entlassen hatte und die dann Deutsch gelernt hatten.

Aber auch Frankreich tat etwas für seine nordafrikanischen Söhne. Etwa alle sechs Wochen kam im Lager Lorient ein Lkw an, auf dem an die zehn grell geschminkte Frauen mit ihrem Gepäck sassen. Schnell wurden in einer Baracke mehrere Zimmer hergerichtet und die Nordafrikaner standen Schlange. Nach einer Woche fuhr der mobile Puff wieder ab.

Weit verbreitet waren insbesondere unter den Dienstgraden der afrikanischen Bewacher die Typen «von der anderen Seite». Sie versuchten, sich an die jüngsten Kriegsgefangenen heranzumachen, die zunächst gar nicht wussten, dass es so etwas gab. Aber die älteren Kameraden passten gut auf und klärten die Betroffenen auf.

Bessere Lebensbedingungen

Dem bevorstehenden Aufenthalt im Lager Lorient sah ich zunächst mit gemischten Gefühlen entgegen. Gemessen an den Verhältnissen, die ich ein gutes Jahr vorher in Brest angetroffen hatte, war es aber in Lorient direkt angenehm. Die Kriegsgefangenen untereinander und auch die meisten Franzosen waren in der Regel freundlich. Wenn man mit einem Anliegen zu einem Kameraden in der Verwaltung kam, versuchte dieser zu helfen, so weit es irgend möglich war. Zum Teil hing das sicher damit zusammen, dass fast alle junge Leute waren. Ich werde später noch darauf zurückkommen.

Ein ganz wesentlicher Faktor aber lag in der Verpflegung. Man konnte sie objektiv zwar nicht als gut bezeichnen, doch gemessen an den mir bisher bekannten Kriterien aus französischen Lagern war sie es. Auf jeden Fall brauchte kein Gefangener mehr Kohldampf schieben. Zusätzlich konnte man die Verpflegung sogar noch verbessern. Oft wurde durchgegeben, dass in der «Marokkanerküche» – gemeint war die unserer Bewacher – Nachschlag abgeholt werden könne. Ich konnte mir zunächst nichts darunter vorstellen, aber die Kameraden rieten mir, es mal zu versuchen.

Das tat ich auch und bekam dann vor lauter Schärfe nach dem ersten Löffel den Mund nicht mehr zu. Doch das legte sich schnell. Unser biederer deutscher Geschmack war eben nicht an die exotischen Gewürze gewöhnt. Später liess ich mir diesen Nachschlag selten entgehen. Nur Schweinefleisch gab es nie, wohl aber Couscous, ein gut schmeckendes nordafrikanisch-arabisches Nationalgericht.

Wir brutzelten uns auch selbst etwas auf dem Kanonenofen, der in jeder Baracke stand, zum Beispiel Kartoffelpuffer. Fett oder Speiseöl zum Braten gab es nicht, denn die Franzosen hatten selbst Mangel daran. Wir konnten aber für wenig Geld Lebertran zum Braten kaufen. Als ich das erste Mal davon hörte, dachte ich sofort an meine Kindheit, wo ich jeden Tag gegen Rachitis mindestens einen Esslöffel voll davon schlucken musste. Ich war also skeptisch, stellte dann aber fest, dass die Puffer ganz ausgezeichnet schmeckten. Voraussetzung war nur, dass man sie ganz heiss ass. Ich ging dann

auch unter die Pufferbrater.

Viel zur besseren Stimmung trug auch die «kulturelle Betreuung» bei. Wir hatten eine grosse Theaterbaracke mitten im Lager, wo jede Woche ein paar Mal irgendwelche Veranstaltungen stattfanden. Unter den Kriegsgefangenen gab es berufsmässige Sänger, Schauspieler, Regisseure und Musiker, die man wohl aus dem ganzen Bereich im Lager zusammengezogen hatte. So besaßen wir ein recht ansehnliches Orchester. Es gab Liederabende und Orchesterkonzerte.

Gleich in den ersten Tagen ging ich zu einem dieser Konzerte. Ich erinnere mich noch, dass die Peer-Gynt-Suite von Edvard Grieg mit Solveigs *Lied* gespielt wurde. Es war für mich ein besonderes Erlebnis, nach mehr als zweieinhalb Jahren mal wieder gute Musik zu hören. Auch die leichte Muse kam nicht zu kurz, denn es gab auch Musikabende mit Schlagern und Unterhaltungsmusik.

Die Schauspieler- und Sängergruppe brachte die Léhar-Operette *Das Land des Lächelns* auf die Bühne, allerdings nur mit männlichen Darstellern zum Teil unter weiblichen Perücken. Der Sopran-Part wurde einfach als Altstimme von einem jungen Kriegsgefangenen mit glattem Gesicht gesungen. Diese Inszenierung war so gut, dass das Ensemble sogar in der Umgebung Lorient für die französische Zivilbevölkerung auftrat und grossen Erfolg hatte.

Das Lager besass ausserdem ein Vorführgerät und eine ganze Sammlung deutscher Filme aus der Zeit vor 1945, die nach und nach aufgeführt wurden. So sah ich hier die deutsche *Titanic*-Verfilmung aus dem Jahre 1944 zum ersten Mal. Auch aus der Festungszeit Lorient stammte die umfangreiche Bücherei, die natürlich entnazifiziert worden war und von uns ausgiebig genutzt wurde.

Ein Buch aber gab es, das nicht aus der Bücherei stammte und nur von Hand zu Hand weitergegeben wurde. Es hatte aus Tarnungsgründen nicht mehr den ursprünglichen Einband und kein Titelblatt, denn die Franzosen hatten es verboten: Paul C. Ettinghoffers *Von der Teufelsinsel zum Leben*, kein aus den Fingern gesogener Roman, sondern die Schilderung eines authentischen Falls. Ich kannte das Buch schon vorher. Da war ein deutsches Ehepaar um die Jahrhundert

wende auf Reisen und zufällig auf der Insel Korsika brachte die junge Frau einen gesunden Jungen zur Welt.

Er war damit nach französischem Recht französischer Staatsbürger, lebte aber später als Deutscher mit seinen Eltern in Deutschland. Im Ersten Weltkrieg kämpfte er selbstverständlich auf deutscher Seite, wurde als Leutnant bei Kriegsende entlassen und lebte als Lehrer Anfang der zwanziger Jahre in Kehl am Rhein. Diese Stadt wurde durch das Versailler Diktat den Franzosen als rechtsrheinischer Brückenkopf und Besatzungszone zugesprochen. Jetzt schnappte die Falle zu. Der Lehrer wurde eines frühen Morgens unversehens verhaftet und geriet in die Mühlen der französischen Justiz. Er wurde, weil er angeblich französischer Staatsbürger war, des Hochverrats angeklagt und zu lebenslanger Deportation nach Französisch-Guayana verdonnert.

Das Leben dieses Mannes und die Verhältnisse in der Sträflingskolonie (Teufelsinsel) schildert Ettighoffer prägnant, auch dass es um 1929 der Reichsregierung gelang, den Bedauernswerten den Klauen der Franzosen zu entreissen. Zwangsläufig lässt der Autor kein gutes Haar an diesen, obwohl das Buch nicht gehässig ist, sondern sachlich berichtet. Vielleicht war Ettighoffer den Franzosen auch ein Dorn im Auge, weil er schon vorher in seinem Buch *Eine Armee meutert* ein Tabuthema der französischen Geschichte aufgegriffen hatte. Hier hatte sich 1917 eine ganze französische Armee geweigert, an die blutige Front von Verdun zu gehen. Die Franzosen wurden der Situation nur Herr, weil sie jeden zehnten Soldaten der meuternden Einheiten füsilierten.

Die ärztliche Versorgung im Lager Lorient war ausgezeichnet. Eine ganze Reihe von kriegsgefangenen Ärzten und Sanitätern arbeitete im Marinehospital. Wenn einer der Lagerinsassen gesundheitliche Probleme hatte, wurde er sofort behandelt. Das ging sogar so weit, dass man uns fragte, ob wir uns nicht vorsorglich den Blinddarm herausnehmen lassen wollten. Zwei Fälle von jungen Kriegsgefangenen sind mir bekannt, die eine Phimose-Operation durchführen liessen.

Alle diese wesentlichen Verbesserungen unserer Lebensbedingungen kamen nicht von selbst und wurden auch nicht von den Franzosen aus eigenem Antrieb eingeführt. Vielmehr

waren sie das Ergebnis einer konsequent behaupteten festen Haltung der Kriegsgefangenen gegenüber den Franzosen. Diese Deutschen setzten die eigene Würde an die erste Stelle, gepaart mit einem gesunden Nationalbewusstsein. *Das* wurde von den Franzosen anerkannt. Wer sich aber alles gefallen liess und dann noch weiter katzbuckelte, bekam zusätzlich einen Tritt in den Hintern.

Im Lager konnte ein Einzelner diese Veränderungen nicht durchsetzen. Er brauchte dazu die Hilfe vieler gleichgesinnter Kameraden, die nicht ihm nur mit Worten, sondern auch unter Einsatz der eigenen Person zur Seite standen. Das taten die von mir schon erwähnten jungen Leute, die sich nach und nach in die Schlüsselpositionen des Lagers gedrängt hatten. Zwangsläufig waren die meisten dieser Leute Männer der Waffen-SS, weil es die grösste geschlossene Gruppe dieser Art war. Zum Teil stammten sie sogar aus derselben Einheit, die im Fronteinsatz gewesen war.

Die übrigen Kriegsgefangenen waren ein bunt zusammengewürfelter Haufen, der niemals eine solche Geschlossenheit demonstrieren konnte. Mir fiel gleich in den ersten Tagen in Lorient diese Struktur der meist jungen Leuten von den Büros bis zum Lagerführer und Vertrauensmann auf. Übelwollende Zeitgenossen könnten hieraus Zusammenhänge mit der NS-Ideologie konstruieren, aber damit hatte die innere Einstellung der jungen Leute nicht das Geringste zu tun. Sie basierte allein auf einer echten soldatischen Kameradschaft.

Wie so etwas in der Praxis aussah, erfuhr ich durch die Schilderung eines Vorfalls, der sich wohl Anfang 1947 in Brest zuge tragen hatte. An einem Sonntag, der eigentlich arbeitsfrei war, sollte ein Arbeitskommando von 60 Mann im Hafen ein paar Eisenbahnwaggons Kohle entladen. Bewacht von Marinesoldaten (Kulis genannt) zogen sie unter Protest aus dem Lager zum Hafen. Zu dieser Zeit hatte sich schon eingebürgert, dass sich kein Kriegsgefangener mehr vom Wachtpersonal anfassen liess. Griff zum Beispiel ein Wachtposten dem Kriegsgefangenen an die Schulter, um ihn anzutreiben, wischte dieser die Hand wie eine lästige Fliege zur Seite.

Im Hafen stellten sich die Gefangenen auf ihre Schaufeln gestützt nur vor die Waggons. Sie rührten keine Hand, ob

wohl die Kulis wie die Irren schrien. Schliesslich erschien ein Korvettenkapitän, der ebenfalls schrie, bis er sich plötzlich in der Mitte der 60 Gefangenen befand, die ihn nur von allen Seiten schweigend anstarrten. Ob er hinterher die Unterhosen wechseln musste, ist nicht bekannt. Der Arbeitseinsatz wurde abgeblasen.

Auch der Fall eines einzelnen französischen Marinesoldaten wurde erzählt. Dieser hatte schon öfter versucht, die Gefangenen zu schikanieren. Eines Tages arbeiteten mehrere auf dem Oberdeck eines U-Bootes im Hafenbecken, um Rost abzuklopfen, als dieser Kerl sie dort bewachte. Er hatte vielleicht die Nacht vorher durchgemacht, auf jeden Fall war er hundemüde und dort sitzend, den deutschen Karabiner auf den Knien, fest eingeschlafen. Einer der Kameraden näherte sich ihm vorsichtig und zog geräuschlos das Schloss aus dem Karabiner. Mit einem leisen «Plumps» fiel es in das Hafenbecken, der Kuli schlief weiter. Als er später aufwachte, merkte er zunächst gar nichts. Später fragte er die Gefangenen, die aber zuckten nur die Schultern.

Vorbereitungen zur letzten Flucht

Meine Fluchtvorbereitungen begannen damit, dass ich im Januar von dem auf meinem Lagergeldkonto angesammelten Arbeitsverdienst der vergangenen Jahre (5 Franc pro Tag) eine Armbanduhr kaufte. Das war für eine Flucht sehr wichtig, um jederzeit die genaue Uhrzeit zu wissen und mit Hilfe des Sonnenstands die Himmelsrichtungen bestimmen zu können. Bei den vorangegangenen Fluchtversuchen hatte ich diese Angaben schon schmerzlich vermisst.

Ich erwog auch zunächst, diese Flucht allein zu unternehmen. Dann kaufte ich mir eine Baskenmütze, die bei vielen Gefangenen verpönt war, weil sie zum Gesicht eines Franzosen gehörte. Sie wurde von diesen in unterschiedlicher Weise getragen. Die Alten setzten sie ganz gerade auf, wobei der Stoff wie ein Mützenschirm über die Stirn gezogen wurde. Wenn die Baskenmütze schon älter war, hatte sie meistens in der Mitte einen handtellergrossen glänzenden Fettfleck, weil sie, oder die Haare, nie gewaschen wurde. Die jungen Franzosen trugen sie dagegen auf der Seite, den Stoff etwas über ein

Ohr gezogen. In dieser Weise präparierte ich meine neue Mütze.

Aber das genügte nicht. Einen Deutschen konnte man schon aus grosser Entfernung an seiner Haltung und seinen sparsamen Handbewegungen erkennen. Die Franzosen dagegen begleiten ihre Reden mit vielen unterstreichenden Gebärden, wobei jede Arm- und Handhaltung eine bestimmte Bedeutung hatte, die ich inzwischen genau kannte. Das alles gewöhnte ich mir ebenfalls an. Es war gar nicht so schwer. Ausserdem übte ich das Zigaretten-drehen von Hand und klebte die fertige Zigarette beim Rauchen an die Lippe.

Ich brauchte ferner französisches Geld für die Eisenbahnfahrkarte. Sonntags durften wir mit einem Sonderausweis das Lager verlassen, um Kameraden im Hospital oder in Kervégant zu besuchen. In diesem Nebenlager von Lorient waren mehrere Arbeitskommandos untergebracht, die in der Stadt und im Hafen von Lorient arbeiteten. Hier befanden sich wesentlich mehr Kriegsgefangene als in unserem Hauptlager, das mitten in der Stadt nicht weit vom Bahnhof lag.

Bei einem dieser Sonntagsausflüge hatte ich dort die Fahrpreise nach Paris und weiter zur Grenze sowie die Abfahrtszeiten der Züge erkundet. Dadurch wusste ich ziemlich genau, wie viel Geld mir noch fehlte. Ich beschaffte es mir auf folgende Weise: Bauern oder andere Franzosen, die einen Gefangenen wegen seiner bevorstehenden Entlassung ins Lager zurückbrachten und als Ersatz einen freien Arbeiter haben wollten, kamen erst zu mir. Ich sprach dann zunächst mit dem Kameraden.

Es war eine Tatsache, dass der Entlassungstransport, bevor er das Lager verliess, gründlich gefilzt wurde. Jeder dieser Gefangenen durfte von jedem Kleidungsstück nur ein Exemplar mitnehmen, alles andere wurde gnadenlos abgenommen. Darüberhinaus wurden auch andere Gegenstände, die sich der Gefangene angeschafft hatte, entschädigungslos zurückbehalten. Richtlinien darüber existierten nicht, vielmehr handelten die Filzer nach ihrem persönlichen Gutdünken. Keine Frage, dass damit der Willkür Tür und Tor geöffnet waren. Da die weggenommenen Sachen nirgendwo offiziell auftauchten, vermuteten wir, dass der Filzer sie behielt. In seiner Si-

tuation gab es keinen Gefangenen, der dagegen protestierte – zu dem Diebstahl kam also noch eine Erpressung, zusammengenommen eine letzte französische Schikane.

Da in der letzten Zeit kein Bekleidungsmangel mehr bestand, hatten die meisten zu entlassenden Gefangenen eine Kleidungsreserve. Ich schilderte ihnen die Fakten und bot ihnen an, diese Bekleidung an mich zu verkaufen. Ich zahlte sofort mit Lagergeld. Die Bekleidung wanderte dann über Mittelsmänner nach draussen, wurde an Franzosen schwarz verkauft und ich hatte einen passablen Gewinn. Geschädigt wurden hierdurch nur die Lagerfranzosen, speziell die Filzer. So bekam ich bis Ende Februar meine Eisenbahnfahrkarte zusammen.

Eines Tages kam ich in mein Büro und musste feststellen, dass mehrere dieser Bekleidungsstücke aus meinem Schreibtisch verschwunden waren. Es gab nur eine Person, die dafür verantwortlich sein konnte: Sergent (Unteroffizier) Rullmann, ein Elsässer, der im Zimmer neben meinem Büro sass. Nur dorthin gab es eine Verbindungstür. Im Lager lief ein Gerücht um, dass Rullmann auch in der Wehrmacht Unteroffizier gewesen war. Seine Arbeit im Lager bestand darin, die gesamte Kriegsgefangenenpost zu lesen und zu zensieren.

Ich ging sofort zu ihm und sagte nur: «Ich bin jetzt eine halbe Stunde nicht in meinem Büro. Wenn ich zurückkomme, erwarte ich von dir, dass du meinen Schreibtisch in den früheren Zustand versetzt hast. Wenn nicht, kannst du was erleben.» Er zog es vor, nichts zu erleben. In dieser Zeit leistete sich Rullmann eine weitere Gemeinheit. Wir hatten im Lager einen älteren Kameraden, der die Funktion des Lagermalers innehatte. Er fertigte nach Postkartenvorlagen berühmter Gemälde ausgezeichnete Reproduktionen für die Franzosen, die man in der Wohnung aufhängen konnte.

Von dem Verdienst hatte er sich ausserhalb des Lagers einen grossen Kasten mit Ölfarben und Pinseln gekauft, den er als Startkapital mit in die Heimat nehmen wollte, denn er stand zur Entlassung an. Bei der Schlussfilzung vor dem Transport hatte Rullmann als Filzer ihm diesen Kasten abgenommen. Das war im Lager bekannt geworden. Nachfolger dieses Lagermalers wurde Werner aus Hofgeismar bei Göt

tingen, der bis zum Umzug in die Behausung des Malers in meiner Baracke gewohnt und mit dem ich mich angefreundet hatte. Werner erzählte mir, was dann passierte: Etwa eine Woche nach Abreise des alten Lagermalers erschien Rullmann bei Werner und wollte bei ihm ein Ölgemälde malen lassen. Als Bezahlung bot er ihm den gestohlenen Farbenkasten an. Werner warf ihn hinaus und sagte ihm, dass er nie etwas für ihn malen würde.

Ebenfalls in dieser Zeit wurde im Lager eine Geschichte aus dem Arbeitskommando Brest, das früher selbständige Lager, über mehrere Kriegsgefangene erzählt, die in eine üble Schwarzmarktangelegenheit verwickelt sein sollten. Kurz danach wurde einer dieser Leute nach Lorient versetzt und kam in meine Baracke. Er erzählte mir, was wirklich vorgefallen war: Vier Gefangene hatten sich Zugang zum an sich gut abgeschirmten Marinearsenal Brest verschafft (genau genommen war es wohl mehr ein Einbruch gewesen). Dort fanden sie eine grosse Auswahl an Lebensmitteln, wie zum Beispiel Zucker und Margarine, die in Frankreich noch rationiert waren.

Über einen Zeitraum von sechs Monaten holten diese Leute immer auf demselben Wege diverse Lebensmittel heraus, bis sie erwischt wurden, und verhökerten sie als schwarze Ware an Franzosen. Das Pikante war, dass die meisten Käufer Marineoffiziere bis hinauf zum Oberkommandierenden der französischen Flotte, Admiral Roberts, waren. Die Übeltäter wurden deshalb «äusserst hart» bestraft – mit einer Disziplinarstrafe von 21 Tagen Arrest (für eine Flucht gab es 30 Tage), die sie nicht einmal abzusitzen brauchten!

Die nächste Fluchtvorbereitung war die Beschaffung von Bekleidung ohne die Ölfarbebuchstaben «PG». Das war zwar auch im Lager möglich, machte aber ziemliche Schwierigkeiten und war teuer. Ich fuhr also an einem Februarsonntag mit dem Bus zum schon erwähnten Kervégant, wo Jupp, der Schneidermeister, in seinem Beruf für Gefangene und Franzosen arbeitete. Er erzählte mir, dass der uns aus Brest bekannte Leutnant Maharmeau, jetzt Sicherheitsoffizier in Kervégant, sein Kunde sei.

Aus einer Ahnung heraus sagte ich kein Wort von einer Flucht, sondern fragte ihn, ob er mir für eine eventuelle Ent

lassung (wegen unserer Déminage-Tätigkeit) Jacke und Hose ohne «PG» fertigen könne, wie seinerzeit in Elliant. Er reagierte sonderbar und sagte, er hätte so viel Arbeit, dass er frühestens in vier Wochen daran denken könne. In Verbindung mit dem Sicherheitsoffizier kam mir sofort der Verdacht, dass Jupp vielleicht für die Zusage einer früheren Entlassung «umgedreht» worden sein könnte, denn schliesslich galt ich als gefährlicher Ausbrecher. Ich antwortete ihm daher leichthin, ich würde in vier Wochen wieder auf ihn zukommen. Nun blieb nur die Möglichkeit, die Bekleidung im Lager zu besorgen, was ich gleich einleitete.

Anfang März fragte mich Julien Bonnefoy, ob ich nicht Lust hätte, mit ihm zum Markttag nach Châteaulin zu fahren. Ich sagte sofort zu. So fuhren wir am 13. März in aller Herrgottsfrühe mit einem Lkw ab, der ein paar Arbeitsgeräte und einen grossen Haufen Bekleidung sowie ein paar zusammenklappbare Tische geladen hatte. Mit von der Partie waren Adjutant (Feldwebel) Martin, der nächste Vorgesetzte von Julien, und der Kriegsgefangene Horst, ein Berliner, der etwas jünger war als ich. Ich kannte ihn bis dahin nur flüchtig.

Nach zwei Stunden Fahrzeit hatten wir Quimper erreicht, wo wir gerade zur Hauptverkehrszeit eintrafen und deshalb nur langsam vorankamen. Bis Châteaulin waren es noch gut 25 Kilometer. Ich sass mit Horst hinten auf der Ladefläche des Lkws, als ich direkt vor mir einen Radfahrer sah, der mir bekannt vorkam. Ich redete ihn an, und tatsächlich war es Pierre, der Knecht aus Mézaler. Er war ausser sich vor Freude, als er mich sah.

Dann hängte er sich mit einer Hand an den Lkw und liess sich eine ganze Weile mitziehen, weil wir nur langsam fuhren. Dabei erzählte er mir, dass er nicht mehr Knecht wäre und in Quimper arbeiten würde. Auch über das, was in Elliant nach unserer Flucht passiert war, hörte ich einiges. Er bedauerte es, dass unsere Flucht missglückt war. Erst als wir schon fast am Stadtrand waren und schneller fuhren, liess er den Lkw los und wünschte mir eine baldige Heimkehr.

In Châteaulin bauten wir auf dem Marktplatz zwischen den anderen Buden schnell unsere Tische auf und luden den Lkw ab. Bald kamen auch die Kameraden von den einzelnen Kom

mandos, die vom Lager vorher über die Verteilung der Geräte und Bekleidung benachrichtigt worden waren. Gegen Mittag hatten wir alles verteilt und konnten die Tische wieder verladen. Adjutant Martin sagte uns den Zeitpunkt der Rückfahrt am Nachmittag und dass wir bis dahin machen könnten, was wir wollten.

Horst und ich beschlossen, erst mal zum Essen zu gehen. Direkt am Marktplatz fanden wir ein kleines Restaurant, das in halber Höhe im Keller lag. Wir assen sehr gut und preiswert. Nach dem Essen hatten wir noch viel Zeit und so fragte ich die freundliche Kellnerin, ob sie uns einen Wein empfehlen könnte. Sie sagte, sie hätte einen wirklich guten und kam mit einer ziemlich angestaubten Flasche rotem Bordeaux wieder. Nie zuvor hatte ich einen Rotwein getrunken, der mir so gut schmeckte. Wir liessen der ersten noch eine zweite Flasche folgen, und nachdem sie ebenfalls ausgetrunken war, wurde es Zeit, zum Lkw zu gehen.

Wir betraten den Marktplatz, und da klappte Horst plötzlich wie ein Taschenmesser zusammen. Die frische Luft hatte ihn umgehauen. Er war nicht mehr zu bewegen weiterzugehen. Ich setzte ihn an die Hauswand, holte vom Lkw eine Schubkarre und fuhr ihn dorthin. Im Lkw legte ich ihn auf ein grosses Bündel Stroh und deckte ihn mit einer Decke zu. Inzwischen waren Martin und Bonnefoy eingetroffen, so dass wir losfahren konnten.

In Quimper parkten wir mitten in der Stadt, keine 100 Meter von der Kathedrale entfernt, die ich schon am Morgen mit grossem Interesse beim Vorbeifahren gesehen hatte. Die beiden sagten mir, sie wollten ins Bistro gehen, aber bald zurückkommen. Nachdem sie weg waren, sah ich nach Horst, der aber wie ein Murmeltier schlief, und ging zu der spätgotischen Kathedrale. Von den deutschen spätgotischen Domen hatte ich bis dahin das Ulmer Münster, den Stephansdom in Wien sowie die norddeutschen gotischen Backsteinkirchen in Lübeck, Wismar, Rostock und Bad Doberan gesehen, von denen die meisten jetzt in Trümmern lagen. Die Kathedrale von Quimper war für mich äusserst beeindruckend.

Ich ging erst mal um die Kirche herum und bewunderte den reichen Figureschmuck. Dann ging ich ins Innere. In

zwischen hatte die Dämmerung eingesetzt und so herrschte dort ein ganz eigenartiges, diffuses Licht. Vor den Altären brannten mit ruhiger Flamme etliche Opferkerzen, und es herrschte eine tiefe Stille. Ich setzte mich auf eine Bank, bewunderte die schlanken himmelhohen Säulen und vor allem die wunderschönen Glasfenster. Leider konnte ich mich nicht allzu lange aufhalten, ich bemerkte aber noch eine architektonische Besonderheit, von der ich noch nie gehört hatte. Jedes Kirchenschiff verläuft normalerweise vom Hauptportal bis zur Apsis ganz gradlinig. Hier aber hatte das Kirchenschiff an der Vierung einen ganz kleinen Knick, so dass der optische Eindruck einer Krümmung entstand.

Als ich zum Lkw zurückkam, warteten Martin und Bonnefoy schon. Ich hatte den Eindruck, -sie hatten Angst, ich wäre entflohen. Ich sagte ihnen, ich sei in der Kathedrale gewesen. Jetzt sahen sie mich erstaunt an. Und ich sagte ihnen, ich hätte nicht gebetet, sondern nur die Architektur angesehen. Nach zwei Stunden trafen wir in Lorient ein. Horst war wieder auf den Beinen. Ich fand, es war ein schöner Tag.

Am nächsten Vormittag – es war ein Sonntag – kam Horst plötzlich zu mir. Er war sehr aufgeregt und sagte mir, er hätte soeben erfahren, dass er schon am 19. März mit einem Eisenbahntransport nach Lille gehen sollte. Ich hatte auch schon davon gehört, es aber nicht mit Horst in Verbindung gebracht, sondern dieses Vorhaben als weiteren Beweis dafür bewertet, dass Frankreich trotz der festgelegten Entlassungskategorien keinesfalls daran dachte, bis Ende 1948 seine Kriegsgefangenen zu entlassen.

[Anfang Dezember 1947 befanden sich noch 360'000 Kriegsgefangene in Frankreich.](#) In den seitdem vergangenen dreieinhalb Monaten konnten davon höchstens 30'000 entlassen worden sein, nämlich ein Teil der Déminage-Leute, denn in Lorient befanden sich immer noch viele davon. Wie wollten es die Franzosen bei diesen kläglichen Quoten schaffen, in den noch verbleibenden neun Monaten 330'000 Gefangene zu repatriieren? Vor allem aber: Wer eine solche Entlassung ernsthaft betreibt, schickt nicht noch einen Eisenbahntransport mit 1'000 Mann von Lorient quer durch Frankreich ins Kohlerevier zum Arbeiten!

Damit bin ich beim eigentlichen Thema. Jeder Kriegsgefangene wusste, dass ein Transport in die Gegend von Lille unweigerlich Arbeit im Kohlebergwerk bedeutete, das Schlimmste, was ihm passieren konnte. Es war bekannt, dass die Sicherheitsbedingungen in den verrotteten französischen Gruben katastrophal waren. Vor Ort wurde die Kohle nur von Hand abgebaut und die Kohlenflöze waren zum Teil nur 80 Zentimeter hoch. Das bedeutete Arbeit im Liegen, und das war nicht nur schwer, sondern auch äusserst gefährlich.

Horst wusste das natürlich, und so war seine Reaktion erklärlich. Ich hatte in diesem Moment eine Idee, beruhigte Horst zunächst und fragte ihn, wie viel Geld er auf seinem Arbeitskonto hätte. Er sagte es mir und ich wusste, dass es für eine Eisenbahnfahrkarte nicht reichen würde, überschlug aber gleichzeitig meine Barschaft und kam zu dem Ergebnis, das diese mit Horsts Geld leicht für zwei Fahrkarten genügen würde. Ich hatte ja Horst erst am Tag vorher näher kennengelernt, denn wir hatten in Châteaulin sehr viel miteinander geredet. Nach meiner Einschätzung war er durchaus als Fluchtpartner geeignet, und so fragte ich ihn jetzt ohne Umschweife, ob er in den nächsten Tagen mit mir fliehen wolle.

Gleichzeitig musste ich ihm aber sagen, dass es bei der kurzen Zeitspanne bis zu seinem Transport fraglich war, ob wir bis dahin die Fluchtvorbereitungen abschliessen könnten. Falls nicht, müsse er am Transport teilnehmen. Zunächst erläuterte ich ihm erst einmal alle Fluchtschritte und gab ihm die Begründungen, warum sie so ablaufen mussten. Dann sagte ich ihm knallhart, er müsse sich sofort entscheiden. Jede Verzögerung könne das Aus bedeuten. Horst sagte sofort zu. Äusserst günstig war, dass seine Vorbereitungen nicht heimlich erledigt werden brauchten, denn er gehörte ja zum Transport. Da fiel es nicht auf, wenn er bestimmte Dinge vorher regeln wollte.

Die Auflösung seines Arbeitskontos und Umwechslung des Lagersgeldes in französische Währung (dies musste allerdings unter der Hand geschehen) konnte ich durch persönliche Vorsprache bei den richtigen Leuten schnell regeln. Schwieriger war es, Uniformteile ohne «PG» für Horst zu bekommen. Aber da hatten wir Glück, es war zufällig eine Garnitur vorhanden und so konnten wir schon

am Montagabend unsere Uniformen – ich hatte meine in der vergangenen Woche gerade erhalten – in den Waschkesseln der Lagerwäscherei einfärben. Horst wählte für seinen Anzug Dunkelblau und ich für meinen Dunkelbraun.

Diese Vorbereitung war zeitlich der schwierigste Teil, denn die Anzüge durften danach nicht schnell getrocknet werden, sonst wären sie eingelaufen. Am Donnerstag waren sie dann fertig und frisch gebügelt. In Frankreich fiel man mit eingefärbten Uniformen überhaupt nicht auf, denn wegen der allgemeinen Textilknappheit liefen viele Franzosen so herum. Horst besorgte sich noch eine Baskenmütze und in der Lagerschreinerei einen Reisekoffer aus Sperrholz, den ich schon hatte, damit wir als seriöse Reisende auftreten konnten. Dann begannen für mich ein paar sehr wichtige Arbeiten, die erst in letzter Minute erledigt werden konnten, denn wir konnten jetzt als Fluchtbeginn Donnerstagabend, den 18. März 1948 festlegen.

Zunächst mussten wir sehen, aus dem Lager herauszukommen. Es gab für bestimmte Personen oder bestimmte Anlässe (zum Beispiel Lazarettbesuch) Sonderausweise, so genannte «Pas-separtouts», die es gestatteten, das Lager durch die Wache zu verlassen. Diese Ausweise waren rot und trugen neben Dienstsiegel und Unterschrift einen entsprechenden Vermerk in französischer Sprache. Deshalb fertigte ich nun aus einer Karteikarte zwei so ähnlich aussehende Scheinausweise. Da die Wachsoldaten nicht Lesen und Schreiben konnten, war es kein Problem, damit aus dem Lager herauszukommen.

Die zweite Arbeit bestand darin, in meinem Büro für freie Arbeiter Entlassungsscheine für uns zu fälschen. Ich hatte schon geraume Zeit vorher in meinen Büroakten eine umfangreiche Liste von französischen Firmen entdeckt, die freie Arbeiter suchten. Nur aus allgemeinem Interesse hatte ich mir diese Firmen angesehen und dabei eine Eisengiesserei in Hirson, einer kleinen Stadt direkt an der belgischen Grenze, entdeckt. Diese Firma suchte Former. Das war für mich eine tolle Entdeckung, denn dort wohnte ja der Bruder von Michel Legrand aus dem Zuchthaus in Laval, der mir dessen Adresse gegeben hatte.

Damit ergab sich die Möglichkeit, sicher über die grüne Grenze nach Belgien zu wechseln. Ohnehin hatte ich vor, auf diesem Weg

nach Hause zu gelangen, denn die direkten Wege an die deutsche Grenze wurden viel strenger kontrolliert. So war mir bekannt, dass schon an der Gare de L'Est in Paris, wo die Züge nach Osten abfuhren, die Polizei besonders aufpasste. In Belgien gab es keine Kriegsgefangenen mehr, so dass man davon ausgehen konnte, nicht nach Frankreich ausgeliefert zu werden.

Monsieur Fromentin vom Arbeitsamt sprach sehr gut Deutsch, allerdings mit unüberhörbarem französischem Akzent. Er war ein Schönggeist, denn gleich im Anfang unserer Zusammenarbeit überraschte er mich damit, dass er das Lied des Harfners aus Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre* vollständig und ohne Fehler auf Deutsch auf sagte, jenes berühmte «Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen ...», das wie kein anderes Gedicht die Sehnsucht der Deutschen aus der Zeit der Romantik nach dem Sonnenland Italien ausdrückt. Fromentin versäumte dabei nicht, auf Goethe hinzuweisen, den er verehren würde.

Ich revanchierte mich, indem ich eins der schönsten Gedichte aus seiner Jugendzeit rezitierte: «Es schlug mein Herz geschwind zu Pferde ...», das entstanden war, als der Hallodri Johann Wolfgang sich an die Pfarrerstochter Friederike Brion in Sesenheim bei Strassburg heranmachte. Merkwürdigerweise kannte Fromentin weder das Gedicht noch die Geschichte mit dem jungen Mädchen. Da fiel mir plötzlich die Oper «Mignon» von Thomas ein, die damals in Frankreich noch sehr beliebt war und in der das obige Lied den Text für deren vielleicht schönste Arie geliefert hatte. Fromentin kannte also weniger Goethe als die Oper.

Ich bemerkte bald, dass Fromentin bei seiner Arbeit im Gegensatz zu den vorstehenden Ausführungen ein akribischer Pedant war. Das meine ich nicht abwertend, aber ich musste es bei der Fälschung der Entlassungsscheine berücksichtigen. Die Formulare dafür gab es nicht einzeln, sondern in Gestalt eines Abreissblocks etwa im DIN-A4-Format mit aufgedruckten fortlaufenden Nummern. Jedes einzelne Blatt bestand aus zwei identischen Original-Entlassungsscheinen, getrennt durch eine Perforation, von denen einer ans Arbeitsamt ging, während den anderen der freie Arbeiter erhielt. Das Arbeitsamt gab seinen Entlassungsschein an

die Präfektur weiter, die dann dem freien Arbeiter seinen Arbeitspass zuleitete, der aber nur für den Aufenthalt in diesem Département galt.

Jeder Entlassungsschein enthielt unter anderem die Personalien des ehemaligen Kriegsgefangenen, seine Fingerabdrücke sowie Namen und Anschrift seines Arbeitgebers. Diesen Block mit Entlassungsscheinen hatte ich in Verwahrung. Um den Arbeitsablauf zu vereinfachen, hatten wir etwa ein Dutzend der Entlassungsschein-Doppel vorab mit dem Dienstsiegel versehen, das besonders streng verwahrt wurde. Nur die Unterschrift jedes einzelnen Entlassungsscheins hatte sich der Lagerkommandant Major Bonnabesse vorbehalten.

Ich konnte nun nicht einfach den nächsten im Block befindlichen Entlassungsschein für die Fälschung entnehmen, weil ja noch im Laufe des Tages weitere Entlassungen hätten vorkommen können. Fromentin wäre das Fehlen einer Entlassungsscheinnummer bestimmt aufgefallen. Die Fälschung konnte also nur am Ende der Arbeitszeit des Fluchttages stattfinden. Wurde das Fehlen der Nummer am nächsten Tag bemerkt, war das ohne Belang – ich war dann schon über alle Berge. Die Unterschrift des Lagerkommandanten leistete ich. Wer kannte sie schon ausserhalb des Lagers? Vorher wurden unsere Personalien mit unserer dafür passenden Berufsbezeichnung «mouleur» (Former) und dem Namen sowie der Anschrift der Eisengiesserei in Hirson eingesetzt und unsere Fingerabdrücke angebracht.

Diese Entlassungsscheine bildeten die Grundlage für unsere Verhaltenstaktik während der Flucht. Wir hatten festgelegt, als Franzosen aufzutreten, so lange es irgend ging. Erst wenn sich diese Version nicht mehr aufrechterhalten liess, zum Beispiel bei einer Polizeikontrolle, wollten wir uns als entlassene freie Arbeiter ausgeben und uns mit den Entlassungsscheinen legitimieren.

Vom Atlantik bis an die belgische Grenze

Dann war es wieder mal so weit. Am 18. März 1948 gegen 19 Uhr passierten wir mit unseren nachgemachten Passepartouts anstandslos die Wache des Lagers und gingen zunächst zum 20 Minuten entfernten Bahnhof Lorient. Die ziemlich kleine Bahn-

hofshalle war – zu unserem Glück, wie sich gleich herausstellte – von Reisenden dicht bevölkert. Wir sahen uns gerade in der Halle ein bisschen um, als ich zufällig zur Eingangstür zurückschaute und zu meinem grössten Schreck meinen nächsten Vorgesetzten Julien Bonnefoy bemerkte, der gerade die Halle betrat.

Wir drückten uns sofort hinter einen Pfeiler und eine Gruppe Reisender. Julien ging schnellen Schrittes quer durch die Halle zu einem Zeitungskiosk und kaufte eine Zeitung. Dann verliess er den Bahnhof wieder. Wir hatten das Glück, das man bei jeder Flucht braucht, denn er hatte uns nicht bemerkt. Im Grunde genommen war es unser Fehler, weil wir überhaupt nicht bedacht hatten, einem Franzosen aus dem Lager zu begegnen. Wir vergewisserten uns noch einmal der Abfahrtszeit unseres D-Zuges nach Paris-Montparnasse und verliessen schnell die hell erleuchtete Bahnhofshalle.

Inzwischen war es dunkel geworden, und wir kehrten – jetzt viel vorsichtiger – zum Lager zurück. Dort zogen wir mit einem Strick unter Mithilfe von Kameraden unsere beiden Holzkoffer unter dem Stacheldraht nach aussen und gingen wieder zum Bahnhof. Schnell lösten wir unsere beiden Fahrkarten, zunächst bis Paris-Montparnasse, denn eine direkte Verbindung nach Hirson an der belgischen Grenze gab es nicht. Dazu mussten wir in Paris erst mit der Metro zur Gare du Nord (Nordbahnhof) fahren, weil alle Eisenbahnverbindungen in Richtung Belgien dort begannen.

Wir gingen gleich durch die Sperre und hielten uns bis zum Einlaufen unseres Zuges auf dem wesentlich dunkleren Bahnsteig auf. Wir ergatterten in einem Abteil zwei gegenüberliegende Eckplätze und pünktlich um 21'42 Uhr fuhren wir ab. Von der Fahrt durch Westfrankreich bekam ich nicht viel mit, denn bis auf die Fahrkartenkontrollen schlief ich ununterbrochen. Erst im Morgengrauen, als wir durch die ersten Vororte von Paris rollten, wurde ich wieder richtig wach.

Um 7.19 Uhr quietschten die Bremsen unseres Zuges im Kopfbahnhof Montparnasse. Von da an hielt ich mich strikt an die Empfehlungen eines Strafgefangenen von Laval, der dort wegen Bandendiebstahls von Vieh mehrere Jahre abzusitzen hatte. Die-



Flucht mit der Eisenbahn am 18.3.1948 aus Lorient nach Paris.

X 3 Dépôt (Lager) 114 Lorient

– Fluchtweg über Nantes – Angers – Le Mans – Chartres – Paris (Montparnasse).

ser Flame französischer Staatsbürgerschaft aus dem Département Nord hatte mir geraten, sofort mit dem Strom der Reisenden über die nach unten zur Metrostation führende Treppe zu gehen, einen Fahrschein für 30 Franc zu lösen und durch die Sperre zu gehen. Mit diesem Fahrschein konnte man den ganzen Tag mit der Metro herumfahren, so viel und wohin man wollte, vorausgesetzt, man verließ keine Metrostation durch die Sperre. Das war für den Fall wichtig, dass man das Aussteigen an einer Station verpasste oder sich sonst verfuhr.

Ich sollte dort auf einen Zug mit dem Zielbahnhof Pantin warten und bis zur Station Gare du Nord weiterfahren. Schon nach wenigen Minuten kam diese Metro und so standen wir eine gute halbe Stunde nach unserer Ankunft in Paris in der Bahnhofshalle der Gare du Nord. Horst wartete nun mit unseren Koffern in der Nähe der Eingangstür, während ich zu den Fahrplänen ging, um heraus-

zufinden, wann der nächste Zug nach Hirson ging. Schnell entdeckte ich die Fahrpläne und wusste schon nach wenigen Minuten, dass unser Personenzug nach Hirson erst um 15.20 Uhr über Soissons mit Umsteigen in Laon abfuhr. D-Züge verkehrten auf dieser Strecke nicht. Ankunft in Hirson: 19.39 Uhr. Also brauchten wir uns wegen der Weiterfahrt nicht zu beeilen.

Trotzdem ging ich sofort zu Horst zurück – und bekam einen Schreck. Zwei Zivilisten redeten auf Horst ein, der nur mit Gesten antwortete und offenbar kein Französisch verstand. Ich wusste sofort, Horst hatte richtig reagiert: Stufe 2 unseres Verhaltensplans war in Kraft getreten, wir waren jetzt freie Arbeiter. Ich trat näher und fragte Horst auf Deutsch, um was es ginge. Die beiden Zivilisten zeigten mir sofort ihre Legitimation, sagten auf Französisch, dass sie Polizeibeamte seien und unsere Ausweise sehen wollten. Ich sagte zu Horst: «Die wollen nur deinen Entlassungsschein sehen.» Er antwortete: «Das ist kein Problem» und zog diesen hervor. Ich zückte meinen ebenfalls und sprach wieder Französisch.

Die beiden Polizisten sahen sich die Scheine an, einer kratzte sich verlegen am Kopf und sagte mir, wir müssten als freie Arbeiter doch eigentlich einen Arbeitspass haben. Ich antwortete ihnen, das sei im Prinzip richtig, dieser Arbeitspass würde aber von der Präfektur des Départements Aisne ausgestellt, in dem unser Arbeitsort Hirson läge. Der Arbeitspass würde auch nur den Aufenthalt in diesem Département genehmigen und dahin wären wir gerade unterwegs. Schliesslich könne die Präfektur von Morbihan, wo wir aus der Kriegsgefangenschaft des Lagers Lorient entlassen worden seien, keinen Arbeitspass für Aisne ausstellen.

Dann setzte ich noch eins drauf und schlug ihnen vor, einfach in Lorient anzurufen, wo wir gestern Abend mit der Bahn abgefahren wären. Beide hoben abwehrend die Hände und sagten, sie würden uns ja glauben und in diesem Fall gäbe es wohl keine andere Möglichkeit. Dann entschuldigten sie sich noch einmal freundlich für die Behelligung, wünschten uns eine gute Reise und verschwanden.

Horst und ich sahen uns an und atmeten erst einmal tief durch. Jetzt erst konnte ich Horst über die Abfahrtszeit unseres Zuges



linke Seite

Fortsetzung der Flucht aus Lorient.

– Bahnlinie Paris – Hirson am 19.3.1948

– Fluchtweg am 19./20.3.1948 zu Fuss bis zur belgischen Gendarmeriestation Chimay.

– Transport am 20.3.1948 ins Gefängnis von Charleroi, am 23.3.1948 ins Internierungslager, «Petit Chateau» Brüssel und am 21.4.1948 zur französischen Gendarmerie Nationale in Tourcoing. Fluchtweg zu Fuss vom Abend des 21.4.1948 an auf Nebenstrassen über Tournai – Leuze – Chièvres – Soignies – Marche-Les-Ecaussinnes – Namur.

**Fortsetzung des Fluchtweges zu Fuss**

– Namur – Huy – Lüttich – etwa bis Theux (Abend des 29-4.1948).

Per Anhalter bis Spa, mit Lkw bis Malmédy und am 30.4.1948 mit Schienenbus bis Oberweiertz.

am Nachmittag informieren. Wir kamen überein, dass ich sofort die Fahrkarten dafür lösen sollte, während er weiter wartete. Als ich nach zehn Minuten zurückkam, standen plötzlich vier Zivilisten, darunter die beiden von vorher, bei Horst. Dieser machte aber einen recht gelassenen Eindruck.

Einer von den Neuen kam gleich auf mich zu, stellte sich als Streifenführer dieser Kripobeamteten vor und fragte mich, ob er uns eventuell beim Aussuchen der Fahrtverbindungen oder Fahrkartenkauf behilflich sein könnte. Ich sagte ihm, dass unser Zug um 15.20 Uhr abfahren würde und zeigte ihm die Fahrkarten. Er entschuldigte sich, dass er noch einmal zurückgekommen sei, er habe es aber für seine Pflicht gehalten, uns zu unterstützen. Dann verschwanden die Beamten endgültig. Wir aber schnappten unsere Koffer, brachten sie ohne Hektik in die Gepäckaufbewahrung und verliessen den Bahnhof.

In der Stadt suchte ich schnell einen Briefkasten, um einen Brief an meine Eltern einzuwerfen, den ich schon am Vortag in Lorient geschrieben hatte. Darin schilderte ich kurz meine beabsichtigte Flucht und teilte mit, dass ich zumindest bis Paris gekommen sei, da ich den Brief erst dort aufgeben würde.

Dann berieten wir, wo wir uns zweckmässigerweise am besten bis zum Nachmittag aufhalten sollten. Ich schlug vor, in ein Tageskino zu gehen, da wir dort gut abgeschirmt wären. Um nun nicht lange suchen zu müssen, ging ich zum nächsten «Flic». Das ist ein Pariser Verkehrspolizist mit dem bekannten kurzen schwarzen Schulterjäckchen und weissem Holzknüppel, mit dem er bei Bedarf auf den Kreuzungen den Verkehr regelt. Diesen fragte ich nach dem nächsten Tageskino. Er schüttelte nur den Kopf und sagte mir, dass es so etwas seit Kriegsende in Paris nicht mehr gäbe. Die Kinos würden jetzt erst am frühen Nachmittag öffnen.

Das war uns aber zu spät, wir suchten uns deshalb in einer Nebenstrasse ein kleines Bistro, wo wir uns auf einem zweisitzigen Sofa hinter einem kleinen Tisch häuslich niederliessen, um zu frühstücken. In einer typisch französischen Umhängetasche aus Stoff, die zu unserer Ausrüstung gehörte, hatten wir Brot und bre-

tonischen Speck. Wir liessen uns einen Kaffee kommen und wollten gerade mit dem Essen anfangen, als plötzlich die Tür aufgerissen wurde, worauf ein Polizist der Gendarmerie Nationale mit dem Finger auf uns zeigend hereinstürmte und schrie: «Sie habe ich gerade gesucht!»

Bei unserem Status als Kriegsgefangene auf der Flucht waren wir innerlich mehr als verduzt und lächelten etwas gequält. Er aber wollte sich vor lauter Lachen ausschütten. Als Entschädigung spendierte er uns an der Theke ein Glas Rotwein. Wir revanchierten uns. Dann verschwand er wieder. Uns aber steckte der Schreck noch eine ganze Weile in den Gliedern.

Die Abreise und die gesamte Fahrt am Nachmittag nach Hirson, wo wir fahrplanmässig abends ankamen, verliefen Gott sei Dank ohne weitere Aufregung. Hier wohnte der Bruder des Berufsverbrechers Michel Legrand in Laval, dessen Adresse ich hatte und der mir garantiert über die belgische Grenze helfen sollte. Nach nur zwei Auskünften bei Passanten hatten wir schon Strasse und Hausnummer gefunden, ebenso das Namensschild an einem Einfamilienhaus. Inzwischen war es stockfinster geworden und schon weit nach 20 Uhr.

Ich klingelte. Nach einer Weile fragte eine weibliche Stimme hinter der geschlossenen Tür nach meinem Begehrt. Es war die Frau des Bruders. Ich erklärte ihr, dass mich Michel Legrand schicken würde und ob ich ihren Ehemann sprechen könnte. Sie sagte mir, sie sei allein zu Haus und deshalb könne sie niemand hereinlassen. Ich antwortete ihr, dass ich das verstehe, und fragte, wann ihr Mann wieder zu Hause sein würde. Sie sagte mir, er wäre am nächsten Tag ab 11 Uhr zurück, ich bedankte mich und wir gingen wieder. Das war's. Das Problem: Ein Kriegsgefangener auf der Flucht kann sich eben nicht vorher anmelden.

Wir beschlossen sofort, auf eigene Faust über die Grenze zu gehen. Auf einer Streckenkarte im Bahnhof (eine Landkarte hatten wir nicht) hatte ich gesehen, dass die Bahnlinie hinter Hirson etwa bis auf fünf Kilometer an die belgische Grenze heranführte. Wir betraten also hinter dem Bahnhof den Bahnkörper und gingen ein bis zwei Stunden an den Gleisen entlang, immer in nördli-

cher Richtung. Als der Schienenstrang nach Westen abbog, verliessen wir die Bahn und gingen ein kurzes Stück in den dortigen Wald hinein, bis wir ein geschütztes Plätzchen zum Schlafen fanden, denn einen unbekanntem Wald im Dunkeln zu durchqueren, ist ein sinnloses Unterfangen.

Im Morgengrauen wurden wir leider durch einen leichten Nieselregen geweckt. Wir gingen weiter und trafen alsbald auf einen breiten Weg durch Fichtenhochwald, der nach Nordosten führte, also Richtung Grenze. Hier sahen wir plötzlich links und rechts vom Weg merkwürdige klobige Bauwerke aus Beton, die wir uns näher ansahen. Es waren verlassene Bunker der nördlichen Maginot-Linie an der belgischen Grenze. Die Schiessscharten wiesen fast alle nach Nordosten. Wir waren also richtig.

Da tauchte aus einem Nebenweg ein älterer Mann auf, der vor uns herging. Wir holten ihn schnell ein und begrüßten ihn. Ich fragte ihn geradeheraus, ob er auch nach Belgien ginge. Er bejahte und sagte, er wolle dort ein bisschen einkaufen. Ich fragte ihn dann noch, ob wir uns ihm anschliessen dürften. Kurz darauf trafen wir auf einen etwa zwei Meter breiten Bach, der rechts neben dem Weg floss und an den sich ein steiler Wiesenhang anschloss. Oben sah man das Dach eines Hauses. Hier lag ein dicker Baumstamm quer über dem Bach. Der Franzose balancierte hinüber, wir folgten ihm und dann sagte er: «Das war die Grenze.»

Zurück nach Frankreich

Auf einem Trampelpfad gingen wir zu dem Haus, wo ich gerade noch einen Uniformierten mit einem Fahrrad wegfahren sah, an dem eine grosse Tasche hing, offenbar ein Postbote. Seine Uniform war aber nicht französisch, also waren wir tatsächlich in Belgien. Das Haus, in dem sich ein kleiner Kolonialwarenladen befand, gehörte zu einem grossen Bauernhof. Der Franzose ging in den Laden, wir aber setzten uns draussen auf eine Bank und warteten, bis der Franzose wieder herauskam, denn wir wollten mit dem Ladenbesitzer allein sprechen. Von dem Franzosen verabschiedeten wir uns noch und gingen hinein.

Dort staunten wir erst mal gewaltig über das, was alles angeboten wurde: Schokolade, Spirituosen, viele Käsesorten, Schinken, Würste, Fischkonserven und vieles mehr. Es war ein Sortiment, wie wir es das letzte Mal fast zehn Jahre früher in Deutschland vor Kriegsausbruch gesehen hatten. Hinter dem Tresen stand ein älterer Mann, der uns abwartend ansah. Wir machten aber nicht viel Worte, sondern sagten ihm sofort, wer wir waren und woher wir kamen. Jetzt war das Staunen bei ihm.

Wir fragten ihn, ob er irgendwo eine Waschgelegenheit für uns hätte. Er führte uns sofort in einen grossen leeren Kuhstall – die Tiere waren offenbar auf der Weide – zu einem Waschbecken mit Wasserhahn und brachte uns noch eine frische Toilettenseife. Wir rasierten und wuschen uns und reinigten auch unsere unteren Hosenbeine, die voll angetrocknetem Schlamm waren. Dann gingen wir ins Haus, wo uns eine freudige Überraschung erwartete: Der gute Mann hatte für uns einen fantastischen Frühstückstisch gedeckt. Da stand eine grosse Kanne dampfenden Kaffees (selbstverständlich Bohnenkaffee), heisse Milch, Zucker, frisches Weissbrot, belgischer Honigkuchen, Aufschnitt, Käse, Marmelade, Honig und gekochte Eier.

Wir waren regelrecht erschlagen von so viel Freundlichkeit und sagten ihm das auch. Nach dem Frühstück fragte er uns, wie wir unsere Flucht fortsetzen wollten. Wir antworteten ihm, dass wir uns noch nicht entschieden hätten. Fest stünde nur, dass wir nicht mit öffentlichen Verkehrsmitteln fahren könnten, weil wir ausser ein paar französischen Franc kein Geld hätten. Erklärte uns dann über die Verhältnisse in Belgien auf. So oder so würden wir mit unseren gefärbten Uniformen bald auffallen, denn die Belgier würden so etwas nicht mehr anziehen. Er schlug uns vor, uns der Polizei zu stellen. Passieren könnte uns nichts, denn man würde uns nach Deutschland bringen, weil es in Belgien keine Kriegsgefangenen mehr gäbe.

Für mich kam aber ein weiterer Gesichtspunkt hinzu. Horst hatte schon bei dem Marsch der vergangenen Nacht ziemliche Schmerzen in den Füessen gehabt. Er hatte nämlich erfrorene Zehen, die er sich bei der Teilnahme an der Ardennen-Offensive im

Dezember 1944 geholt hatte. Längere Fussmärsche konnte er nicht durchstehen. Das gab den Ausschlag. Wir stimmten dem Vorschlag des Belgiers zu. Er sagte, er würde uns jetzt zur Polizei begleiten. Ich wollte ihm dann noch die für uns fast wertlosen französischen Franken geben, er lehnte das aber ab. So kaufte ich davon bei ihm ein Beutelchen Pfefferkörner – dafür reichte das Geld –, die ich für meine Mutter mitnehmen wollte, denn ich wusste, dass exotische Gewürze in Deutschland nicht zu haben waren, und Pfefferkörner waren ausserdem nicht verderblich.

Der Belgier holte sein Fahrrad, wir stellten unsere Koffer auf den Gepäckträger und gingen gemeinsam zu der ein paar Kilometer entfernten Polizeistation. Die dortigen Beamten waren zuerst sehr freundlich, dann aber auch voller Hochachtung, als sie erfuhren, dass wir vor nicht einmal zwei Tagen von der Atlantikküste aufgebrochen waren. Sie erklärten uns sofort, dass die belgischen Behörden uns nach Deutschland bringen würden. Dazu müssten wir zunächst den behördlichen Weg beschreiten.

Am Nachmittag brachten sie uns mit einem Auto ins etwa 50 Kilometer entfernte Charleroi in das dortige Gefängnis. Dort gab es bei den Aufnahmeformalitäten plötzlich einen Riesenkrach. Ich hatte schon gehört, dass der Verwaltungsbeamte zu unserem Polizisten so etwas sagte wie «nach Frankreich zurückbringen», konnte es aber nicht genau verstehen, weil ich zu weit weg sass. Der Polizist wurde richtig wütend, schrie mit dem Gefängnisbeamten herum und sagte schliesslich: «Wenn ich das gewusst hätte, hätte ich die beiden nicht hierhergebracht.» Dann rannte er aus dem Zimmer und knallte die Tür hinter sich zu. Zu uns sah er nicht einmal mehr hin. Mir war klar, er fühlte sich uns gegenüber nicht wohl in seiner Haut.

Wir wussten jetzt auch Bescheid: das bedeutete Auslieferung an Frankreich. Man brachte uns dann in eine Einzelzelle, in der schon drei dunkelhaarige Typen auf den auf dem Fussboden liegenden Matratzen sassen. Einer stand auf und fragte: «Tedeschi?» Es waren also Italiener. Als wir bejahten, stand er in strammer Haltung auf, hob den rechten Arm und rief: «Heil Hitler!» Das war aber keine Verhöhnung, sondern ernst gemeint. Dann fielen alle

drei mit einem italienischen Wortschwall über uns her, von dem wir gar nichts verstanden. Das Problem war, sie sprachen kein Deutsch, nur ein paar Worte Französisch, und wir konnten kein Italienisch.

Schliesslich brachte ich die Italiener dazu, keine langen Sätze zu bilden, sondern nur einzelne Worte zu verwenden, deren Bedeutung ich über Französisch und Latein herausbekam. Mit entsprechender Gestik kamen wir dann zu einer ganz guten Verständigung. Die drei stammten aus Süditalien, waren dort zur Arbeit in Kohlebergwerken angeworben und in Sammeltransporten nach Belgien gebracht worden. Sie hatten etwa drei Monate unter Tage gearbeitet und waren jetzt mit ihrer Kraft am Ende. Kein Wunder, gab es doch in Italien überhaupt keinen Kohlebergbau und damit keine Erfahrung mit dieser schweren Arbeit. Sie hatten deshalb die weitere Arbeit verweigert und sollten bald mit der Eisenbahn wieder in ihre Heimat zurückgebracht werden.

Nach drei Tagen, am 23. März 1948, wurden wir in einem Gefangenentransportauto zusammen mit anderen Leidensgenossen nach Brüssel ins Internierungslager «Petit Château» gefahren. Dieses Backsteingebäude war vermutlich um die Jahrhundertwende im neugotischen Stil erbaut und ursprünglich als Kaserne genutzt worden. Es lag im Stadtgebiet von Brüssel, wie wir durch die winzigen vergitterten Fenster sehen konnten. Untergebracht wurden wir mit gut 20 Leuten in einem grösseren Raum, der mit doppelstöckigen Betten, kleinen Spinden, Tisch und Stühlen ausgestattet war.

Die Tür blieb dauernd verschlossen und wurde nur zur Essenausgabe und bei besonderen Vorkommnissen geöffnet. Zur Verrichtung der Notdurft standen hinter einem Paravent mehrere Kübel. Die Verpflegung war einfach, aber reichlich und kräftig. Hier erfuhren wir erstmals etwas über die Verhältnisse in Belgien, das Internierungslager und die Abschiebep Praxis für uns Internierte. Diese Informationen stammten zum Teil von den Lagerinsassen und waren deshalb nicht immer glaubwürdig. Die zweite Informationsquelle waren die Belgier, die im Lager als Reinigungskräfte, Handwerker, in der Küche oder beim Essen verteilen arbeiteten. Deren Mitteilungen waren immer zuverlässig.

Zu meiner Verwunderung sprachen diese jungen kräftigen Leute recht gut Deutsch und waren besonders zu uns Deutschen kameradschaftlich und freundlich. Ich fragte sie natürlich sofort und erfuhr, dass es belgische Angehörige der Waffen-SS waren, die in den Divisionen «Wallonien» und «Wiking» zum grössten Teil in Russland gekämpft hatten. In ihrer Heimat waren sie deshalb zu 15 bis 20 Jahren Zwangsarbeit verurteilt worden, die sie hier im Lager verrichteten.

Als sie von Horst und mir hörten, dass wir vor einigen Tagen aus dem Lager Lorient geflüchtet waren, bedachten sie uns bei der Essenausgabe mit besonderen Rationen – eine Kameradschaft, die sie trotz ihres eigenen schweren Schicksals nicht vergassen. Parallelen zur inneren Einstellung der SS-Leute im Lager Lorient lagen auf der Hand. Diese Belgier sagten uns glashart, dass wir an Frankreich ausgeliefert würden. Ich erfuhr aber auch, dass man beim Leiter des Internierungslagers einen Gesprächstermin bekommen könnte. Ich wollte nichts versäumen und meldete mich sofort dafür an.

Über die inneren Verhältnisse in Belgien erfuhren wir, dass der Staat seine Uranvorkommen in der Kolonie Belgisch-Kongo an die Amerikaner verkauft hatte. Das Land schwamm also in Dollars und konnte mit diesen Devisen in der Welt kaufen, was es wollte. Es gab auf keinem Gebiet des Konsums einen Mangel. Ja, die Belgier brauchten auch selbst keine schmutzige und schwere Arbeit mehr zu leisten. Sie holten sich dafür Arbeitslose aus ganz Europa ins Land, die froh waren, überhaupt arbeiten zu dürfen. So waren auch in meiner Stube ein paar Deutsche, die im Kohlebergwerk gearbeitet hatten.

Die Belgier aber fuhren im feinen Zwirn mit ihren amerikanischen, bonbonfarbenen, von dicken Chrombalken geschützten Strassenkreuzern spazieren. Ich konnte das bald darauf mit eigenen Augen sehen. Eine andere Frage war, ob das volkswirtschaftlich gesund war, denn das Land lebte eigentlich von der Substanz. Auf der anderen Seite hatte sich schon bald nach dem Krieg abgezeichnet, dass die Zeit der Kolonialherren zu Ende ging. Warum sollte man also nicht das verkaufen, dessen Bestand ohnehin fragwürdig war?

Die Belegschaft meiner Stube war ein Querschnitt durch fast alle Völker Europas und Nordafrikas. Neben den erwähnten

Deutschen gab es vor allem Osteuropäer, die keine Lust hatten, in die Arbeiter- und Bauernparadiese ihrer Heimat zurückzukehren, und sogar einen Türken. Das Zusammenleben auf engem Raum verlief eigentlich ohne grosse Konflikte, weil jeder respektiert wurde. Mit zwei Polen, die gut Deutsch sprachen, führte ich einige heftige Debatten – politisch natürlich.

Die beiden waren an der deutschen Grenze beim Schmuggel von Hohner-Musikinstrumenten nach Belgien erwischt worden. Ob sie bestraft oder nach Polen repatriert werden sollten, stand noch nicht fest. Der eine gab vor, polnischer Offizier gewesen zu sein, beide sagten, sie wären Häftlinge im KZ Auschwitz gewesen und hätten dort die mit der Eisenbahn ankommenden Juden filzen müssen. Ich hatte bezüglich des Wahrheitsgehalts aller ihrer Angaben meine Zweifel. Auf jeden Fall trugen sie am Unterarm eine längere tätowierte Zahl. Dass sie in irgendeinem KZ gesessen hatten, konnte also stimmen. Dann aber sagten sie mir sinngemäss etwas, was mich sehr überraschte: «Wir Polen mögen euch Deutsche nicht, auch nicht euern Adolf Hitler, aber das einzig Gute, was er getan hat, war, dass er die Juden vergast hat.»

Einer unserer Stubengenossen war übrigens polnischer Jude, ein 68-jähriger grauhaariger Opa. Er hatte bis vor kurzem in Belgien gelebt und war erwischt worden, als er sich an Kindern sexuell verging. Er hatte zunächst in Untersuchungshaft gesessen. Dort war ihm eingefallen, dass er eigentlich aus Polen stammte, und er hatte die Repatriierung in seine Heimat beantragt. Die belgische Justiz stellte das Verfahren gegen ihn ein und verlegte ihn ins Petit Château. Dort wartete er nun auf seine Heimreise. Abraham, so hiess er, hatte in unserer Stube eine Schlüsselposition. Bei ihm konnte man alles kaufen oder eintauschen, falls man Geld oder gefragte Ware hatte. Sein Geheimnis: Abraham hatte freiwillig auf Dauer das morgendliche Heraustragen der Abortkübel übernommen. Auf diesem Wege fädelt er seine Geschäfte ein.

Genau eine Woche nach unserer Ankunft in Brüssel, an einem Dienstag, wurde Horst zum Abtransport aufgerufen. Das bedeutete für ihn Übernachtung in einer Einzelzelle und am Mittwoch Abschiebung an die französische Grenze, die immer an diesem

Wochentag stattfand. Mir fiel auf, dass Horst schon nach einer Woche abtransportiert wurde, denn der Regelaufenthalt für andere Fälle im Internierungslager betrug mindestens drei Wochen.

Wir mussten uns also verabschieden und vereinbarten, über unsere Eltern so bald wie möglich eine Verbindung aufzunehmen. Horst wurde tatsächlich an die Franzosen ausgeliefert und kam ins Lager Valenciennes, wo er in einem Kohlebergwerk, allerdings wegen seiner Französischkenntnisse über Tage arbeiten durfte. Im November 1948 wurde er auf normalem Wege in die Heimat entlassen.

Der Grund, warum ich nicht gleichzeitig an Frankreich ausgeliefert wurde, war vermutlich, weil ich mich zum Gespräch beim Lagerleiter angemeldet hatte. Dieses fand etwa zwei Wochen später statt. Als ich in sein Zimmer trat, sass er hinter seinem Schreibtisch und blätterte in meinem Soldbuch, das man mir in Brüssel abgenommen hatte. Ich sah es übrigens nie wieder, auch ein Verstoß gegen die Genfer Konvention, denn es durfte den Kriegsgefangenen nicht weggenommen werden.

Ich sagte dem Lagerleiter, ich hätte gehört, dass aus Frankreich geflohene Kriegsgefangene wieder dorthin ausgeliefert würden, und bat ihn um Auskunft, ob so verfahren würde. Er antwortete in äusserst arroganter Weise, in meinem Fall wäre noch nicht entschieden worden. Jetzt wusste ich, dass er log. Horst war ja schon nach einer Woche nach Frankreich gebracht worden – ein Indiz, dass bei diesen Kriegsgefangenen überhaupt keine richtige Überprüfung stattfand, sondern automatisch sofort ausgeliefert wurde. Vermutlich gab es geheime Absprachen darüber zwischen Franzosen und Belgiern.

Ich sagte dem Lagerleiter auf seine Lüge hin, für den Fall, dass meine Auslieferung ins Auge gefasst sei, würde ich schon jetzt dagegen protestieren, da die Genfer Konvention jede Auslieferung von Kriegsgefangenen an einen anderen Staat grundsätzlich verbieten würde. Ich wusste jetzt wenigstens, dass meine Auslieferung bevorstand, und konnte mich darauf einrichten. Die gelegentliche Praxis der Belgier, Internierte einfach über die Grenze abzuschleppen, konnte ich als Kriegsgefangener für mich jedenfalls abschreiben.

Zunächst tauschte ich meinen schönen Holzkoffer bei dem Türken auf meiner Stube gegen dessen Rucksack ein. Der freute sich darüber sehr und für mich war ein Rucksack für den geplanten Marsch durch Belgien ungleich nützlicher. Dann musste ich alles aus meinen Habseligkeiten entfernen, was auf eine Kriegsgefangenschaft in Frankreich hindeutete. Ich hatte noch etliche Päckchen französischer Troupes-Zigaretten. Ich schlitzte alle auf und rettete so wenigstens den Tabak. Meinen warmen amerikanischen Wintermantel verschenkte ich, weil auf dessen Rücken die Grossbuchstaben «PG» in roter Farbe prangten, ebenso ein paar Kleinigkeiten, die als Hinweis auf eine Kriegsgefangenschaft hätten dienen können.

Tatsächlich, ein paar Tage nach meinem Gespräch mit dem Lagerleiter wurde ich am Dienstag, den 20. April 1948, zum Abtransport aufgerufen. Das bedeutete, wie in jeder Woche, Abschiebung am Mittwoch nach Frankreich. Die Nacht vorher wurde ich in eine Einzelzelle gesteckt. Hier zerriss ich schweren Herzens alle Briefe, die ich aus der Heimat erhalten hatte, in kleine Stücke und spülte sie durch die Toilette.

Am frühen Morgen musste ich zusammen mit gut 20 anderen Leuten einen Omnibus besteigen, der nur ziemlich kleine Fenster ohne Gitter hatte. Wie ich sehen konnte, waren fast alle Mitfahrenden Nordafrikaner. Es ging also nach Frankreich. Einer sah wie ein Deutscher aus, ich redete ihn also an, und tatsächlich war es ein ebenfalls aus Frankreich geflohener etwa gleichaltriger Kriegsgefangener. Er war also in derselben schwierigen Lage wie ich und zunächst ziemlich reserviert.

Er hiess Jakob und stammte aus Peiting in Oberbayern. Ich kannte Peiting recht gut, weil es ein Nachbarort von Schongau ist, wo ich 1944 ein halbes Jahr auf dem Flugplatz stationiert war. Ich sagte ihm das und dann taute er langsam auf. Er war ziemlich niedergeschlagen und sagte mir, er müsse unbedingt bald nach Haus, weil seine Schwester seit langem heiraten wolle, aber eine Art Gelübde abgelegt hatte, das erst zu tun, wenn ihr Bruder wieder in der Heimat sei. Nachdem seine Flucht über Belgien durch die zu erwartende Auslieferung misslungen war, stand er also unter ziemlichem psychischen Druck.

Ich sagte ihm, dass ich seine Schwester wegen ihres Familiensinns bewundern würde, wir hätten aber noch eine reelle Chance, die Auslieferung abzuwenden. Wenn er wolle, könnten wir diesen Versuch zusammen unternehmen. Dann erläuterte ich ihm meine Überlegungen und wie wir uns jetzt verhalten müssten. Zunächst fragte ich ihn, ob er Französisch könne. Er sagte mir, er würde etwas sprechen und es leidlich gut verstehen.

Ich erklärte ihm, wir würden höchstwahrscheinlich direkt der Gendarmerie Nationale übergeben. Dort müssten wir eisern vermeiden, irgendein normales französisches Wort zu sprechen oder zu verstehen und alle Fragen nur mit «Nix compris» beantworten. Erst wenn jemand richtig Deutsch mit uns reden würde, dürften wir sagen, dass wir nie in Frankreich gewesen wären und gegen die Auslieferung protestieren würden. Wir seien aus Deutschland über die Grenze nach Belgien gegangen, um dort Arbeit zu suchen. Um von den Belgiern nicht nach Deutschland abgeschoben zu werden, hätten wir angegeben, wir wären aus Frankreich nach Belgien gelangt.

Mit etwas Geschick und Glück könnten wir erreichen, dass man uns wieder über die grüne Grenze nach Belgien schicken würde. Dort müssten wir versuchen, in Nachtmärschen die deutsche Grenze zu erreichen, und tagsüber irgendwo im Wald schlafen. Falls uns die Belgier aufgreifen würden, müssten wir nur angeben, aus Deutschland gekommen zu sein. Die Belgier würden uns dann – vermutlich über das Petit Château – abschieben, weil es gängige Praxis sei, illegale Grenzgänger dorthin abzuschieben, von wo sie gekommen wären.

Allerdings müssten wir in diesem Fall andere Personalien angeben, sonst käme man uns im Petit Château auf die Schliche. Ich zum Beispiel würde in die Identität eines gleichaltrigen Cousins schlüpfen, dann könnte ich mich nicht verplappern. Er sollte ausserdem alles, was auf eine französische Kriegsgefangenschaft hindeuten würde, aus seinem Gepäck entfernen, denn es bestünde die Möglichkeit, dass uns die Franzosen filzen würden. Jakob war jetzt sichtlich erleichtert und sagte mir, es wäre wohl zweckmässiger, die weitere Flucht zusammen zu wagen.

Wir waren etwa um 6 Uhr in Brüssel abgefahren und entfern-

ten uns zunächst in südwestlicher Richtung, bis wir in die Nähe der Stadt Mons kamen. Unterwegs bemühte ich mich, mir die Namen der grösseren Orte einzuprägen, denn ich hatte für den späteren Fussmarsch keine Karte, brauchte also andere Orientierungspunkte, und gerade dieses Gebiet lag auf der Route nach Deutschland. Ich hatte die Karte Belgiens so weit im Kopf, dass ich wusste, südlich von Brüssel müsste ich auf die in genau östlicher Richtung liegenden Täler der Sambre und der Maas treffen, denen ich bis Lüttich folgen konnte.

In der Nähe von Mons fuhren wir plötzlich auf den Innenhof eines kleineren Gefängnisses. Dort stieg ein hellblonder junger Mann etwa in unserem Alter zu, den ich sofort für einen Deutschen hielt. Er sagte zunächst etwas auf Französisch und dann ausgiebiger in einer slawischen Sprache, die ich für Polnisch hielt. Dann hatte er uns erspäht, ging direkt auf uns zu und fragte uns ganz leise auf Deutsch, ob wir ihm etwas Tabak geben könnten.

Er erzählte uns, er sei als Kriegsgefangener aus Frankreich geflohen, weil er als Angehöriger der Waffen-SS keine Chance auf Entlassung hätte, was mir ja hinreichend bekannt war. Er stamme aus Oberschlesien und spräche gut Polnisch. Er hätte sich deshalb in Belgien als Pole ausgegeben, um als solcher in seine Heimat repatriert zu werden. Auf dem Wege dorthin könne er sicher irgendwo in Deutschland aussteigen. Wegen dieser Pläne bot er mir eine Michelin-Strassenkarte von Belgien und eine intakte kleine Taschenlampe an, die er nun nicht mehr benötigen würde. Für mich waren diese Gegenstände mehr als Gold wert, denn sie erleichterten den Fussmarsch durch Belgien ungemein, obgleich die Karte den Schönheitsfehler hatte, dass sie auf der Höhe von Brüssel endete. Ich gab dem Kameraden in meiner Freude – für ihn offenbar unerwartet – einen grossen Teil meines Tabakvorrats.

Ab Mons fuhren wir in westlicher Richtung weiter, bis wir am späten Vormittag bei Mouscron an die französische Grenze kamen. Ohne an den Schlagbäumen anzuhalten, fuhren wir in das französische Tourcoing hinein und hielten wenige Minuten später auf dem Hof der dortigen Gendarmeriestation. Wir waren wieder «daheim». Jakob und ich mussten aussteigen, der Bus fuhr sofort

nach Belgien zurück und wir wurden zur Vernehmung in die Diensträume geführt.

Ein Gendarm spannte den Vernehmungsbogen in seine Schreibmaschine, der andere redete mich auf Französisch recht barsch an. Deutsch sprach er offenbar nur wenige Brocken. Ich antwortete auf Deutsch, indem ich heftig gegen meine Deportierung nach Frankreich protestierte. Ich verstehe kein Französisch, hätte nichts mit diesem Land im Sinne und wäre noch nie in Frankreich gewesen. Arbeit könnten mir die Franzosen auch nicht anbieten, da sie keine hätten. Dabei regte ich mich (künstlich) gewaltig auf. Man konnte ja nie wissen, vielleicht verstand einer der Polizisten doch Deutsch. Auf weitere Fragen in Französisch antwortete ich nur «Nix compris» und verlangte auf Deutsch einen Dolmetscher.

Schon zu Beginn hatte der vernehmende Beamte seine Pistole vor sich auf den Schreibtisch gelegt. Jetzt nahm er die offenbar nicht durchgeladene, aber gesicherte Waffe in die Hand, fuchtelte damit vor meiner Nase herum und schrie mich an: «Du Gestapo, du SS!» Innerlich beeindruckte mich das überhaupt nicht, äusserlich zuckte ich furchtsam zusammen. Es war das reinste Affentheater. Während meiner Vernehmung sah und hörte ich, dass ein weiterer Gendarm mit den Kriegsgefangenenlagern der näheren Umgebung, also zum Beispiel Douai, Lille und Valenciennes, telefonierte und nachfragte, ob Kriegsgefangene mit unseren Personalien dort geflohen seien. Er stand dabei so dicht neben mir, dass ich jedes Wort verstehen konnte. Das Ergebnis war natürlich negativ. Für mich war das gleichzeitig die nochmalige Bestätigung, dass es zwischen den einzelnen Lagern keinen Austausch über Fluchtmeldungen gab.

Dann wurden die Vernehmungen plötzlich abgebrochen und ich hörte, dass ein Gendarm losgeschickt wurde, um einen Dolmetscher zu holen. Nach etwa einer halben Stunde kam der Polizist mit einer etwa 30-jährigen Frau zurück, die äusserst bescheiden gekleidet war, eine einfache Frisur trug und völlig ungeschminkt war. Jedenfalls sah sie nicht so aus, wie man sich landläufig eine Französin vorstellt. Ihr Deutsch war teilweise schauerhaft, weil sie sehr viele Ausdrücke verwendete, die aus dem Landserjargon stammten, wie zum Beispiel «Ich machen lukki-

lukki». Aber sie verstand Deutsch offenbar wesentlich besser, weil sie unsere Äusserungen einigermassen korrekt übersetzte.

Gleich zu Beginn bat ich sie, meinen Protest gegen die Deportation nach Frankreich zu wiederholen, was sie auch tat. Von nun an verlief die Vernehmung normal, ohne jede Bedrohung. Die Gendarmen waren korrekt und freundlich, wie ich sie von früheren Gelegenheiten her kannte. Wir gaben unsere Personalien an und erklärten, dass wir von Deutschland über die grüne Grenze nach Belgien gegangen wären, um dort Arbeit zu suchen. Auf die Frage, warum wir dann in Belgien angegeben hätten, aus Frankreich zu kommen, antworteten wir, wir wollten so vermeiden, wieder nach Deutschland abgeschoben zu werden. Im Übrigen wären wir vorher nie in Frankreich gewesen und hätten auch jetzt nicht das geringste Interesse, uns dort aufzuhalten. Zum Schluss der Vernehmung sagte uns einer der Beamten, sie würden uns nach Einbruch der Dunkelheit über die belgische Grenze zurückschicken. Irgendwelche Kontrollen durch den belgischen Zoll bräuchten wir nicht zu befürchten, weil die belgischen Beamten heute Abend an anderer Stelle eine Razzia durchführten. Nun, wir waren noch skeptisch.

Dann führte uns einer der Gendarmen in den Keller des Hauses, in dem sie mit ihren Familien wohnten, und fragte uns, ob wir mehrere Zentner lose Kohlen von einem Kellerraum in einen anderen transportieren würden. Wir sagten zu und waren nach circa zwei Stunden damit fertig. Anschliessend konnten wir uns im Badezimmer der Familie gründlich waschen und wurden zu Kaffee und Kuchen bei der Familie eingeladen, denn es war inzwischen später Nachmittag geworden.

Als es dunkelte, begleitete uns ein Gendarm auf die Strasse, die direkt zur nahen Grenzstation führte, und zeigte uns, wo wir vorher rechts abbiegen sollten, um dann nach ein paar hundert Metern neben der Grenzstation die grüne Grenze zu überschreiten, die hier durch einen kleinen Bach gebildet wurde. Kurz bevor wir den Bach erreichten, kam uns plötzlich ein Offizier – vermutlich vom Zoll – entgegen, der uns fragte, wo wir herkämen und wohin wir wollten. Wahrheitsgemäss antworteten wir ihm, wir kämen

von der Gendarmerie in Tourcoing und wollten über die Grenze nach Belgien. Offenbar glaubte er das nicht und so bat er uns, ihm erst einmal zu folgen.

Nach zehn Minuten kamen wir zu einer Dienststelle, wo wir uns auf der Ladefläche eines Bedford-Kleinlasters hinsetzen mussten. Er fuhr uns dann zur uns wohlbekannten Gendarmeriestation direkt auf den Hof. Dort stand einer unserer Freunde der Gendarmerie, der dem Offizier sofort lachend zurief: «Die beiden haben wir gerade vor einer Stunde über die Grenze geschickt!» Ohne gross anzuhalten, wendete der Offizier und fuhr uns ungefähr zu der Stelle, wo er uns aufgegriffen hatte. Dort zeigte er uns genau den Bach, der die Grenze bildete, entschuldigte sich höflich, dass er uns aufgehalten hatte, und verschwand. Zehn Minuten später waren wir in Belgien und verabschiedeten uns endgültig von «La douce France».

Auf nächtlichen Pfaden durch Belgien

Dank der guten Michelin-Karte im Massstab 1: 200'000, auf der jede kleine Nebenstrasse eingezeichnet war, entdeckten wir schnell den richtigen Weg, auch in der dunklen Nacht. Gegen Morgen fanden wir in einem Waldstück bei Tournai ein gutes Versteck, wo wir tagsüber schlafen konnten. Sorgen bereitete uns die Frage, wo wir irgendwas zu essen finden konnten. Geld hatten wir keins, in Feld und Wald gab es zu dieser Jahreszeit ebenfalls nichts. Diebstahl von Hühnern oder Ähnliches kam nicht in Frage. So beschlossen wir, einen anderen Versuch zu wagen.

Die Besiedlung dieser ländlichen Gegend bestand – wie in der Bretagne – aus Dörfern und verstreut liegenden Einzelhöfen. Nachdem wir an diesem ersten Tag bei Beginn der Dämmerung zum Nachtmarsch aufgebrochen waren, suchten wir einen Bauernhof, zu dem keine Telefonleitung führte, und klopfen dort an. Als man uns öffnete, sagten wir höflich «Bon soir» und fragten, ob wir etwas zu essen bekommen könnten. Man bat uns ins Haus und fragte, woher wir kämen und wo wir hinwollten. Wir sagten wahrheitsgemäss, wir wären aus Frankreich entflozene Kriegsgefangene und auf dem Weg in die Heimat. Wir bekamen sofort be-

legte Brote, Kaffee und Milch. Es folgte dann noch eine kurze Unterhaltung über den schrecklichen Krieg. Schliesslich bedankten wir uns aus ehrlichem Herzen und verschwanden in der Dunkelheit.

Diesen Weg, unseren Hunger zu stillen, beschritten wir in den nächsten Tagen mehrfach. Auf keinem Bauernhof wurden wir mit barschen Worten abgewiesen, überall spürten wir das Mitgefühl der Belgier und wurden bewirtet. Es war am zweiten oder dritten Abend unserer Fussmärsche, als wir in einem kleinen Ort an einer Stehbierhalle (heute nennt man so etwas einen Pub) vorbeikamen, wo der Wirt vor der Tür stand und uns auf Flämisches einlud, in sein Lokal zu kommen. Ich antwortete auf Französisch, wir hätten leider kein Geld. Er sagte, wieder auf Flämisches, er verstünde kein Französisch. Wir wiederum sprachen nicht Flämisches, aber ich konnte Plattdeutsch. Das ist zwar nicht dieselbe Sprache, aber in vielen Worten ähnlich. So konnten wir uns ganz gut verständigen.

Als er erfuhr, dass wir aus Frankreich kämen, lud er uns noch mal ein, spendierte uns Bier und einiges zu essen. Er war richtig begeistert, dass er uns Deutschen helfen konnte. Dass unser Wirt nur Flämisches sprach, wunderte mich übrigens nicht, denn wir befanden uns im südlichsten Zipfel Flanderns. Ein paar Kilometer weiter südlich begann schon Wallonien, der französischsprachige Teil Belgiens.

Auf unseren Nachtmärschen legten wir etwa 25 bis 30 Kilometer täglich zurück, manchmal kamen wir auch auf über 40 Kilometer. Aus Sicherheitsgründen und wegen der besseren Orientierung – Stadtpläne hatten wir ja nicht – umgingen wir die grossen Städte wie Charleroi, Namur und Lüttich. Dadurch verlängerte sich natürlich die Gesamtwegstrecke bis zur deutschen Grenze.

Am Morgen nach der vierten Nacht hatten wir uns gerade zum Schlafen hingelegt, als es anfang zu regnen. Es war in der Nähe von Soignies, etwa 40 Kilometer südwestlich von Brüssel. An Schlaf war jetzt nicht mehr zu denken, also beschlossen wir, unter Ausnutzung der Sonntagsruhe (es war der 25. April) einfach weiterzulaufen. Wenn wir schon nass wurden, konnten wir dabei wenigstens mehrere Kilometer hinter uns bringen. Nach gut zwei

Stunden Marsch – es war in der Nähe der Ortschaft Marche-les-Ecaussinnes und der Regen hatte gerade aufgehört – kamen wir an einem kleinen Haus vorbei, das direkt an der Strasse lag. Ein älterer Mann stand hinter dem Gartenzaun und schmauchte sein Pfeifchen. Wir boten die Tageszeit und er nahm das zum Anlass, uns anzusprechen. Als höfliche Menschen antworteten wir ihm und so ergab ich ein Gespräch, in dem wir ihm sagten, dass wir auf dem Weg nach Deutschland seien.

Erst da merkte er, dass wir Deutsche waren, und er sagte uns, auf dem grossen Bauernhof, der etwa 200 Meter entfernt in einer Talsenke lag, würde ein Deutscher arbeiten, der sich sicher über deutschen Besuch freuen würde. Für uns konnte das eine grosse Hilfe bedeuten und so gingen wir hin. Wir kamen auf einen grossen Gutshof mit einem respektablen Herrenhaus. An einer geschnitzten Eingangstür betätigten wir den Metallklopfer. Eine hoch gewachsene alte Dame ganz in Schwarz öffnete. Wir erklärten höflich, dass wir unseren deutschen Kameraden besuchen wollten. Sie zeigte auf ein kleines Nebengebäude und erwiderte, er hätte im ersten Stock sein Zimmer. Wir könnten dort auf ihn warten, er käme in einer halben Stunde zurück.

Das taten wir, und tatsächlich, bald trat ein etwa mit uns gleichaltriger junger Mann ins Zimmer und sah uns fragend an. Wir klärten ihn sofort über unsere Lage auf und dass wir verschwinden würden, wenn er Schwierigkeiten befürchten müsse. Er lachte und sagte, das hätten wir ruhig auch der alten Dame sagen können, sie wäre sehr in Ordnung. Er selbst war Unteroffizier bei den Fallschirmjägern gewesen und hatte damit gleich mein Vertrauen. Dann entschuldigte er sich, er wolle kurz ins Herrenhaus hinübergehen, wir sollten einen Augenblick warten. Ziemlich schnell war er wieder zurück und führte uns im Herrenhaus in den grossen Speisesaal, in dem schon eine lange Tafel gedeckt war.

Die alte Dame stand in fast strammer Haltung davor, hob die rechte Hand und begrüsst uns mit «Heil Hitler», als wir eintraten. Dann ging sie auf uns zu, gab uns die Hand und lud uns mit freundlichen Worten zum Mittagessen ein. Sie wirkte jetzt sehr warmherzig und natürlich, aber immer dabei eine wirkliche Dame. Ich war sehr beeindruckt von ihrer Haltung und Ehrlich-

keit und bewundere heute noch ihren Mut, wildfremden Menschen gegenüber ohne Scheu ihre politische Einstellung zu zeigen. Von dem deutschen Kameraden erfuhr ich dann, dass ihr ältester Sohn, der eigentliche Hoferbe, zu 20 Jahren Zwangsarbeit verurteilt im Gefängnis sass, weil er auf deutscher Seite in der SS-Division «Wallonien» gekämpft hatte.

Kurz vor dem Mittagessen traf der zweite Sohn, der jetzt der Bauer war, in einem schwarzen amerikanischen Strassenkreuzer ein. Natürlich redete ich mit ihm und erzählte ihm auch von den Einzelheiten meiner Flucht. Ich fragte ihn, ob er mir eine Strassenkarte geben könne, denn unsere gute Michelin-Karte endete fast genau in dieser Gegend. Sogleich holte er aus seinem Auto eine Strassenkarte, die den östlichen Teil Belgiens abdeckte, und gab sie mir. Dazu informierte er mich, auf welchen Strassenabschnitten zum Beispiel im Maastal Polizeikontrollen möglich sein könnten. Schliesslich bot er mir – mit der Verpflichtung, darüber zu schweigen – Geld an. Ich war ihm dafür sehr dankbar, nahm aber nur ein paar belgische Franken an, die ausreichten, um Weissbrot und Schokolade für die wenigen Tage bis zur Grenze kaufen zu können. Beides war dort sehr billig. Wir ersparten uns so die abendliche Bettlei auf den Bauernhöfen.

Das Mittagsmahl war für uns ein Festessen. Ausser der Vorsuppe und dem Nachtschüssel gab es einen Schweinekrustenbraten, Pommes frites und Mischgemüse von Erbsen und Mohrrüben. Danach schliefen wir bis zum frühen Abend im Zimmer des Kameraden, bedankten uns bei diesem sowie der Bauernfamilie und begannen mit der fünften Nachtwanderung.

Am Abend der folgenden Nacht erreichten wir plötzlich – genau südlich von Brüssel – eine markante Strassenkreuzung mit dem Namen Les Quatre-Bras. Zuerst dachte ich dabei an gar nichts. Dann fiel mir plötzlich etwas ein. Ich sah auf der Karte nach: nördlich davon las ich Waterloo und ich wusste, ich befand mich auf historischem Boden. Quatre-Bras war einer der Brennpunkte jener Schlacht im Jahre 1815 gewesen, wo es den Preussen gelang, sich gegen die Franzosen durchzusetzen, während Wellington, der von diesen hart bedrängt wurde, ausgerufen haben soll: «Ich woll-

te, es wäre Nacht oder die Preussen kämen.» Die Preussen kamen, Napoleon I. verlor die Schlacht und verschwand in der Versenkung auf St. Helena.

In dieser Nacht passierte noch ein Missgeschick: die Birne in unserer kleinen Taschenlampe brannte plötzlich durch. Nun konnten wir auf unseren nächtlichen Wegen die Karte nicht mehr lesen. Am frühen Morgen – nicht weit vom Maastal bei Namur – fanden wir zwischen Feldern eine ziemlich neue, nicht verschlossene Feldscheune. Im Erdgeschoss standen mehrere Ackergeräte, aber oben unter dem Satteldach, von unten nicht einsehbar, lagen noch etliche Bündel Stroh und Heu – ein idealer Platz für uns zum Schlafen.

Nach einer Weile wurden wir durch lauten Lärm unsanft geweckt. Wir sahen vorsichtig nach unten und entdeckten einen Bauern, der gerade zwei Pferde vor einen Wendepflug spannte. Dann begann er, ein langes Feld neben der Scheune umzupflügen. Ich aber sah neben dem Feld ein Fahrrad liegen, mit dem der Bauer offenbar zur Scheune gekommen war, und dieses Fahrrad trug unter dem Lenker eine Lampe. Gleich ging ich hinunter und sah, dass der lange umzupflügende Acker über eine kleine Anhöhe führte, hinter der der Bauer für eine gewisse Zeit verschwand, ohne dass er die Umgebung seines Fahrrades einsehen konnte. Die Zeit reichte, um unsere defekte Birne gegen die in der Fahrradlampe einzutauschen. Damit waren unsere weiteren nächtlichen Wanderungen gesichert. Den Rest des Tages verschliefen wir unbekümmert in der Scheune, während der Bauer sein Feld pflügte.

Nach zwei weiteren Nachtmärschen durch das Maastal gelangten wir bis hinter Lüttich, wo wir dieses Tal verliessen. Den Tag über schliefen wir wieder im Wald. An diesem Abend brachen wir schon viel früher auf, denn wir brauchten ja nicht mehr die Dämmerung abzuwarten, um von einem Bauernhof etwas Essbares zu besorgen. Wir wollten in östlicher Richtung auf Verviers zu marschieren, um dann unter Umgehung des Ortes die nur noch 20 Kilometer entfernte Grenze zu erreichen. Einer der deutschen Stubenkameraden des Internierungslagers in Brüssel hatte mir die Beschreibung eines Grenzabschnitts dieser Gegend gegeben,

von dem ich eine Geländeskizze gefertigt hatte. Hier wollte ich über die Grenze gehen.

Doch es kam anders, ja wir hatten sogar unverschämtes Glück. Wir waren schon fast zwei Stunden unterwegs, als plötzlich ein Kleinlaster mit offener Ladefläche neben uns hielt. Der Fahrer fragte uns, ob er uns mitnehmen könne. So kamen wir ins Gespräch und erklärten ihm offen, dass wir als entflozene Kriegsgefangene unterwegs seien. Der Fahrer war etwas älter als ich und sagte uns, er hätte während des Krieges auf alliierter Seite gekämpft. Wir wären jetzt für ihn Kameraden, denen er helfen möchte. Er würde uns mitnehmen bis Spa und dort an einer Strassenkreuzung mit uns warten, bis ein Lkw vorbeikäme, der nach Malmedy fahren würde. Er würde viele Fernfahrer kennen, die uns mitnehmen und weiter zur Grenze lotsen würden.

Ich wusste, dass Spa ein ziemlich mondäner Kurort war, in dem vor dem Krieg viele Autorennen stattgefunden hatten. Nach 20 Kilometern waren wir dort und hielten etwa in der Ortsmitte an einer Kreuzung an. Er bat uns, zunächst in seinem Wagen zu warten, bis er wiederkäme, und stellte sich an die Kreuzung. Schon nach zehn Minuten hielt ein Lkw mit Anhänger an und er sprach ganz kurz mit dem Fahrer. Dann lief er schnell zu uns herüber, schenkte uns noch eine grosse Tüte mit Backwaren und sagte uns, wir sollten schnell hinüberrennen und ohne grosse Worte einfach ins Fahrerhaus steigen.

Wir hatten kaum Zeit, uns bei diesem netten Menschen zu bedanken. Dann sassen wir schon im Lkw und fuhren die weiteren 20 Kilometer bis Malmedy. Inzwischen war es dunkel geworden. Der Fahrer war ein Deutscher aus diesem Ort, der aber nicht viel redete. Er fuhr den Lkw, der grosse Papierrollen geladen hatte, auf einen Fabrikhof und führte uns in seine kleine Wohnung, die ein Stück entfernt lag. Während seine Frau eine grosse Pfanne Bratkartoffeln für uns alle herrichtete, erklärte er uns den weiteren Verlauf des Grenzübertritts.

Wir sollten sehr früh am nächsten Morgen zum Bahnhof von Malmedy gehen – er beschrieb uns den kurzen Weg dahin – und mit dem ersten Schienenbus kurz nach 5 Uhr in Richtung Weiwertz abfahren. Das wäre sehr wichtig, weil um diese Zeit noch

kein Zöllner unterwegs wäre. In Oberweiwertz, der zweiten Station nach Malmedy, sollten wir aussteigen und weiter nach Unterweiwertz laufen. Er beschrieb uns auch den kurzen Weg. Am Ortsbeginn lägen drei Bauernhöfe nebeneinander. In den mittleren sollten wir gehen, er gehöre dem Herrn Schumacher, der gleichzeitig Bürgermeister sei, und ihm sagen, wir kämen von ... und er nannte einen französischen Vornamen, den ich aber vergessen habe. Dann wüsste Schumacher Bescheid und würde uns weiterleiten.

Spätestens hier vermutete ich, dass wir zufällig in eine Organisation geraten waren, die wohl mit kommerziellen Interessen des Grenzbereichs zu tun hatte und in der der Fahrer des Kleinlasters eine Schlüsselposition hatte, denn sonst hätten die paar Worte, die er mit dem Lkw-Fahrer in Spa gewechselt hatte, nicht ausgereicht, um eine ganze Helferkette in Bewegung zu setzen. Aber hier Fragen zu stellen wäre unbedacht gewesen, in unserem Falle sogar undankbar, denn alle Beteiligten waren sehr freundlich zu uns und handelten selbstlos. Konsequenterweitedgedacht, bedeutete unsere Einbindung in eine solche Organisation auch, dass wir absolut sicher sein konnten, nicht an Polizei oder Zoll verraten zu werden. Das hätte nämlich die Organisation selbst gefährdet.

Meinem Weggefährten lagen solche Überlegungen fern. Dafür war er zu unbedarft, denn sonst hätte er mir davon erzählt. Ich hütete mich auch, zu ihm davon zu reden. In seiner spontanen Art hätte er sonst vielleicht doch irgendeine unpassende Bemerkung gemacht.

Der Weg zum Bauernhof Schumacher verlief wie geplant und so trafen wir dort schon kurz nach 6 Uhr ein. Herr Schumacher bat uns nur, auf keinen Fall tagsüber den Hof zu verlassen. Daran hatten wir allerdings kein Interesse, denn wir waren hundemüde. Die Anstrengungen der Nachtmärsche forderten einfach ihren Tribut und so baten wir nur um einen ruhigen Schlafplatz auf Heu oder Stroh in einer Scheunenecke. Den ganzen Tag schliefen wir durch und wurden erst abends munter.

Wir bekamen noch eine kräftige Brotzeit. Dann zeigte und erklärte uns Herr Schumacher den Weg zur Grenze. Wir bedankten uns für die gastliche Aufnahme und zogen nach Einbruch völliger



Am späten Abend liefen wir über den damaligen Truppenübungsplatz Eisenborn zu Fuss zur deutschen Grenze, die wir am 1. Mai 1948 in der Frühe überschritten, bis Höfen.

Dunkelheit los. Nach einer Weile mussten wir den Truppenübungsplatz Eisenborn auf einem Weg überqueren. Rechts und links konnten wir undeutlich viele Einmannlöcher und Schützengräben erkennen, die allerdings ziemlich unter Wasser standen. Es war also nicht ratsam, den Weg zu verlassen.

Es ging weiter auf einigermaßen gangbaren Wegen, überwiegend durch Hochwald. Wir mussten uns nur halbwegs an die Nordostrichtung halten. Als es im Osten hell wurde, kamen wir an einen Grashang, um den unser Weg in grossem Bogen herumführte. Wir wollten deshalb quer über die Wiese abkürzen. Ich ging ein paar Meter voraus und hatte schon wenige Schritte auf die Wiese gemacht, als ich plötzlich der Länge nach hinfiel, weil

ich mit dem linken Fuss hängen geblieben war. Gleichzeitig wurde der Absatz eines Schuhs abgerissen.

Zu meinem Schrecken sah ich, dass ich in ein Stolperdrahthindernis geraten war. Derartige Hindernisse werden in der Regel im Vorfeld eines Schützengrabens angelegt. Sie bestehen aus in bestimmten Abständen in die Erde geschlagenen Holzpflocken, die 10 bis 20 Zentimeter aus dem Boden ragen und auf die netzförmig Stacheldraht genagelt wird. Das ist an sich nicht Besorgnis erregend, aber ich wusste aus meiner Déminage-Tätigkeit, dass es äusserst beliebt war, in diesem Netzwerk auch noch Minen zu verlegen. Sofort rief ich Jakob zu, auf keinen Fall den Weg zu verlassen, schnappte mir den abgerissenen Absatz und ging vorsichtig auf meinen Fussspuren, die sich im betauten Gras gut abzeichneten, zum Weg zurück. Dort atmete ich erst einmal tief durch. Ich wusste, dass hier in der Eifel 1944/45 heftige Kämpfe stattgefunden hatten. Die Orte Monschau und Kalterherberg waren sogar im Wehrmachtsbericht genannt worden. Das war genau unsere Gegend. Es war also durchaus möglich, dass es noch ungeräumte Minenfelder gab.

Nachdem wir den grossen Grashang brav auf dem Weg bleibend umrundet hatten, kamen wir an eine Weggabel. Der linke Weg führte in einem kleinen Tal wieder in den Wald zurück, während der rechte Weg über eine kleine Erhebung auf freie Felder in östlicher Richtung zeigte. Wo die Grenze verlief, wussten wir nicht. Sie konnte hinter uns, aber ebenso gut noch vor uns liegen. Nach der langen Marschzeit – und damit nach der zurückgelegten Wegstrecke – schätzte ich, wir müssten schon in Deutschland sein.

Jakob wollte nach links, wieder in den Bereich gefährlicher Stellungen zurück, ich wollte das um keinen Preis und deshalb nach rechts gehen. Sofort erhob sich ein handfester Streit, den ich in solcher Grenznähe für höchst unangebracht hielt. Ich sagte ihm deshalb, ich würde mich sofort von ihm trennen. Das passte ihm aber auch nicht, weil in meinem Rucksack seine Gummistiefel waren.

Die hatte er, als ich ihn vor gut einer Woche im Bus traf, in der Hand mit sich herumgetragen. Sie waren nämlich sein Heiligtum.

Ich hatte sie vor unserem Abmarsch in Tourcoing in meinen Rucksack getan, musste dafür aber ein Buch mit Novellen von Theodor Storm in seinen Rucksack geben, weil beides nicht in meinen Rucksack passte. Dieses Buch hatte für mich eine besondere Bedeutung. Ich hatte es als Schutz mit einer Packpapierhülle versehen und zwischen dieser Hülle sowie dem Bucheinband meinen Flugzeugführerschein versteckt, der mein einziges militärisches Dokument war, nachdem der Lagerleiter in Brüssel mein Soldbuch geklaut hatte. Selbstverständlich hatte ich Jakob von diesem Dokument unterrichtet.

Jetzt wollte er also sofort seine blöden Gummistiefel haben, so dass wir an Ort und Stelle, von allen Seiten auf Hunderte Meter einsehbar, die Rucksäcke hätten umpacken müssen, obwohl wir nicht mit Sicherheit wussten, ob die Grenze schon passiert war. Ich weigerte mich und sagte ihm, ich würde ihm seine Gummistiefel zusenden, denn wir hatten ja unsere Heimatadressen ausgetauscht, und verliess ihn.

Wieder in der Heimat

Nach einer Wegstrecke von etwa 1 Kilometer sah ich plötzlich im Talgrund vor mir einen spitzen Kirchturm und zwischen grünen Bäumen mehrere Bauernhöfe auftauchen. Gleichzeitig traf ich auf eine niedrige Mauer links neben meinem Feldweg, die einen Garten und einen kleinen Bauernhof umschloss. Am Torweg stand ein etwa 30-jähriger Mann, der in Ruhe eine Zigarette rauchte. Ich sagte ihm guten Morgen, sah ihn an und fragte ungeduldig: «Bin ich hier schon in Deutschland?»

Er sah mich fast verzweifelt an, sein Mund zitterte, er brachte aber keinen Ton heraus. Ich schaltete sofort, weil ich merkte, dass ich wohl so einen armen Kerl vor mir hatte, der stotterte. Ich sah jetzt an ihm vorbei und wiederholte meine Frage in aller Ruhe. Der Bann war gebrochen und er antwortete mir: «Ja, Sie sind in Deutschland, aber gehen Sie lieber weiter ins Dorf. In meinem Haus liegt nämlich belgische Militärpolizei. Die schlafen zwar noch, aber nicht mehr lange.» Ich bedankte mich bei ihm und ging schnell weiter. Gleich darauf stand ich vor dem gelb-schwarzen

Ortsschild und las: «Höfen, Kreis Monschau». Ich konnte es noch nicht fassen: Ich war wieder in Deutschland! Am 1. Mai 1948, kurz vor 7 Uhr früh! Ein paar Minuten blieb ich dort stehen, ich war einfach nicht in der Lage, gleich weiterzugehen. Allmählich löste sich die Anspannung, und es kam eine grosse Ruhe über mich.

Ich betrat gleich den ersten Bauernhof an der Dorfstrasse, wo ich die Bauersleute in der Küche traf. Ganz kurz schilderte ich ihnen meinen Weg von Lorient bis hierher und fragte, ob ich mich irgendwo waschen und rasieren könnte. Sie führten mich zu einem Waschbecken, sagten aber gleich, ich solle dann zum Frühstück in die Küche kommen. Dem Bauern zeigte ich meinen abgerissenen Absatz und bat um einen Hammer sowie ein paar kurze Nägel. Er brachte mir das Gewünschte, sogar ein Schusterdreibein und einen richtigen Schusterhammer. Ich nagelte den Absatz an und brauchte nun nicht mehr zu humpeln.

Während des Frühstücks musste ich natürlich noch weitere Einzelheiten meiner Flucht erzählen. Danach erkundigte ich mich nach den Verkehrsverbindungen zum nächsten Bahnhof. Der Bauer lachte und sagte: «Ich glaube, ich habe da etwas. Ich komme in Kürze wieder» und verschwand. Nach einer Viertelstunde kehrte er zurück und sagte mir, ich solle gleich zum Dorfplatz gehen, dort würde ein Fahrzeug des örtlichen Fussballvereins stehen, der zu einem Auswärtsspiel müsste. Die würden mich zum Bahnhof Blankenheim mitnehmen. Ich bedankte mich nochmals für die Gastfreundschaft und ging gleich los.

Am Dorfplatz fand ich einen offenen Plattenwagen mit einfachen Holzbänken, auf denen schon die Fussballmannschaft mit einigen anderen Leuten – auch ein paar Mädchen – sass. Ich wurde in ihre Mitte genommen und dann tuckerte der Trecker, der den Wagen zog, los. Die jungen Leute unterhielten sich, schäkerten auch ein bisschen mit den Mädchen, ich aber sass ganz in mich gekehrt dazwischen, hörte gar nicht hin und hatte nur Augen für die frische grüne Frühlingslandschaft mit den blühenden Obstbäumen, die langsam vorbeizog. Die Sonne schien warm, nur ein paar Wattebüschchen hingen am Himmel und die Vögel sangen. Ich war wieder in der Heimat und war dem Schicksal dankbar dafür.

Gegen 11 Uhr hielten wir vor dem Bahnhof, der ausserhalb von Blankenheim lag. Von hier waren es übrigens nur wenige Kilometer bis zur französischen Besatzungszone. Ich verabschiedete mich von den netten Leuten des Fussballvereins und ging in das kleine Bahnhofsgebäude, um die Abfahrt des nächsten Zugs nach Köln zu erfragen und eine Fahrkarte zu lösen.

Geld dafür hatte ich, und das kam so: Irgendwann während des Jahres 1947 – den genauen Zeitpunkt weiss ich nicht mehr – bekam ich ganz überraschend ein Päckchen von meinen Eltern. Die Franzosen hatten damals offiziell erlaubt, dass Familienangehörige an die Kriegsgefangenen hin und wieder Päckchen einer bestimmten Grösse mit besonders festgelegten Dingen schicken durften. Wir Kriegsgefangenen wurden davon – wie immer – nicht unterrichtet. In diesem Päckchen befand sich ein kleiner Rührkuchen, den meine Mutter in einer Konservendose als Kuchenform gebacken hatte, eine Methode, die während des Krieges zigtausendfach für die Soldaten an der Front praktiziert worden war.

Wenn man den Kuchen nach Erkalten wieder in die Konservendose zurückschob, konnte er so unbeschädigt beim Empfänger ankommen. In diesen Kuchen hatte meine Mutter an unauffälliger Stelle ein strohhalm dickes Loch gebohrt, Geldscheine ganz eng zusammengerollt und hineingesteckt. Das kleine Loch wurde mit Kuchenkrümeln unsichtbar gemacht. So war ich an 120 Reichsmark gekommen, die ich seitdem eingenäht im Hosenbund mit mir herumgetragen hatte.

Der nächste Personenzug nach Köln fuhr etwa eine halbe Stunde nach meinem Eintreffen ab, ich brauchte also nicht lange warten. Um 15.30 Uhr traf ich im Kölner Hauptbahnhof ein, von wo ich kurz nach 23 Uhr mit einem D-Zug abfuhr, um am nächsten Tag etwa um 9 Uhr in meiner Heimatstadt einzutreffen. Es war der 2. Mai 1948 und ein Sonntag. Die Flucht war – fast – zu Ende.

Irgendwann danach kam eine briefliche Verbindung mit Jakob aus Peiting zustande. In seinem ersten Brief schrieb er mir gleich, er würde mir mein Buch erst schicken, wenn er seine Gummistiefel in den Händen hätte. Das war mehr als eine Unverschämtheit. Damit war er endgültig bei mir unten durch. Ich sandte ihm sofort

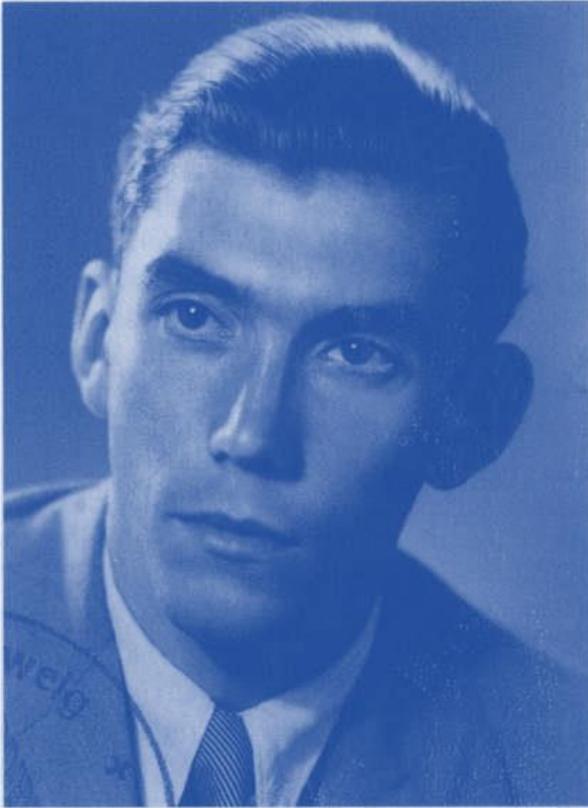
kommentarlos seine Gummistiefel zu. Aber es kam noch schlimmer: Etwa zwei Wochen später traf mein Buch bei mir ein, ohne Schutzumschlag und ohne meinen Flugzeugführerschein. Ich schrieb ihm darauf nochmals und fragte nach diesem Dokument. Seine Antwort war, er wisse nicht, wo der Schutzumschlag und der Flugzeugführerschein geblieben seien, die Sachen wären wohl verloren gegangen. Kommentar überflüssig. Ich bin in den späteren Jahren viele Male durch Peiting gefahren, aber Ausschau gehalten nach Jakob habe ich nicht. Wäre er mir zufällig begegnet, hätte ich ihn nicht mehr gekannt.

Grundsätzlich unterscheidet sich die Flucht von Kriegsgefangenen in einem wesentlichen Punkt von allen anderen Fluchtversuchen zum Beispiel aus Gefängnissen, wie sie häufig in Filmen und der Literatur dargestellt werden. Diese Fluchtversuche sind in der Regel kriminelle Handlungen, die zum Teil mit weiterem schwerem Freiheitsentzug bestraft werden. Sie sind also im Grunde unmoralisch.

Demgegenüber ist die Flucht von Kriegsgefangenen ausdrücklich erlaubt, ja sie gilt in Kriegszeiten sogar als patriotische Tat. Die Genfer Konvention bestimmt deshalb, dass ein Kriegsgefangener nach einer missglückten Flucht nicht kriminalisiert und später zum Beispiel bei der Entlassung nicht benachteiligt werden darf. Eine Flucht gilt hiernach nur als Disziplinosigkeit, für die höchstens 30 Tage Arrest verhängt werden dürfen. Theoretisch würde also zur Ahndung auch eine Verwarnung ausreichen.

Praktisch kam so etwas – zumindest bei den Franzosen – nicht in Betracht. Es liegt auf der Hand, dass selbst 30 Tage «Bau», wie der Arrest von uns Kriegsgefangenen bezeichnet wurde, niemanden von der Flucht abhalten können. Das wussten auch die Franzosen und so liessen sie sich etwas anderes einfallen: In allen der circa 150 Lager wurden die erwischten Kriegsgefangenen von den – wissen – französischen Soldaten des Sicherheitsbüros erst einmal fürchterlich misshandelt. Dann wurde ihnen eine Glatze geschoren. Siehe dazu meine Beobachtungen Anfang November 1946 in Brest.

Als weitere Abschreckung diente die Terrorisierung anderer Kriegsgefangener des Arbeitskommandos, von dem der Kriegsge-



Der Autor 1948 kurz nach der Heimkehr.

fangene geflüchtet war. Ich habe dazu die Misshandlungen des Unteroffiziers Gevelsberg beschrieben, die ich im Mai 1946 im Déminage-Kommando Lestrevet erfuhr. Das waren keine Einzelvorkommnisse, denn ich hörte durch viele Kriegsgefangene von gleich gelagerten Fällen aus ganz Frankreich.

Das wiederum lässt nur den Schluss zu, dass es für diese «Behandlung» irgendwelche Anordnungen gegeben haben muss, denn in keiner Armee der Welt gibt es flächendeckende Handlungen ohne entsprechenden Befehl. Ein solcher kann von der Generaldirektion für die Kriegsgefangenen oder auch vom «Deuxième Bu-

reau» (französischer Geheimdienst) erlassen worden sein, dem die Sicherheitsbüros in den Lagern zusätzlich unterstanden.

Im Laufe des Jahres 1947 hörten diese Übergriffe plötzlich auf. Auch das wird nicht ohne Befehl geschehen sein. Dass es überhaupt Geheimbefehle gab, habe ich in meinen Ausführungen über die Nichtentlassung bestimmter Kategorien, zu denen ausdrücklich die Kriegsgefangenen mit mehreren Fluchtversuchen gezählt wurden, bewiesen. Besonders erschreckend ist aber die hohe Zahl dieser Misshandlungen oder genauer gesagt Kriegsverbrechen.

Ich habe weiter oben als offizielle Zahl der Fluchtfälle, die sich in den Jahren 1945 bis 1948 wohl tatsächlich ereignet haben, 170'000 angegeben. Lässt man die Jahre 1947 und 1948 weg, in denen Übergriffe nicht mehr stattfanden, bleibt mindestens die Hälfte der Fluchtfälle übrig, also 85'000 Misshandlungen an wiederergriffenen Kriegsgefangenen, davon viele mehrfach an denselben Personen, die wiederholt die Flucht versuchten, und noch einmal 85'000 Terrorakte an Kriegsgefangenen aus dem Arbeitskommando des Entflohenen. Stellt man diesen Zahlen die gewiss nicht zu verharmlosenden Misshandlungen von ein paar hundert Irakern in den amerikanischen Gefängnissen im Irak des Jahres 2004 gegenüber, wird erst das ganze Ausmass der französischen Kriegsverbrechen deutlich.

Bleibt noch zu klären, welche Beweggründe eigentlich die deutschen Kriegsgefangenen antrieben, trotz dieser Drangsalierungen eine Flucht zu versuchen. Für einen Normalbürger, der sich nie in der Falle eines auf unbestimmte Zeit bestehenden Freiheitsentzuges befunden hat, ist eine Flucht zunächst nichts weiter als ein aufregendes Abenteuer. Er wird darin noch bestärkt durch entsprechende Darstellungen in Film und Literatur. Tatsächlich ist jede Flucht auch ein Abenteuer, das liegt in der Natur der Sache. Die Gefahr, entdeckt zu werden, macht seinen Reiz aus. In jedem Augenblick können Ereignisse eintreten, die alles auf den Kopf stellen, vorhersehbare Ereignisse finden einfach nicht statt.

Nur: bei einem auf der Flucht befindlichen Kriegsgefangenen lösen solche Unwägbarkeiten keinen lustvollen Reiz, sondern nur

hundserbärmliche Angst aus. Wer sich nicht in der Lage eines Kriegsgefangenen befunden hat, kann das naturgemäss nicht nachempfinden. Hinzu kamen nach den schrecklichen reinen Kriegserlebnissen die Drangsale der Gefangenschaft: Hunger, Seuchen, Misshandlungen, schwere Zwangsarbeit und der dadurch hervorgerufene Tod vieler Kameraden. Einem Menschen, der das alles erlebt hat, steht gewiss nicht der Sinn nach Abenteuern. Diese Motivation fällt also aus.

Neben der Wiedergewinnung der persönlichen Freiheit war in Frankreich der Beweggrund für die Flucht eines Kriegsgefangenen nur der unbändige Drang, «nach Hause zu kommen». Verstärkt wurde dieses Streben noch dadurch, dass bis weit in das Jahr 1948 hinein für fast alle Kriegsgefangenen die weitere Dauer der Gefangenschaft nicht abzusehen war. Nur wenige Leute in den Stammkompanien der Lager kannten überhaupt die Entlassungspläne der Franzosen. Ich gehörte zu diesen und wusste deshalb genau, dass ich persönlich nach den Bestimmungen des berechtigten Geheimbefehls von Dezember 1947 auf absehbare Zeit nicht entlassen werden würde. Aus diesem Grund begann ich noch im März 1948 meine schliesslich erfolgreiche Flucht.

Literatur- und Quellenhinweise

Kurt W. Böhme, Die deutschen Kriegsgefangenen in französischer Hand. 2. Auflage 1976, Verlag Ernst und Werner Gieseking, Bielefeld.

Diesem Buch entnahm ich vor allem offizielles Zahlenmaterial und Beurteilungen etlicher Ereignisse, die ich auch kritisch bewertete.

James Bacque, Der geplante Tod. Verlag Ullstein, Frankfurt am Main und Berlin 1989 (Titel der kanadischen Originalausgabe: Other Losses. Stoddart, Toronto 1989)

Dieses Buch enthält in weit grösserem Umfang als das von Böhme Zeitzeugenberichte und Archivquellen. Es schont weder Amerikaner noch Franzosen, ist weitaus objektiver und muss deshalb als die bessere Dokumentation angesehen werden. «Der geplante Tod» ist auf einer anderen Ebene angesiedelt als mein Buch, das im Wesentlichen auf persönlichen Erlebnissen und Erkenntnissen basiert, während James Bacque in Militärarchiven und bei führenden Militärs recherchieren konnte. Bemerkenswert ist, dass James Bacque und ich in unseren Büchern manchen Vorgang trotz dieser unterschiedlichen Wege am Ende gleich beurteilen.

Brigitte Bailer-Galanda, Eisenhower und die deutschen Kriegsgefangenen, aus: Jahrbuch 1997, S. 111/117. Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands, Wien, 1997.

Günter Bischof, Stephen E. Ambrose (ed.), Eisenhower and the German POWs, Facts against Falsehood. Louisiana University Press, 1992.



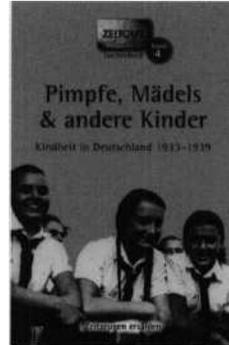
Stöckchen-Hiebe

Kindheit in Deutschland 1914-1933

52 Geschichten und Berichte von Zeitzeugen
336 Seiten mit vielen Abbildungen, Ortsregister, gebunden.

Band 3

ISBN 3-933336-02-3, EUR 12,90



Pimpfe, Mädels & andere Kinder

Kindheit in Deutschland 1933-1939

55 Geschichten und Berichte von Zeitzeugen
322 Seiten mit vielen Abbildungen,
Ortsregister, Taschenbuch. Band 4

ISBN 3-86614-112-2, EUR 9,90



Heil Hitler, Herr Lehrer!

Kindheit in Deutschland 1933-1939

50 Geschichten und Berichte von Zeitzeugen
360 Seiten mit vielen Abbildungen, Ortsregister, Chronologie, gebunden.

Band 13

ISBN 3-933336-12-0, EUR 12,90



Gebrannte Kinder Kindheit in Deutschland

1939-1945 61 Geschichten und Berichte von

Zeitzeugen 368 Seiten mit vielen Abbildungen,
Ortsregister, gebunden. Band 1

ISBN 3-933336-25-2, EUR 12,90

Reihe ZEITGUT – Reisen in die Vergangenheit



Gebrannte Kinder. Zweiter Teil. Kindheit in Deutschland 1939-1945 36 Geschichten und Berichte von Zeitzeugen 334 Seiten mit vielen Abbildungen, Ortsregister, Chronologie, gebunden. Band 7 ISBN 3-933336-26-2, EUR 12,90



Nachkriegs-Kinder
Kindheit in Deutschland 1945-1950
67 Geschichten und Berichte von Zeitzeugen
448 Seiten mit vielen Abbildungen,
Ortsregister, gebunden.
Band 2
ISBN 3-933336-01-5, EUR 12,90



Lebertran und Chewing Gum, Kindheit in Deutschland 1945-1950 55 Geschichten und Berichte von Zeitzeugen 368 Seiten mit vielen Abbildungen, Ortsregister, Chronologie, gebunden.
Band 14
ISBN 3-933336-23-6, EUR 12,90



Schlüssel-Kinder
Kindheit in Deutschland 1950-1960
46 Geschichten und Berichte von Zeitzeugen
336 Seiten mit vielen Abbildungen,
Ortsregister, Klappenbroschur.
Band 6
ISBN 3-933336-05-8, EUR 12,90

Weitere Informationen unter www.zeitgut.com

Wir wollten leben. Jugend in Deutschland 1939-1945

40 Geschichten und Berichte von Zeitzeugen, 344 Seiten mit vielen Abbildungen, Ortsregister, gebunden.

Band 5, ISBN 3-933336-24-4, EUR 12,90

Wir sollten Helden sein. Jugend in Deutschland 1939-1945.

38 Geschichten und Berichte von Zeitzeugen, 331 Seiten mit vielen Abbildungen, Ortsregister, gebunden.

Band 12, ISBN 3-933336-11-2, EUR 12,90

Hungern und hoffen. Jugend in Deutschland 1945-1950

48 Geschichten und Berichte von Zeitzeugen, 361 Seiten mit vielen Abbildungen, Ortsregister, Chronologie, gebunden.

Band 10, ISBN 3-933336-06-6, EUR 12,90

Zwischen Kaiser und Hitler. Kindheit in Deutschland 1914-1933

47 Geschichten und Berichte von Zeitzeugen, 368 Seiten mit vielen Abbildungen, Ortsregister, Taschenbuch.

Band 15, ISBN 3-86614-113-0, EUR 9,90

Täglich Krieg. Deutschland 1939-1945

41 Geschichten und Berichte von Zeitzeugen, 362 Seiten mit vielen Abbildungen, Ortsregister, Chronologie, gebunden.

Band 9, ISBN 3-933336-34-1, EUR 12,90

Und weiter geht es doch. Deutschland 1945-1950

45 Geschichten und Berichte von Zeitzeugen, 361 Seiten mit vielen Abbildungen, Ortsregister, Chronologie, gebunden.

Band 8, ISBN 3-933336-10-4, EUR 12,90



**Von hier nach drüben
Grenzgänge, Reisen und
Fluchten 1945-1961**

40 Geschichten und Berichte von Zeitzeugen
352 Seiten mit vielen Abbildungen,
Ortsregister, Chronologie, gebunden. Band 11.

ISBN 3-933336-13-9, EUR 12,90



**Getäuscht und verraten.
Jugend in Deutschland 1933-1939**

43 Geschichten und Berichte von Zeitzeugen
320 Seiten mit vielen Abbildungen,
Ortsregister, Chronologie, gebunden.

Band 16, ISBN 3-933336-07-4, EUR 12,90